

Franz Josef Knappe :

AUFKLÄRUNG IN BAYERN ?

Eine Anthologie

The screenshot shows a Mozilla Firefox browser window with the following elements:

- Address Bar:** file:///C:/Dokumente und Einstellungen/knappe/Eigene Dateien/HomePage/aufkl/index.html
- Navigation:** Back, Forward, Home, Reload buttons.
- Search:** Google search bar.
- Bookmarks:** AdressBuch, FJK, Google, Spiegel, SZ Süddt., taz, ZEIT, BR, D.Radio, Postbank, ING-DiBa, AnnaGym, ZVAB, hobby, bobbi, WOR, M.S.
- Page Title:** Aufklärung - Bayern
- Page Content:**
 - Logo:** Coat of arms of Bavaria.
 - Section Header:** AUFKLÄRUNG IN BAYERN?
 - Text:** Eine 'kleine' Anthologie zum Thema : » ... *Wie vereint man Widersprüche ...* « ?
 - Text:** Diese 'Seite' hat eine durchaus positive Tendenz. Nach einem 35jährigen Aufenthalt nimmt sich der Herausgeber das Recht heraus, einiges (durch andere) über dieses Land zu sagen. Eine der vielen nicht beantworteten Fragen ist dabei : Wie ist es möglich, daß eine Epoche wie die Aufklärung so spurlos an einer ganzen Region vorbeigehen konnte. Vielleicht kann diese 'Seite' ein wenig zur Aufklärung beitragen.
 - Image:** A photograph of Neuschwanstein Castle in Bavaria, Germany, set against a backdrop of mountains and a lake.
 - Copyright:** © 2003 - 2007 by Franz Josef Knappe — Stobäusstraße 40 — 82515 Wolfratshausen — Kontakt : [email](#)
- Footer:** Fertig
- Taskbar:** Shows Start button, TextArchiv, and two browser windows.

© by

E d i t i o n  z e i t / k r i t i k /
 r e / S O U R C E b i l d / s c h r i f t

Wolfratshausen 2014

Bayernhymne

Text von Michael Ochsner (1816-1893) Melodie von Nias Raus (1807-1878)

Sechsgenut



1. Gott mit dir, du Land der Bayern, deutsche Er-be, Vater-
land! Über dei-nen wei-ten Gau-en ru-he sei-ne Se-gens-hand!
Er be-hü-te dei-ne Flu-ten, schüt-me dei-ner Städ-te Bau und er-
hal-te die die Far-ben sei-nes Him-mels weiß und blau!

Inhaltsverzeichnis:

- Vorwort zur Textauswahl, 4
- I. Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung*, 6
- Karte : Bayern 1789, 11
- H. Achternbusch: *Drei Postkarten*, 12
- C. I. Geiger: *Reise eines Engelländers ...* , 14
- J. Pezzl: *Reise durch den Baierschen Kreis*, 19
- F. Nicolai: *Unter Bayern ...* , 31
- F. Nicolai: *Unter Schwaben ...* , 51
- A. Blumauer: *Lied der Freiheit*, 72
- A. Blumauer: *Aufklärung in Österreich*, 73
- Karte : München 1782, 92
- L. Westenrieder: *Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München*, 93
- A. Weishaupt: *Über Materialismus und Idealismus*, 110 – 126

★ ★ ★

Vorwort (zur Textauswahl)

Doch es gab sie : die Aufklärung in Bayern. Allerdings trieb sie seltsame Blüten, zeigte nur gelegentlich Wirkung und geriet schnell in Vergessenheit. --- Gerade sagt in einer Fernsehserie ("Der Bulle von Tölz") der Bürgermeister: "Es gibt Dinge, die nicht ans Licht der Öffentlichkeit gehören." Besser kann man es nicht formulieren. Licht. Öffentlichkeit. Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. 60-90% CSU-Wähler. Aber es gibt auch Herbert Achternbusch und den Exmönch Johann Pezzl. Wie bekomme ich dies zusammen? Wie löse ich diesen 'Widerspruch'?

Also greifen wir mal wieder auf die Texte zurück. 'Im Laufe der Zeit' stieß ich auf Bilder und Schriften, die mir bei dem Versuch einer Antwort auf diese Frage halfen. Einige von ihnen möchte ich hier zur Verfügung stellen, damit (vielleicht) Vorurteile beseitigt und eine 'freie Sicht', die die Alpen leider nicht zulassen, ermöglicht wird.

Zu den einzelnen Texten :

- Immanuel Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, 1784.
... verständlich, daß diese 'Seite' mit diesem grundlegenden Text beginnen muß : die Antwort eines 'Preußen' auf eine Frage, die so in Bayern nie gestellt wurde.

- Carl Ignaz Geiger: aus: *Reise eines Engelländers, noch ein Bändchen, durch Mannheim, Baiern und Oesterreich nach Wien*. Amsterdam 1790.
Zum Autor finden Sie weitere Texte (u.a. den Roman *Reise eines Erdbewohners in den Mars*, Philadelphia, 1790) und Informationen im Salon unserer LiteraturSeite www.literatur-live.de. Geiger legte dem Text seine Reiseerlebnisse aus dem Jahre 1788 zugrunde. Inwieweit seine (Vor?)Urteile auch heute noch zutreffen mag ein jeder selbst feststellen.

- Der Schriftsteller Johann Pezzl (1756 - 1823) trat 1775 in Oberaltaich in den Benediktinerorden ein, den er jedoch nach einjährigem Noviziat in Scheyern wieder verließ, und studierte seit 1776 Rechtswissenschaften in Salzburg. 1780-82 erschien sein dreibändiger Roman *Briefe aus dem Noviziat*, in dem er seine Klostererfahrungen schilderte und dem weltabgewandten Mönch das Ideal des aufgeklärten Bürgers entgegenstellte. Das Werk wurde in Kurbayern sofort verboten. Als 1780 eine geistliche Untersuchungskommission gegen ihn ermittelte, verließ Pezzl Salzburg, wurde Zeitungsredakteur und Übersetzer bei der Verlagsbuchhandlung Orell, Füssli, Gessner und Cie. in Zürich und veröffentlichte hier 1783 seinen Roman *Faustin oder das philosophische Jahrhundert*, der eine lange Apologie des Reformmonarchen Kaiser Joseph II. enthielt, auf den Pezzl alle Hoffnungen setzte. 1783 kam er nach Wien, hatte hier bald Zugang zu freimaurerisch-literarischen Kreisen, war seit 1785 Vorleser, Bibliothekar und Sekretär von Wenzel Anton Graf von Kaunitz und wurde 1791

Beamter in der Hofchiffrierkanzlei. Aus seiner *Reise durch den Baierischen Kreis* können Sie hier eine kleine Auswahl lesen.

□ Christoph Friedrich Nicolai (1733-1811) unternahm 1781 mit seinem ältesten Sohn Samuel eine Reise durch Süddeutschland. Frucht dieser "aufklärerischen Unternehmung" war ein 12bändiges Werk, das in den Jahren 1783 bis 1797 erschien. *Aufklärung kann nicht frei von Didaktik sein. Wer mehr als andere weiß oder zu wissen glaubt und seine Aufgabe darin sieht, dieses Wissen mitzuteilen, muß zwangsläufig zum Lehrenden werden. Benutzt er dazu die Kunst, muß seine Meisterschaft darin bestehen, das Belehrende, gegen das sich Kunst sträubt, so gut es geht, zu verbergen. Denn Kunst, wie auch Leben, lehren am besten durch Beispiel.* So schreibt Günter de Bruyn über Chr. Fr. Nicolai. Inwieweit Nicolai diesen Anforderungen in seine Reisebeschreibungen gerecht wird, bleibt zu überprüfen. Die über München und Augsburg zusammengestellten Texte wurden aus folgender Ausgabe zitiert:
Friedrich Nicolai: *Unter Bayern und Schwaben. Meine Reise im deutschen Süden.* 1781, Berlin 1989.

□ Die folgenden drei Autoren gehören zu den wenigen wichtigen und auch heute noch beachtenswerten „bairischen Aufklärer“:

□ Alois Blumauer (1755 – 1798) vertritt hier die österreichische Linie (Joseph II.) der Aufklärung. Weiterführende Links finden Sie beim Text. Hier:

http://de.wikipedia.org/wiki/Aloys_Blumauer

□ Lorenz von Westenrieder (1748 – 1829) war Historiker und Schriftsteller in München. 1771 wurde er zum Priester geweiht und trat 1779 dem Illuminatenorden bei. Westenrieder war kein radikaler Aufklärer aber ein nicht zu unterschätzender Historiker wie seine *Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München* zeigt:

http://de.wikipedia.org/wiki/Lorenz_von_Westenrieder

□ Adam Weishaupt (1748 – 1830) war Gründer des Illuminatenordens (und nicht Doppelgänger George Washingtons, wie die fama sagt), Autor und Hochschullehrer. Wie veröffentlichen hier Auszüge aus einem seiner kleineren, aber zentralen philosophischen Werke: *Materialismus und Idealismus*, 1786.

http://de.wikipedia.org/wiki/Adam_Weishaupt

<http://www.adamweishaupt.com/illuminatenziele.html>

http://www.verschwoerungen.info/wiki/Adam_Weishaupt



Immanuel Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*



Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der

Wahlspruch der Aufklärung.

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (naturaliter maiorennes), dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt, u.s.w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außer dem daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern und schreckt gemeinhin von allen ferneren Versuchen ab.

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsicheren Sprung tun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist. Daher gibt es nur Wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit heraus zu wickeln und dennoch einen sicheren Gang zu tun.

Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich; ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, beinahe unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende sogar unter den eingesetzten Vormündern des großen Haufens finden, welche, nachdem sie das Joch der Unmündigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werts und des Berufs jedes Men-

schen selbst zu denken um sich verbreiten werden. Besonders ist hierbei: daß das Publikum, welches zuvor von ihnen unter dieses Joch gebracht worden, sie danach selbst zwingt darunter zu bleiben, wenn es von einigen seiner Vormünder, die selbst aller Aufklärung unfähig sind, dazu aufgewiegelt worden; so schädlich ist es Vorurteile zu pflanzen, weil sie sich zuletzt an denen selbst rächen, die oder deren Vorgänger ihre Urheber gewesen sind. Daher kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zustande kommen; sondern neue Vorurteile werden ebensowohl als die alten zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen.

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit; und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: räsioniert nicht! Der Offizier sagt: räsioniert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: räsioniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsioniert nicht, sondern glaubt! (Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: räsioniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; aber gehorcht!) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar beförderlich? - Ich antworte: der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zustande bringen; der Privatgebrauch derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf. Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanism notwendig, vermittels dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich bloß passiv verhalten müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet, oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt, zu räsionieren; sondern man muß gehorchen. So fern sich aber dieser Teil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin in der Qualität eines Gelehrten, der sich an ein Publikum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet: kann er allerdings räsionieren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Teile als passives Glied angesetzt ist. So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinen Oberen etwas anbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter über die Fehler im Kriegesdienste Anmerkungen zu machen und diese seinem Publikum zur Beurteilung vorzulegen. Der Bürger kann sich nicht weigern, die ihm auferlegten Abgaben zu leisten; sogar kann ein vorwitziger Tadel solcher Auflagen, wenn sie von ihm geleistet werden sollen, als ein Skandal (das allgemeine Widersetzlichkeiten veranlassen könnte) bestraft werden. Eben derselbe handelt demungeachtet der Pflicht eines Bürgers nicht entgegen, wenn er als Gelehrter wider die Unschicklichkeit oder auch Ungerechtigkeit solcher Ausschreibungen öffentlich seine Gedanken äußert. Ebenso ist ein Geistlicher verbunden, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu tun; denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat

er volle Freiheit, ja sogar den Beruf dazu, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publikum mitzuteilen. Es ist hiebei auch nichts, was dem Gewissen zur Last gelegt werden könnte. Denn was er infolge seines Amtes als Geschäftsträger der Kirche lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines anderen vorzutragen ange stellt ist. Er wird sagen: unsere Kirche lehrt dieses oder jenes; das sind die Beweisgründe, deren sie sich bedient. Er zieht alsdann allen praktischen Nutzen für seine Gemeinde aus Satzungen, die er selbst nicht mit voller Überzeugung unterschreiben würde, zu deren Vortrag er sich gleichwohl anheischig machen kann, weil es doch nicht ganz unmöglich ist, daß darin Wahrheit verborgen läge, auf alle Fälle aber wenigstens doch nichts der inneren Religion Widersprechendes darin angetroffen wird. Denn glaubte er das letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können; er müßte es niederlegen. Der Gebrauch also, den ein ange stellter Lehrer von seiner Vernunft vor seiner Gemeinde macht, ist bloß ein Privatge brauch: weil diese immer nur eine häusliche, obwohl noch so große Versammlung ist; und in Ansehung dessen ist er als Priester nicht frei und darf es auch nicht sein, weil er einen fremden Auftrag ausrichtet. Dagegen als Gelehrter, der durch Schriften zum eigentlichen Publikum, nämlich der Welt, spricht, mithin der Geistliche im öffent lichen Gebrauche seiner Vernunft genießt einer uneingeschränkte Freiheit, sich sei ner eigenen Vernunft zu bedienen und in seiner eigenen Person zu sprechen. Denn daß die Vormünder des Volks (in geistlichen Dingen) selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.

Aber sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung, oder eine ehrwürdige Classis (wie sie sich unter den Holländern selbst nennt), be rechtigt sein, sich eidlich untereinander auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittels ihrer über das Volk zu führen und diese sogar zu verewigen? Ich sage: das ist ganz unmöglich. Ein solcher Kontrakt, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf schwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm un möglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrtümern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen. Der Probiertein alles dessen, was über ein Volk als Gesetz beschlossen werden kann, liegt in der Frage: ob ein Volk sich selbst wohl ein solches Gesetz auferlegen könnte. Nun wäre dieses wohl gleichsam in der Er wartung eines besseren auf eine bestimmte kurze Zeit möglich, um eine gewisse Ordnung einzuführen: indem man es zugleich jedem der Bürger, vornehmlich dem Geistlichen frei ließe, in der Qualität eines Gelehrten öffentlich, d.i. durch Schriften, über das Fehlerhafte der dermaligen Einrichtung seine Anmerkungen zu machen, indessen die eingeführte Ordnung noch immer forzdauerte, bis die Einsicht in die Beschaffenheit dieser Sachen öffentlich so weit gekommen und bewährt worden, daß sie durch Vereinigung ihrer Stimmen (wenngleich nicht aller) einen Vorschlag vor den Thron bringen könnte, um diejenigen Gemeinden in Schutz zu nehmen, die sich etwa

nach ihren Begriffen der besseren Einsicht zu einer veränderten Religionseinrichtung geeinigt hätten, ohne doch diejenigen zu hindern, die es beim Alten wollten bewenden lassen. Aber auf eine beharrliche, von Niemanden öffentlich zu bezweifelnde Religionsverfassung auch nur binnen der Lebensdauer eines Menschen sich zu einigen und dadurch einen Zeitraum in dem Fortgange der Menschheit zur Verbesserung gleichsam zu vernichten und fruchtlos, dadurch aber wohl gar der Nachkommenschaft nachteilig zu machen, ist schlechterdings unerlaubt. Ein Mensch kann zwar für seine Person und auch alsdann nur auf einige Zeit in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Verzicht zu tun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesamten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeintliche Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammen bestehe: so kann er seine Untertanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu tun nötig finden; das geht ihn nichts an, wohl aber zu verhüten, daß nicht einer den andern gewalttätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinem Vermögen zu arbeiten. Es tut selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hier einmischt, indem er die Schriften, wodurch seine Untertanen ihre Einsichten ins Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener höchster Einsicht tut, wo er sich dem Vorwurfe aussetzt: *Caesar non est supra Grammaticos*, als auch und noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotismus einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Untertanen zu unterstützen.

Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon imstande wären, oder darin auch nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Anderen sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein daß jetzt ihnen doch das Feld geöffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und die Hindernisse der allgemeinen Aufklärung, oder des Ausganges aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit allmählich weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friederichs.

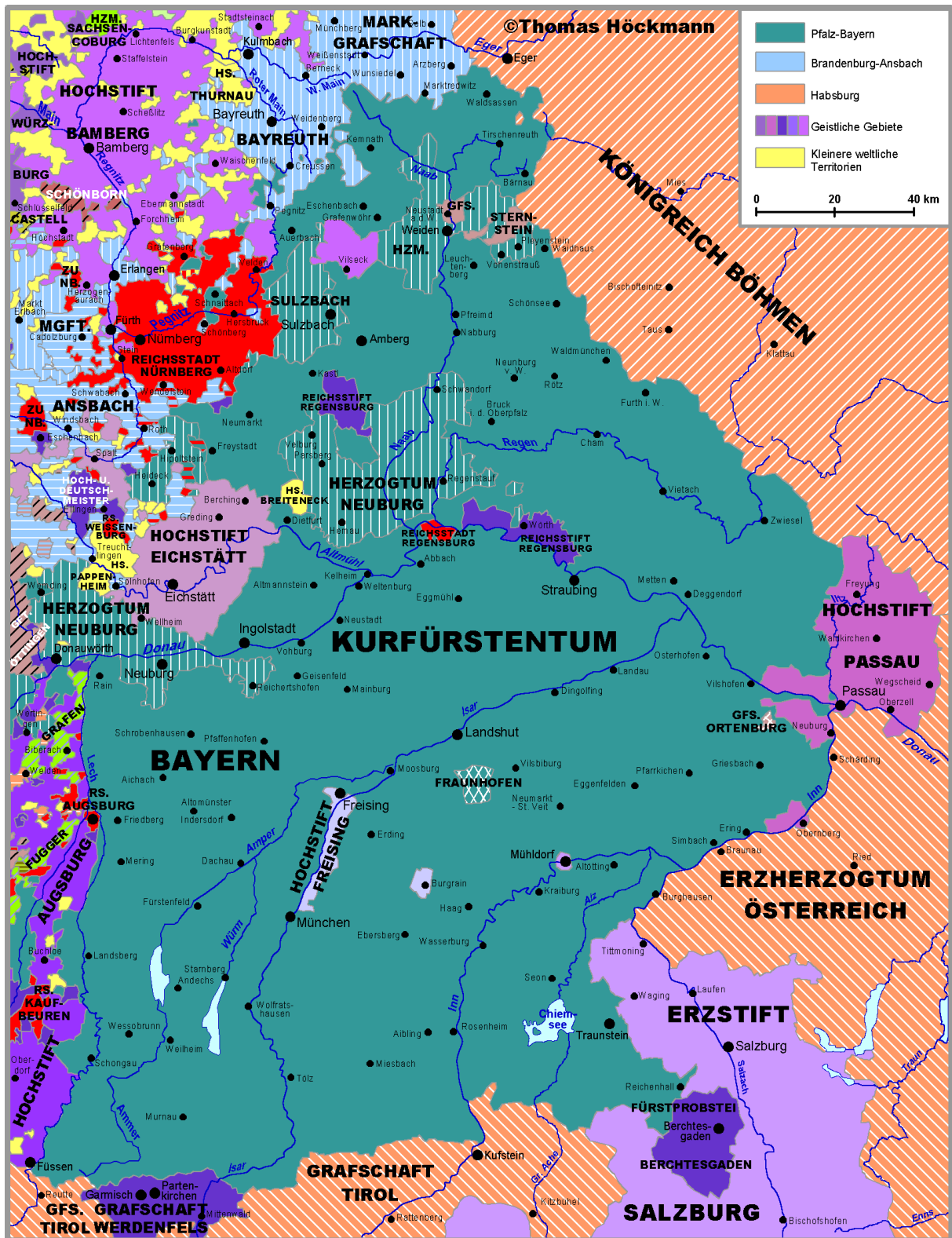
Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen: daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit wenigstens von Seiten der Regierung entschlug und Jedem frei ließ, sich in allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche unbeschadet ihrer Amtspflicht ihre vom angenommenen Symbol hier oder da abweichenden Urteile und Einsichten in der Qualität der Gelehrten frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen

Wesens nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Roheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.

Ich habe den Hauptpunkt der Aufklärung, d.i. des Ausgangs der Menschen aus ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit, vorzüglich in Religionssachen gesetzt: weil in Ansehung der Künste und Wissenschaften unsere Beherrscher kein Interesse haben, den Vormund über ihre Untertanen zu spielen; überdem auch jene Unmündigkeit, so wie die schädlichste, also auch die entehrendste unter allen ist. Aber die Denkungsart eines Staatsoberhauptes, der die erstere begünstigt, geht noch weiter und sieht ein: daß selbst in Ansehung seiner Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, seinen Untertanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben sogar mit einer freimütigen Kritik der schon gegebenen der Welt öffentlich vorzulegen; davon wir ein glänzendes Beispiel haben, wodurch noch kein Monarch demjenigen vorging, welchen wir verehren.

Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohldiszipliniertes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: rasonniert, soviel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht! So zeigt sich hier ein befremdlicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, darin fast alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes des Volks vorteilhaft und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat: so wirkt dieser allmählig zurück auf die Sinesart des Volks (wodurch dieses der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird) und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln.

Königsberg in Preußen, den 30. Septemb. 1784.



Herbert Achternbusch : Drei Postkarten

IN BAYERN SIND 60% DER BEVÖLKERUNG ANARCHISTEN



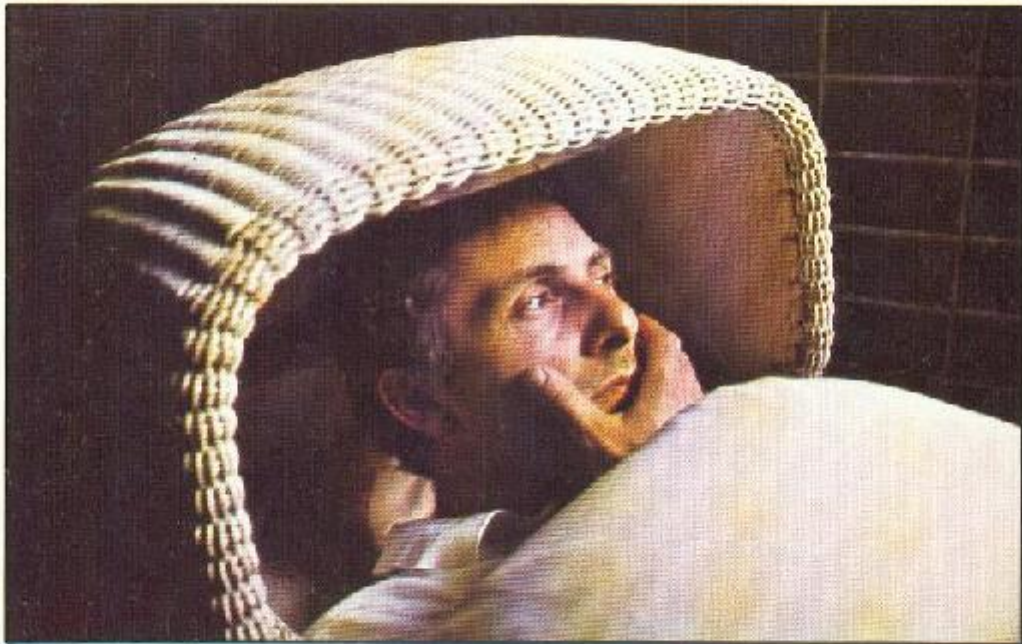
UND DIE WÄHLEN ALLE DIE CSU

ES IST EIN LEICHTES



BEIM GEHEN DEN BODEN ZU BERÜHREN

EIN MENSCH IST EMPFINDLICH



WIE JEDER ANDERE AUCH

Carl Ignaz Geiger:

aus: *Reise eines Engelländers, noch ein Bändchen, durch Mannheim, Baiern und Oesterreich nach Wien*

Amsterdam 1790.

München ...

Es gefällt mit hier ziemlich wohl. Die Stadt ist hübsch; hat schöne Strasen und verschiedene prächtige Gebäude; besonders Kirchen; wovon keine ohne irgend ein miraculöses Bild ist; und in der Leatinerkirche ist sogar eine *heilige Stiege*, wie man sie nennt; nemlich eine Nachahmung von jener in Italien, wenn mir recht ist, zu *Loretto*; die man nicht hinauf gehen darf, sondern kniend rütschen muß.

Ueberhaupt ist Religionsdumheit und Aberglaube ein herrschender Zug in dem Bilde von München und ganz Bayern. Eine sonderbare Szene dieser Art hat mich in den ersten Tagen meines Hierseyens überrascht, die ich Dir doch der Seltsamkeit wegen erzählen muß, weil sie Dich amüsieren wird, so wie sie mich, der ich wenig unter Katholiken wohnte, mit Erstaunen überraschte. Ich hörte ein Glöcklein, dessen Schall immer näher kam, und ununterbrochen durch die Strassen stürmte. Anfänglich dacht ich, daß etwas ausgeschellt würde; welches anderwärts eine gewöhnliche Art von Bekanntmachung ist. Aber das Stürmen setzte gar nicht aus, und ich hörte zwischendurch ein wildes Geschnader von Menschen, dann wieder einmal mitunter ein kurzes, fürchterlich lautes Gebrülle. Erschrocken lief ich itzt ans Fenster, um das Unglück zu sehen, das, meiner Meinung nach, vorgieng. Ich erstaunte noch mehr, als ich einen Geistlichen im Korhemde, von drey Mann Wache daherführen sah, der etwas in beiden Händen vor sich trug, das ich nicht erkennen konte. Vor ihm her giengen ein Paar vermumte Jungens in einer Art von Hemden, die sie über sich hängen hatten, und Weiberröcken, diese brüllten von Zeit zu Zeit laut dazu; ihnen folgten einige Kerls in einer Art von Toga gekleidet, die bey hellem Tage Laternen mit Licht trugen; hinter ihnen, unmittelbar vor dem Geistlichen, kam ein Mann, wieder mit einem Hemde behängt, der das stürmende Getöse mit der Glocke machte. / Mein erster konfuser Gedanke war, daß hier die Wache einige Tollgewordene ins Narrenhaus führe. Aber bald ward ich wieder irre gemacht; denn hinterdrein lief wild durch einander schnatterndes Volk mit Rosenkränzen, und rings im Umkreise, soweit man sehen konnte, zog alles die Hüte, fiel auf die Knie, und schlug sich an die Brust. Ein junger Mensch wollte, mit abgezogenem Hute, bescheiden vorüber gehn; "Stehn bleibst!" scholl ihm mit lautem Geschrey entgegen, und Wut blitzte sogleich aus allen Gesichtern. Daraus schloß ich nun, daß es ein Religionsact seyn müsse, und mein Wirt belehrte mich sehr andächtig, daß man einem Kranken das Abendmahl reiche!... Hätt' es der Göttliche gedacht, als er das Abendmahl einsetzte, daß mit dem heiligsten, simpelsten Andenken, das er uns hinterließ, solch eine ärgerliche Harlequinade je sollte gespielt werden? Welch ein Trost für den Sterbenden, statt der ruhigen Erquickung seiner Seele durch den Genuß des Andenkens an den liebevollen Stifter seiner Religion, zusammengeschröckt werden in der letzten, bangen Stunde, da jede Nerve schwach ist, durch das stürmende Getöse der Glocke und das wilde Geschnader und Gebrülle der Menschen! ...

Die Pfaffen und das Pfaffenwesen haben sich nirgends in Teutschland so sehr eingenistet, und üben nirgends unumschränktere Gewalt aus, als hier. Unglaublich ist es, wie sie so ganz nach ihrer Fantasie den Fürsten und das Volk am Gängelbände führen. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Leibärzte dem letztverstorbenen Kurfürsten *Maximilian*, in seiner Todeskrankheit, Lukaszeddel und Dreykönigswasser statt Arzney gaben; und der gute Fürst ließ sich noch wenige Tage vor seinem Ende ein miraculöses Marienbild aus einer gewissen Kirche in öffentlicher Prozession vors Bette tragen. Die Szene war tragicomisch. - Das Schreyen und Weinen des Volkes war dabey allgemein - sie flehten zu dem Bilde mit Entusiasmus, und erwarteten mit Zuversicht von ihm die Wiederherstellung ihres Fürsten - und dieser ließ das Bild im Bette vor sich aufstellen; küßte es, drückte es an seine Brust; weinte und betete mit einer Inbrunst und einer Rührung, die alle Umstehenden mit heißen Tränen bewegte: wiewohl Kluge dafür hielten, es wäre besser gewesen, wenn der Kurfürst, statt der Maria, in Zeiten einen besseren Arzt aus fremden Landen würde haben holen lassen, der ihm, statt Lukaszeddel und Dreykönigswasser, gute heilsame Arzeneyen verordnet hätte.

Der itzige Kurfürst wird nicht weniger durch seinen Beichtvater, einen Exjesuiten, Pater *Frank*, mit Namen, beherrscht. Dieser Mann steht mit dem Kurfürsten in einem stillschweigenden Akkorde; vermöge dessen er ihm alle Ausschweifungen gegen das sechste Gebot vergiebt: wenn der Fürst dafür sonst thut, was er haben will. Da dieser nun eben so wollüstig, als schwachköpfig ist: so hat *P. Frank*, der übrigens nichts weniger, als ein intriganter, feiner Kopf, sondern bloß ein roher, dummer Orthodoxe ist - durch die simpelste Politique von der Welt, das Ruder des Staates in seinen Händen, das er gemeinschaftlich mit einem gewissen Baron *Kreitmayr* führet. Da aber dieser *Kreitmayr* ganz unter dem Pantoffel seiner theuren Ehehelfte, eines pöbelhaften, schmutzigen, ränkesüchtigen Weibes steht: so kann man vielmehr sagen, daß *P. Frank* und die *Kreitmayrin* das Ruder des Staates in Bayern regieren. Die andern sind - Boots-knechte. Die Streiche dieses Weibes sind so allgemein hier bekannt, daß kein Gassenjunge ist, der nicht ein Stückchen von der *Kreitmayrin* zu erzählen weiß, die alle vom niederträchtigsten Geiz, schmutziger Habsucht, und von Pöbelhaftigkeit aller Art zeigen. Allgemein ist daher ihr Name der Gegenstand des Hasses und der Verachtung unter dem Volke.

Das Volk ist hier mehr, als irgendwo ein Lastthier, dem vom Fürsten, von Pfaffen und Weibern Bürden aufgehalsset werden, worunter es fast erliegt. Ihre natürliche Trägheit ist glücklicher Weise Ursache, daß sie diese Bürden nicht abwerfen. Keuchend schleppen sie sich drunter fort; und alles was sie thun, ist, daß sie manchmal wie Bären brummen, und sich schütteln; wie sie ohnlängst thaten. Aber der Kurfürst, dem dabei gleichwohl nicht gut zu Muthe war, gieng nur in aller Eile aus dem Wege, und zeigte von fern die Peitsche und gleich krochen sie wieder zu seinen Füßen; thaten gar zahm und geduldig, und leckten ihm so lange die Hände; bis er zurücke kam, und nun lassen sie wieder von neuem ganz ruhig auf sich herum trampeln, wies beliebt.

Zu dieser Trägheit trägt zwar ihre Nahrung, das dicke Bier und die bayrischen Nudeln unstreitig viel bey: aber mehr noch das Pfaffenwesen. Es ist diesen Herren daran gelegen, dem Volke Verachtung irdischer Güter zu predigen, sie schwatzen ihnen nur stets von himmlischen Verdiensten, vom ewigen Leben, und lehren sie, das Irdische darüber vernachlässigen. Das getäuschte Volk trägt daher sein Geld für Messen in die Klöster; beschenkt die Pfaffen; läuft von einer Kirche in die andere und

glaubt, durch das Gebet mehr zu erhalten, als durch Arbeit, Fleis und Thätigkeit. Bruderschaften, Gegenandachten, Ablässe, Messen, Vespern, Litaneyen, und wie die geistlichen Gaukelspiele alle heisen, beschäftigen sie mehr, als häusliche Arbeiten und bürgerliche Geschäfte.

Ueberhaupt ist der Schaden, den die Mönche diesem Lande thun, höchst beträchtlich. Man bedenke nur: Bayern enthält 729 Quadratmeilen, und bringt ohngefähr 6 Millionen Gulden ein: den Umfang der Rheinpfalz und der Herzogthümer Jülich und Berg zusam enthält kaum 240 Quadratmeilen, und also nicht den dritten Theil Bayerns, und wirft gleichwohl mehr dann halb soviel ab, und zählt beynahe halb soviel Einwohner als Bayern. Dagegen hat Bayern 200 Klöster und in diesen ohngefähr 5000 Mönche. Viele dieser Klöster haben 30-40000 Gulden jährlicher Einkünfte. Das einzige Kloster Niederalteich soll jährlich über 100000 Gulden rentiren. Alle Einkünfte der Stifte und Klöster dieses Landes belaufen sich jährlich auf 2 Millionen Gulden; die Einkünfte des Hofes auf sechs.

Kann demnach wohl etwas anschaulicher seyn, als das Verderben, das diese Hornisse übers Land bringen? Was soll ich erst von der tiefen Barbarey sprechen, die sie hier verbreiten und unterhalten? Alle Pfarreyen der Stadt, deren sie baare fünf hat, sind mit Exjesuiten und alle Schulen mit Mönchen besetzt. Von allen Kanzeln hört man daher nichts, als Schimpfen und Schmähen über Freygeister, Freymaurer, und neue, gefährliche Irrlehren und Bücher ec ec. *P. Frank*, der Beichtvater des Kurfürsten, thut sich vor allen durch Raserey und Unsinn hervor; wenn er, vom Burgunderweine und Religionseifer glühend, die Kanzel betritt. Der Jesuitenorden, hat sogar hier seine Loschen, deren eine im *Nockerischen* Hause, die andere beim Handelsmann *Dusch* und die dritte bey dem wohlberührten Baron *Kreitmayr* sich versammelt. Selbst der kurfürstl. geistliche Rath ist mit Männern besetzt, die ganz jesuitisch sind. Der Director desselben, der zugleich Dechant zu St. Peter ist, kann Dir von diesem löbl. Corpus einen hinreichenden Begriff machen. Er war es, der einen der erbaulichsten Gebräuche wieder einsetzte, welcher schon einmal abgeschafft war, und dem zu Folge jährlich am Palmsonntage ein hölzerner Christus auf einem hölzernen Esel sitzend, in dem Kirchhofe der St. Peterskirche herumgeführt wurde, dem man die Kinder hatte aufhucken und mit herum reiten lassen. Der Dechant interessirte sich aus brüderlichem Mitleid für den Esel, und verschaffte ihm seine vorige Rechte wieder, und die ganze Klerisey begleiten ihn, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, bey seinem Zuge.

Allein die Folgen der schönen Mönchsreligion und Mönchsmoral äussern sich auch hier wieder deutlich. Die gröbste Ausgelassenheit und Unsittlichkeit geht mit der strengsten Bigotterie Hand in Hand. Ein Mädchen, das um viel Geld am Freitag nicht ein Stückchen Fleisch essen würde, trägt dieselbe Nacht ihren Körper auf der Gasse feil - und die fromme Matrone, die es für die größte Sünde hielte, nicht in die h. Messe zu gehen, macht sich kein Gewissen, die Ehre junger Mädchen der Geilheit eines Wollüstlings zu verkaufen.

Nirgends ist vielleicht die zügelloseste Ausgelassenheit in dem Punkte so weit eingerissen, als hier. Schwerlich ist ein Drittel der Inwohner sowohl männlich als weiblichen Geschlechts, das nicht von der Lustseuche angesteckt wäre. Selbst die vornehmsten Häuser sind davon nicht ausgenommen, und am meisten hat man sich gegen die Saloppen und Bouffanten vorzusehen; weil auch die Damen sehr freyge-

big mit gewissen Gunstbezeugungen sind.

Man muß aber auch gestehen, daß die münchner Frauenzimmer viel Anlage zur Wollust und nicht weniger körperlichen Reiz haben. Das weibliche Geschlecht vom bürgerlichen Stande verliert aber von seiner Schönheit durch die abscheuliche Landestracht, die den ganzen Körperbau verunstaltet. Sie tragen eine Art von fischbeinernem Küräß, Mieder genannt, der einen halben Zoll dicke und so steif ist, als ob er aus Holz wäre; worein der ganze Leib bis an den Hals eingehüllt ist; und unter diesem Küräß, Winters und Sommers, ein Leibchen bis am Halse zugeknöpft. An dem Mieder hängt eine halb Pfund schwere, auch noch schwerere silberne Kette, womit dieser Küräß vorne zugeschnürt ist, und eben so eine Kette tragen sie um den Hals, vorne mit einem Schlosse befestigt. Der Unterleib ist in eine Menge von dicken Röcken gehüllt; denn sie setzen einen Stolz darein, sehr viel Embonpoint an diesem Theile des Leibes zu haben.

Ihre Bildung ist meistens schön, und hat was Eigenes im Kiene, das auf eine angenehme Art, die man im Bilde der griechischen *Sappho* sieht, eingebogen ist, und dem Gesicht einen Zug von männlicher Stärke gibt. Ihre Farbe ist roth und gesund, und ihr Körper stark und fleischig.

Aber die Männer sind desto weniger schön; sie haben schmale Schultern, dicke Bäuche, magere Beine und sind von mittelmässiger Grösse. Kurz; sie sind so ganz und gar das Ebenbild eines Kamtschadalen, daß man glauben sollte, die Reisebeschreiber, die diese schildern, haben den Bayer in einem Spiegel darstellen wollen. Selbst ihr Charakter stimmt genau mit jenem der Kamtschadalen überein. Der Kamtschadale ist kriechend, voll sklavischer Unterwürfigkeit: der Bayer ist es, wie ich oben schon zeigte, nicht weniger der Kamtschadale ist träg und begnügt sich lieber mit wenigem, als daß er arbeitet: der Bayer lebt lieber in Armuth, geht müssig, und bittelt, als daß er sich durch Arbeit die Quellen von Wohlstand zu öffnen suchte: man sieht daher auch nirgends mehr Bettler und Jaunergesindel, als in Bayern der Kamtschadale ist unmässig: der Bayer nicht weniger wenn der Bayer von bessern Zeiten der Vergangenheit spricht, so sagt er, wie der Kamtschadale bei *Steller*: "Dort waren andere Zeiten; dort sofften wir, daß man bis über die Knöchel im Gespeye gehen konnte: itzt macht man sich die Fußsohle kaum naß." Da Du den *Dü Halde* und *Steller* besitzest: so schlag dieß Bild nach: und Du wirst die gesagte Aehnlichkeit noch frappanter und vollständiger ausgemahlt finden.

Die Weiber vom Bürgerstande führen hier das Hausregiment. Sie laufen mit einem grossen Bunde Schlüssel, der in einem Riemen an der Hüfte hängt, im Hause umher, kommandiren, schreyen, fluchen, und trinken vom frühen Morgen an braun Bier dazu. Der Mann ist die Achse, um die sich alles herum bewegt: er sitzt indeß gelassen in einem Großvaterstuhle, und der Braunbierkrug steht ihm beständig zur Seite. Nach dem Frühestück fängt er schon an, Bier zu trinken, raucht dabey sein Pfeifchen; ißt darauf eine Wurst, oder nach Appetite auch mehrere; geht alsdann aus in die heilige Messe, und auf den Getraidmarkt, und sieht Getraid an; kömt nach Hause, ißt zu Mittag; setzt sich dann wieder in seinen Großvaterstuhl, trinkt sein Braunbier; geht Nachmittags nach der Kegelbahne, oder in die Kirche; kömt Abends nach Hause, ißt nochmal; trinkt den Schlaftrunk,*) [*] Ist, was man, nach hiesigem Landesgebrauch noch nach dem Nachtessen, unmittelbar vor Bettegehn trinkt. In den Klöstern, besonders in Prälaturen wird daher jedem Gaste nach dem Nachtessen, noch eine grosse Kanne Bier von ein Paar Maas mit aufs Schlafzimmer gegeben.] und geht zu Bette.

Ein Bayer selbst auch das weibliche Geschlecht nicht ausgenommen trinkt gemächlich des Tages seine zehn, zwölf Maas braun Bier: es giebt aber deren nicht wenige, die auch mehr trinken. Die Consumption des Bieres übersteigt daher allen Glauben. Nicht allein die Bierbräuer, sondern auch die Klöster brauen; und nach dem genausten Calcul werden in all diesen Braustätten jährlich über 200000 Eimer Bier gebraut.

Ausser dem gewöhnlichen Braunbier, haben sie noch eine andere Gattung von Biere, das ausserordentlich dicke und stark ist, und Einbock genant wird. Man kann es aber nur um eine gewisse Zeit des Sommers haben. Die Zechgäste sitzen dabey in den Kellern, wo es ausgezapft wird; auch unter den Bogengängen am Marktplatze sind dergleichen Zechgelage, wo sogar Herren und Frauenzimmer von Stande sich einfinden, und Einbock trinken. An einem dieser letztgenanten Plätze siht man das Bildniß *D. Martin Luthers*, welches in einer Nische dieses Bogenganges hängt, und dem plumpen Witze der Zecher zum Gegenstande dienen muß. Da dieß Getränk sehr berauschend ist: so sind wenige Zechgäste, die nicht von diesen Gelagen nach Hause taumeln. Ein Bierwirth würde auch bald in üblen Ruf gerathen; wofern sein Bier nicht diese Wirkung thäte. Sie erfinden daher allerley höchst schädliche und giftige Mittel, um diesem Getränke eine berauschende Stärke zu geben. Ueblichkeiten und rasende Kopfschmerzen sind die sichern Kennzeichen, und auch jedesmal die unausbleiblichen Folgen davon. Ueberhaupt werden hier die abscheulichsten, schädlichsten Verfälschungen mit dem Biere getrieben, die wohl einer bessern Aufmerksamkeit der Polizey würdig wären. Spießglas ist das gewöhnlichste Ingrediens, dessen sich diese Bierfälscher bedienen, um dem Biere helle Farbe und Stärke zu geben. Andere hängen Gröte in das Faß, und wieder andere treiben tausend andere Vergiftungen ... Wann wird man doch einsehen lernen, daß, besonders in Städten, weit mehrere Menschen durch Vergiftung der Nahrungsmittel, als durch natürlichen Tod sterben! ...

Johann Pezzl:
Reise durch den Baierschen Kreis. 1784
Eine Blütenlese

Textgrundlage : die 2. erweiterte Ausgabe, ebenfalls 1784. — Druckfehler, Schreibfehler, etc. gehen zu Lasten dieser Ausgabe.

Es wurde versucht, eine Auswahl zu treffen, die (soweit dies möglich ist) den Geist des Buches wiedergibt. — Wünschenswert wäre eine Neuauflage, die aber (soweit ich die 'baierischen' Verhältnisse kenne) in einer absehbaren Zeit wohl kaum zu erwarten ist.

R e i s e
durch den
Baierschen Kreis.

Mit vielen Zusätzen und Berichtigungen.



Goluburg und Zeitzis,
1784.

(...) Nur was ich über Sittlichkeit, Aufklärung, Volkscharakter und Nationaldenkart aufhaschen kann, soll hauptsächlich mein Gegenstand seyn. Ich will mich, so viel es thunlich ist, mit der Nation familiarisiren, will sie über sich selbst reden hören, sollt ich auch, — wie weiland Dechant Swift — die Gelegenheit dazu in Tagelöhnerhütten und Winkelschenken aufsuchen müssen. (Seite 1)

Passau.

(...) Wäre nicht im sechszehnten Jahrhundert zwischen den Katholiken und Protestanten hier der bekannte **Passauischen Religionsvertrag** geschlossen worden, wäre die Stadt nicht der Sitz eines jener politischen Mitteldinge, die in Deutschland unter dem Namen der **Fürst=Bischöfe** existiren, so würde sie ausser ihrem Kreise ganz unbekannt seyn. Der Ort ist nicht so ganz unansehnlich, als man es von einem Platze vermuthen sollte, der vermöge des Zusammenflusses zweener schiffbarer Flüsse seinen Ursprung unbezweifelt einigen Boots knechten und Fischern zu danken hat. Er liegt zwischen zwei Festungen, einer überirdischen, und einer irrdischen. An der Südseite liegt die himmlischen Zitadelle Maria=Hilf: An der Nordseite der Donau liegt die **bischöfliche Festung Oberhaus**. Ich weiß nicht, was Sie bey dem Ausdruck denken; aber mir kömmt eine **bischöfliche Festung** eben so ärgerlich vor, als mir ein **bischöfliches H**haus** seyn würde: Ich denke für einen Bischof sind beide Dinge gleich unanständig; und finde nicht, was die heiligen Kanonen mit den Festungskanonen für eine Verbindung haben können, so oft auch immer die ersten durch die letztern gepredigt worden.

Der verstorbene Fürst=Bischof, der die bekannte Prachtliebe, und das grosse Herz aller Firmian's hatte, gab dem Platz eine Zeitlang ziemlich viel Lebhaftigkeit; aber die Revenüen seines Erdkreises reichten nicht lange hin, den grossen Plan fortzusetzen. Die Schulden häuften sich. Man schränkte sich also wieder ein, und es divertirte sich der Hof beynahe bloß noch mit der Jagd. Der itzige Fürst=Bischof ist ein Graf von Auersperg. Weil nach Firmians Tode der Kaiser alle in Oesterreich liegende Güter, die sowohl zur fürstbischöflichen Tafel als zum Kapitel gehörten, nebst der ganzen Diöcese, wo weit sie in seinen Landen liegt, eingezogen hatte, so fand er sich genöthiget, seinen Hofstaat viel enger zusammenzuziehen. Zwar kamen die Güter wieder

alle zurück, aber die Diöcese blieb, was sie war, für immer verloren, und Passau muß nun auch den Bischof zu Linz erhalten, daß also noch immer die Sparsamkeit die vorzüglichste Tugend für den Fürsten werden mußte. (Seite 2-4) (...)

Die Passauer sind übrigens lebhaft und guten Humors. Wäre die Stadt nicht so sehr mit Pfaffen angefüllt, die es bekanntlich noch immer für nöthig halten, die natürlichsten Dinge in heiligen Nebel einzuhüllen, so würde sie kein unwitziges Völklein beherbergen. Dieses Nebelsystem drückt aber hier desto mächtiger, weil die Geistlichen nicht bloß predigen, sondern herrschen. (Seite 7) (...)

Straubingen.

Auf der Reise hieher hab ich zwei mir merkwürdige Orte besucht. Es ist **Nieder=Alteich**, und **Deckendorf**.

Nieder=Alteich ist die reichste Benediktiner Abtei im bairischen Kreise, die aber im Jahr 1774. beinahe Bankrut gemacht hätte, und noch itzt in gräulichen Schulden steckt. Sie liegt nicht ferne von der Donau, und ist ein weitläufiges und zum Theil sehr prächtiges Gebäude. Dieß Kloster zählt gewöhnlich gegen 65 bis 70 Mönche, wovon aber zwei Detaschements abwesend sind, davon das eine unter einem Prior zu St. Oswald an der Gränze von Böhmen, und das andre zu Riechnach steht. Auch einzelne Mönche stehen als Pfarrer auf den Dörfern, oder als sogenannte Pröbste auf Schlössern, die zur Abtei gehören. Die jährlichen Einkünfte sollen sich wenigst auf 95000 Gulden belaufen. Die Schulden betragen ungefähr eine halbe Million.

Der verstorbene Prälat, Augustin Ziegler, brachte dieses Sümchen ganz in der Stille auf den Konto; und Schmarozer, Mätressen und Musikanten halfen ihm in die Wette zur Verschwendung. Ich habe hier Wunderdinge von ihm erzählen hören; er führte das luxuriöseste Leben, das sich für einen Prälaten denken läßt. Den leeren Titel eines kurfürstlichen geheimen Rathes bezahlte er mit 10000 Thalern, damit man ihn **Eure Excellenz, Hochwürden und Gnaden** betiteln mußte. Nebst seinem Kammerdiener hielt er noch zween Leibpagen. An seinem Namenstage floß alles, was in der ganzen Regierung Straubingen Hochwürdig, Gnädig und Gestreng hieß, im großen Speisesaal von Niederalteich zusammen; seinem Kabinet gegenüber stand schon am frühesten Morgen ein Kor mit Trompeten und Pauken: Sobald Se. Excellenz die Augen aufschlug, zogen die Leibpagen die damastenen reich mit Gold geschmückten Vorhänge von den Fenstern; Trompeten und Pauken wirbelten und eine Batterie von kleinen Mörsern donnerte in der ganzen Nachbarschaft den Namenstag des wichtigen Mannes aus ... Von irgend einer wissenschaftlichen Betriebbarkeit war unter seiner Regierung auch nicht eine Spur dort; aber Musik herrschte in vollem Glanz. Diese war einige Jahre lang das einzige Verdienst, das der wollüstige Prälat suchte; denn es war ihm unmöglich geworden, einen Schmaus ohne vollstimmige Tafelmusik zu verdauen ... Reisen hieher nach Straubingen, wo er nicht selten dem ganzen garnisonirenden Offizierskorps oder dem ganzen Regierungskollegium Abendschmäuse von fünfzig Loisd'ors am Werthe gab: Reisen nach Passau und München, wo ihn die Launen Amors noch mehr kosteten als der geheime Rathstitel: Spieltische und Jagden, und überhaupt alles, was Luxus heißt, machten hier einen ewigen Zirkeltanz.

So ein Mann hätte, wie Sie sehen, den Schatz von Loretto erschöpft. Auch giengs der Kasse von Niederalteich nicht besser. - Man fieng an, Geld aufzunehmen. Es

fanden sich immer mehr Gläubiger genug. Man setzte die Unterthanen in Kontribution, und nahm reiche Kandidaten ins Kloster; das waren aber Tropfen in einen Ozean. Der Prälat verfiel auf Kunstgriffe; er stellte schwere Schuldbriefe in seinem und des gesammten Kapitels Namen aus, von denen das Kapitel nichts wußte; er zitierte seine Pröbste und Pfarrer in das Kloster, fuhr indessen aufs Schloß, ließ sich Schränke und Schatullen öffnen, nahm das baare Geld mit sich fort, und schickte den geäfften Pater wieder auf seine Stazion, wo er ein Zettelchen fand, das ihm *sub voto obedientiae* verbot, von der vorgefallenen Plünderung etwas zu entdecken. Alles reichte nicht mehr hin. Endlich negotzirte der Prälat, wieder mit falschem Kapitalschein, eine Summe von mehr als 20000 Thalern auf einmal zu ungeheuern Zinsen ausser Landes; aber zufälliger Weise ward die Sache ruchbar, und nun brach der Sturm los. Der Prälat mußte resigniren; man gab ihm eine Pension, mit der er sich hier in Straubingen eine mittelmäßige Wohnung miethete, bei den benachbarten Prälaten um Meßstipendien supplizirte, seine Abende zwischen einer Flasche Tyroler und einigen veralteten Stadtfräulein theilte, und bald vor langer Weile starb.

Ich denke nicht, daß Sie über diese kleine Prälatenbiographie ungehalten werden. Als Prälat ist der Mann zwar unbedeutend, so wie überhaupt kein Prälat als Prälat einiger Anmerkung werth ist; aber er wird es durch seine Folgen. Seit seiner Entsetzung strengt das Kloster alles an, aus den Schulden zu kommen. Auf wen fällt nun die Last der haushälterischen Strenge? Nicht auf das Kloster selbst, wie Sie leicht vermuthen: Das Kapitel würde den Abbt, der gar zu filzig gegen dasselbe seyn wollte, eben so zur Resignazion verdammen, wie den, der zu verschwenderisch war. Das Unangenehme der erzwungenen Sparsamkeit wir den Unterthanen der Abtei zu Theil. Man belastet sie nun in gedoppeltem Maaße mit Frohndiensten; man treibt die Gefälle und Abgaben mit unerbittlicher Strenge, ohne Nachsicht auf Hagel, Tröckne, Viehseuchen etc. ein; man jagt den in Schulden gerathenen Bauer um so eher von seinen Gütern, weil bey dem neuen Ankäufer auch wieder neue Taxen zu erheben sind; man bricht dem Tagelöhner und Handwerksmann am Arbeitslohn ab; man erhöht den Preis der Lebensmittel, weilche die Unterthanen vom Kloster nehmen müssen, wie z.B. das Bier; man vermehrt die gewöhnlichen Strafgeder etc. etc. Da nun das Kloster 300 bis 400 Unterthanen hat, so sehen Sie, daß ein solcher infulirter Verschwender, der Anlaß zur Drückung so vieler Leute giebt, in seiner Provinz kein ganz unwürdiger Mann ist. Es soll verhältnißmäßig noch mehr derlei Prälaten in Baiern geben. (Seite 10-13) (...)

Die Mädchen von Straubing, und um Straubingen sind fast durchgehends sehr schön. Sie haben etwas weniger Fett, als die Passauerinnen, und etwas mehr Geist als die oben. - Nichts ist reizender, als wenn man an einem Tage, wo sehr viel Bauernvolk in der Stadt sich zu versammeln pflegt, nach Straubingen kömmt. - Lieber Karl! wirklich, du würdest nicht wissen, wohin du dein Aug wenden solltest, wenn du so auf allen Seiten die niedrigsten und nettesten Bauernmädchen vor dir, und neben dir herumspazieren sähest. Sie sind fast alle wohl gewachsen, haben einen kernhaften Körper, und die gesündeste und blühendste Gesichtsfarbe. Du siehst keine Leidenschaft in ihren Mienen, als den simplen Ausdruck der Natur und den Genuß eines frohen zufriednen mangel= und kummerlosen Lebens. Was ihre Schönheit noch mehr erhöht, ist die Kleidung, so sie tragen. Feine schwarze Schuhe, mit Nesseln gebunden, feinweiß wollene Strümpfe, ein kurzer schwarzer Rock, dann ein rothes Mieder, das einen breiten Latz vor der Brust, und auf dem Latz einen breiten goldnen Borten hat, ein ausgenähtes Tuch um den Hals, dann auf dem Kopfe ein fein weiß leinwatenes Hauptentuch, worein mit schwarzer Seide schönes Blumwerk gestickt

ist, dessen Spitz über die Stirn herabgeht, dessen Spitz über die Stirne herabgeht, und unter dem Spitze ein Paar blitzende Augen, aus denen die Freude lacht. - Alles dieses zusammengenommen, siehst du bey 100 wie bey einer, immer im nämlichen Grade der Reinlichkeit und Nettigkeit. Wahrlich, es müßte das Eis in deinem Herzen aufthauen, und du würdest dabey aller deiner Stadtdamen mit ihrem schwammichten Fleische, und ihren aufgetragnen Farben vergessen. - Dabey halten die Mädchen auf Ehre, und obgleich einige umliegende Cavaliers sich Maitraissen von ihnen hohlen, so vermag doch ein Städter überhaupt nicht viel bey ihnen, und wenn sie eines dergleichen ausgemergelten Siechlings gewahr werden, so höhnen sie seiner. Sie halten sich lieber an die Bauerjunge, starke, und gesund Pursche etc. (S. 19-20) (...)

Regensburg.

Regensburg ist eine finstere, melancholische und in sich selbst vertiefte Stadt: Dieß ist der Gruß, mit dem sie alle Reisebeschreiber ansprechen; und um die Wahrheit zu gestehen, muß man sagen, daß er richtig ist. Der Ort ist bekanntlich eine Reichsstadt; folglich hat die Spißbürgerei da wie in den meisten Reichsstädten grosse Souverainsrechte, davon einem die Merkmale beim ersten Eintritt in die Augen fallen. Die Stadtwache, die Kleidungstracht, das Pflaster, die Mundart, die Manieren, alles spricht laut, daß da Reichsbürger wohnen. Die engen Gassen, die Unregelmäßigkeit und der Ruß an den Häusern beurdnen das hohe Alter der Stadt. - Sie hat etwa 15000 Einwohner.

Von dem politischen System und der Magistratur des Reichstages sage ich Ihnen nichts; diese erhabne Versammlung ist keinem Deutschen unbekannt. - Obschon die Stadt Regensburg keine eigne beträchtliche Ressource hat, will sie sich von dem Glück nicht recht überzeugen, das sie mit dem Reichstag in ihren Mauern besitzt. Dieser illustre Konvent nährt sie größtentheils in guten Jahren, und schützt sie in mißlichen Zeiten, daß der Kurfürst von Baiern im Fall eines unfruchtbaren Jahres durch die wöhnliche Sperre der Lebensmittel sie nicht aushungre. Gewiß hat sie einen großen Theil ihrer Existenz seit dem Hungerjahre 1771. bloß jener Versammlung zu danken, da sie sonst ohne einen Fußbreit Landes ausser ihren Mauern vermuthlich wenigst die Hälfte ihrer Bewohner verloren hätte. Einige Krämer machen, wie die Bubenmonarchen in allen Reichsstädten gewöhnlich zu thun pflegen, grosses Geschrei, daß von den Bedienten der Gesandten einige Kleinigkeiten zollfrei in die Stadt gebracht, und darin etwas wohlfeiler wieder verhandelt werden, als sie es geben wollen; die, welche am Zoll der Stadt sitzen, helfen sehr natürlich das Geschrei vergrößern: Aber man erwarte, daß durch die zu vermuthende Revolution von Niederbaiern der Reichstag für gut finde, sich an einem andern Platz zu fixieren, und dann wird das Geschrei der Regensburger gegen die Abwesenheit dieser Versammlung zuverlässig größer, als es izt wider die Gegenwart derselben ist.

Da nebst den sämmtlichen deutschen Reichsständen fast alle Souveräne Europens ihre Gesandte hier halten, und der reiche Fürst von Thurn Taxis kaiserlicher Prinzipalkommissarius ist, so ist es unausweichlich, daß dieser Konvent nicht einen beträchtlichen Aufwand zu Gunsten der Stadt machen müsse. Der genannte Fürst soll bloß von seinen Postgefällen jährlich an die 350000 Gulden ziehn, nebst denen er noch einige einträgliche Güter in Schwaben und Böhmen besitzt.

Es ist mir räthselhaft, wie man vor einigen Jahren, bei Ankunft eines rußischen Gesandten, sich lange bedenken, und eine Weile darüber disputieren konnte, ob man

dem Gesandten seinen griechischen Gottesdienst erlauben könne, weil im westphälischen Frieden die griechische Religion nicht eingeschlossen ward.

Merkwürdig ist es, daß diese protestantische Stadt fünf katholische Reichsfürsten in ihren Mauern hat. Es sind der Fürst=Bischof, der Fürst von Thurn=Taxis, der Fürst von Emerann, die Fürstinnen von Obermünster und Niedermünster. (Seite 32-33) (...)

Soll ich Ihnen auch von der berühmten Brücke etwas sagen? Daß sie ein Lehrpursche mit Beyhilfe des Teufels gebaut, ihm die ersten **zween** versprochen, welche darüber gehen würden, dann zween Hahnen darüber gejagt, die der geprellte Teufel aus Zorn in Stücke zerrissen, wissen Sie vielleicht schon; und daß dieses Märchen unter dem gemeinen Volk von Baiern noch hie und da im Ernste geglaubt werden, kann ich Ihnen auch versichern. (Seite 43) (...)

Unbeschreiblich ist der Nationalhaß der Baiern gegen die Oberpfäluer, oder **Pfälzler**, wie die Baiern es sprechen, so daß der Name Pfälzler beinahe ein Schimpfnamen ist. Sie haben auch einen gewissen singenden Accent in ihrer Mundart (besonders bei den letzten Sylben der Konstruktionen) der sie von dem ächten Baier, welcher nichts Sangbares in seine Aussprache zu legen pflegt, auf der Stelle unterscheidet. Ich habe mich bemüht, die Quelle dieses Hasses aufzufinden, aber ich konnte nichts zuverlässiges darüber erfahren. Soviel weis ich, daß die Pfälzer in ihren Sitten sich sehr von den Baiern unterscheiden: es sind kleine Pürschgens, die entsetzlich viel Eitelkeit haben, unerträgliche Schwätzer; erst kriechend, sich an jedermann hängend und einschmeichelnd; dann, wenn sie sich emporgeschwungen haben, stolz, und pralend. Ihre allgemeine Armuth, die ihnen nichts zu essen verstattet, als Erdäpfel, die sie auf hunderterlei Arten in Pastetn, Klösse, Brei, Salat etc. zu verwandeln wissen, macht sie hauptsächlich so geschmeidig. Sie laufen unter allen bürgerlichen Gestalten häufig nach Baiern, machen erst Hausknechte, Schuhputzer, Kuppler, Trödler, Gaukler, Pflastertreter, schmiegen sich in alles, lassen sich zu allem gebrauchen, prellen nebenbei denn offenen unargwöhnischen Baier auf zwanzigerlei Arten mit glatten schönen Worten. (...) Ihre Geschäftigkeit ist unerschöpflich, dadurch schwingen sie sich dann von der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter allmählig höher, bringen endlich ihre ehemaligen Herren selbst unter die Füße, und tyrannisiren sie dann, wie es von solchen Parvenus zu erwarten ist. Eine Menge einträglicher Stellen beim Zivile, Militär, und Klerus sind mit dergleichen Pfälzern in ganz Baiern besetzt, die sich an ihrem Posten, wenn sie einmal festsetzen, in gedoppeltem Masse an den Personen und Geldbeuteln der Baiern für alles das wieder rächen, was sie auf dem Wege zu ihrem Glück ausstehen mußten. Dieß haben mir umständlich viele glaubwürdige Leute in Baiern erzählt, und hierin liegt mein Erachtens die Quelle jenes schweren Nationalhasses, der allmählig ohne Ausnahme allgemein geworden ist; so, daß sich sogar einige Gemeinheiten, zum Beispiel einige Klöster, feyerlich verbunden haben, nie einen **Pfälzer** in ihre Versammlung aufzunehmen. (Seite 45-46) (...)

Landshut.

Die Bürger von Landshut sind sehr eifrig katholisch. Von ihrer Religiösität erzählt man folgenden Zug. Die Stadt Landshut gehört bis zur Isarbrücke in die Diözese des Bischofs von Freysingen. Was über der Isar liegt, nämlich die Vorstadt Seligenthal, von dem darin liegenden Nonnenkloster so genannt, steht schon unter dem Bischof von Regensburg. Nun fügt es sich manchmal, daß wegen einem Heiligen, z.B. we-

gen dem heiligen Korbinian, in der Diözese Freysingen Fasttag, im Regensburgischen Sprengel aber nicht Fasttag ist. Um das heilige Kirchengebot des Fastens nicht zu brechen, und doch ihren Appetit zu stillen, gehen die Landshuter an solchen Tagen zum Mittagessen über die Brücke, stopfen sich dort unter Regensburgischer Kirchendisziplin mit ruhigem Gewissen die Bäuche voll Fleischspeisen, und kehren Abends wieder unter den Gehorsam ihres Bischofs zurück, ohne auf diese Art weder ihrem Magen noch dem Kirchengeboth Abbruch gethan zu haben. Wer bewundert nicht das zarte Gewissen der Landshuter? ... Der Aberglaube hat hier wie unter dem ganzen bairischen Himmel seine glänzenden Ehrensäulen. Die Hauptkirche ist dem heiligen Kastulus geweiht. Dieser heilige Kastulus ist zu Mosburg, 3 Stunden ober Landshut geköpft worden, und, ich glaube mit dem Kopf unterm Arm, wie Sankt Felix, Regula und Exsuperanz zu Zürich, bis hieher gewandert. In seiner Kirche hängt in einer silbernen Einfassung ein runder Stein in Form eines Brodes, in dessen Oberfläche vier kleine Höhlungen eingegraben sind. Hören Sie die Legende darüber: Der heilige Kastulus kam noch vor seinem Tode als ein armer Mann zu einer frommen Wittwe, und bat um Almosen; die Wittwe befahl ihrer nicht so frommen Tochter, dem Armen ihr einziges noch übriges Brod zu geben; die Tochter dachte ökonomischer, und wollte noch ein Stück von dem Brod für sich zurückbehalten: Kaum hatte sie in diesem Vorhaben die Finger angesetzt, um eine Portion abzubrechen, als zur Strafe ihres Neides das Brod sogleich in Stein verwandelt ward, und zum ewigen Andenken des bestraften Neides die angesetzten Finger noch eingedrückt zeigt. Der heilige Kastulus hat meines Erachtens seine Wunderkraft in diesem Fall sehr unschicklich gezeigt; denn auf diese Art bekam auch er selbst nichts zu essen - Was muß man von dem hochwürdig und gnädigen Herrn Probst des Stiftes denken, daß er das Subjekt dieses pöbelhaften Schwankes nicht aus der Kirche wegschafft! Scheint nicht sein Cerebell auch einer Petrifikation nahe zu seyn? (Seite 51-52) (...)

Von den Mädchen aus Landshut muß ich Ihnen noch dieses sagen, daß sie zwar schön, aber nicht so schön, wie die Straubingerinnen sind. Dabei giebt es viele liederliche Waare unter ihnen, so, daß ein gemeines Mädchel, wenn sie eine Landshuterin genannt wird, sich dieses zu keiner sonderlichen Ehre zu rechnen pflegt. (Seite 56-57) (...)

Freisingen.

Das höchste Gut eines Freysingers ist ein unversiegender Bierkrug, und ungestörter Müßiggang. Zu diesem hat er auch ununterbrochene Gelegenheit vermöge der vielen Andachten und öffentlichen Feste im Dom und Kollegiatstiften: Da sind die beiden Klöster Weihenstephan und Neustift, die fleißig Prozeßionen halten, und noch fleißiger Bier sieden, um die durch Bethen ausgetrockneten Freysinger zu laben; da ist die Wallfahrt auf der Wiese, die besonders von der jungen Welt eifrig besucht wird, weil der Weg dahin durch ein angenehmes dickes Wäldchen führt; da ist das anderthalb Stunden entlegene Dorf Rudelfing, wohin von Ostern bis Pfingsten alle Samstage das halbe Freysingen läuft, weil es, **wenn es alle sieben Samstage ausgehalten hat, so viel ist, als wäre man nach Rom gegangen**. In der Stadt selbst hört man den ganzen Tag durch unaufhörlich läuten, und stoßt immer auf ganze Trupps von Geistlichen, so, daß es die Freysinger selbst zum Sprüchwort gemacht haben: "Wer in Freysingen nicht hat läuten hören, und keinen Pfaffen gesehen, der darf nicht sagen, daß er dort gewesen." - Die Zahl dieser Leute kann auch den Umständen nach nicht gering seyn; Das Dommstift, drei Korherrenstifte, die vier Stadtpfarrn unterhalten eine ungemeine Zahl derselben. Es wimmelt von Dommherren,

Domizellaren, Korherren, Korvikarien, geistlichen Räten, Kaplanen, Benefiziaten, Supernumerarien, Stipendiaten, Messenfischern u.s.f. Aus den Häusern dieser hochwürdigen Mysoginen könnte man ein zahlreiches schönes Serail sammeln; denn die von der ersten Klasse halten sich jeder etwa drei Mädchen auf den Kopf, die von der zweiten zwei, und die von der dritten eine: Darum ist in diesem Artikel eben kein Mangel, und man lebt ziemlich frei. (Seite 65-66) (...)

Ingolstadt.

Der Ort ist glücklicher Weise eine Festung. Es liegen gewöhnlich drey Regimenter Infanterie in Garnison da; und diese haben wie alle bayerische Regimenter eine ungeheure Zahl Offiziers. Unter diesen ist dann viele liebe Jugend, manches ahnenstolze Gräflein und Barönlein, das vermöge seiner gewixten Stiefeln, steifen dicken Zopfes und hohen schwankenden Federbusches alle Welt kommandiren zu dürfen glaubt. Dagegen sind die Musensöhne auf ihre Privilegien nicht minder stolz. Dieser Umstand ist, wie man aus der traurigen Erfahrung hat, eine unerschöpfliche Quelle immerwährender Zänkereien: Es vergeht kein Jahr, daß nicht das Militär und die Studenten in Handgemenge gerathen, die sich nicht selten mit Blutergüssen, mit Wunden und Tod enden. Eine dergleichen große ernsthafte Schlägerei war z.B. im Jahre 1778, da pfälzische Truppen nach Baiern kamen. Es wurden einige Studierende schwer verwundet, ein Paar sogar auf Zeit Lebens zu unbrauchbaren Krüppel gehauen. Was ist die Folge dieser Fehden? Beide Parteien gehen mit ihren Berichten nach München, und verklagen einander. Gewinnen die Studenten - welches gewöhnlich geschieht, weil sie von den Professoren und Bürgern unterstützt werden, und der Hof selbst allemal zu ihrem Beßten ein Aug zudrückt - so besteht die Satisfaktion darin, daß ein Paar gemeine Soldaten Stockprügel kriegen, etwa ein Offizier ein Paar Stunden ins Stockhaus kömmt, und allenfalls das Regiment von einem andern abgelöset wird. Gewinnt das Militär, so ist seine Satisfaktion diese, daß die studierenden Rädelsführer des Tumults selbst unter das Militär gesteckt werden. In keinem Fall wird der Groll und die Erbitterung irgend einer Parthei vermindert oder gehoben, sondern nur noch mehr angefacht; und in der nächsten Zechstube oder auf dem nächsten Tanzboden wird das Nachspiel zur ersten Fehde gefochten. (Seite 74-75) (...)

Augsburg.

Daß Augsburg groß und schön sey; daß es aber von seinem ehemaligen Reichthum und Ansehn sehr heruntergekommen sey, dieß wissen Sie von allen Geographen und Reisebeschreibern. Ueber diese Materie also nichts weiter. (Seite 92) (...)

Der gemeine Haufe in Augsburg ist in der Atmosphäre eines Bierfasses allemal guter Laune; und in diesem einzigen Punkt kommen sich die Religionsverwandten beider Partheien etwas nahe. An jedem Sonntag und Feiertag stecken alle Gärten in der Jakober=Vorstadt, in der Rosenau, auf dem Schießgraben etc. voll Volks. Alles füllt sich dort den Bauch mit dem ziemlich schlechten Bier, und vergißt während dem sein häusliches Elend. Die Mädchen gehen schwarmweise ohne Chapeau in die öffentlichen Wirthshäuser und Gärten, und trinken auf ihren eignen Konto mit den Mannsleuten in die Wette. Stubenmädchen und Kammerjungfern in französischem Putze lassen sich von ihrem Anbether willig zu einem Krug Bier führen, wenn sie nur einen Amanen haben. - Die Patrizier und Kaufleute fahren an diesen Tagen nach Oberhausen, auf die sieben Tische, und nach Göckingen; die mittlern Bürger schie-

ßen nach der Scheibe, und der Troß von Schneidern, Schustern und Webern übt sich im **Pfeilschiessen**. - Zu gewissen Zeiten hält sich der Herrenstand Konzerte, worin auch manchmal einige von den ärmsten Bürgertöchtern singen. Das Ganze ist meist so beschaffen, daß es scheint, daß bekannte Epigram sey eigentlich für Augsburger gemacht:

Die Herren stimmen fast lang; am Ende kömmt doch nichts heraus:
Sind freie Reichsbürger, meynen sie wären aufm Rathhaus.

Der Religionshaß ist in der That sehr sichtbar, was auch immer die Augsburger dagegen sagen und schreiben mögen. Sie sperren sich mächtig gegen diesen Vorwurf, so daß man die gute Hoffnung schöpfen darf, daß sie im Stillen selbst von der Schändlichkeit dieser elenden niederträchtigen Denkart überzeugt seyen; und daß vielleicht in einigen Generationen dieser Flecken ihres Charakters allmählich ausgefegt werde. Heut zu Tage aber wirkt der Paroxysmus noch in aller Stärke, die selbst des siebzehnten Jahrhunderts würdig wäre. Doch ist der Magistrat davon ausgenommen, und dieß ist eine seiner schönsten Seiten. (Seite 93-95) (...)

Zur Unterstützung der Aufklärung ist Augsburg mit einer hinlänglicher Zahl von Buchläden versehen. Unter den Protestantischen, schafft Kletts Wittve die neuern Bücher an. Die übrigen aber behelfen sich ihrer ältern Sachen, oder wohlfeiler, und schlechter Nachdrücke, die ihnen alle Winkeldrucker aus Franken, Schwaben und der Pfalz etc. etc. tauschweise liefern. Bei den katholischen sind Wolf und Rieger die angesehensten, weil sie reich sind und große Paläste haben. Rieger versieht das ganze katholische Deutschland mit Predigten. Sein Verlag ist sehr dick, und er hat dabei ein schönes Vermögen gesammelt. Er hält das ganze Jahr hindurch einige dreißig Kerle, die mit Butten auf den Rücken, oder mit Karren vol heiliger Sermone ganz Tyrol, Baiern, Schwaben, Franken und Oesterreich durchstreifen, und den gemächlichen Pfarrern das Futter für ihre geistliche Heerde auf Jahre lang verkaufen. Es soll manchen alten Kuraldekan geben, der schon den ganzen Riegerschen Verlag durchgepredigt hat. - Wolf hat die geistliche Nahrung der katholischen Laien in Verlag; alle die Himmelsschlüssel, Paradiesgärtlein, Seelenwecker etc. und die **Kochemiana** und **Merziana**. Er ist ein lebendiger Beweis von dem Satz in Sebaldu Nothanker: "Je dümmer das Publikum ist, desto größeres Glück macht der Buchhändler." Sein Verlag ist der dümmste; aber er hat sich damit einen prächtigen Palast und Garten in der Stadt, ein gräfliches Landgut, und Kutschen und Pferde erhandelt. Stage und Klett werden sich mit dem Mark der deutschen Litteratur nie den Zehntheil dessen erwerben, was Wolf mit den Exkrementen derselben gewann.

Die Lage der Stadt ist nicht unangenehm. Sie steht auf einer kleinen Erhöhung, und hat rings umher einige Alleen, aber nur von Weidenbäumen. In den obersten Gemächern es Rathhauses hat man eine grosse Aussicht über das berühmte Lechfeld, wo die Herrn Weber von Augsburg ihren Heldenmuth zeigten, aber doch die Stadt schwerlich vom Untergang würde gerettet haben, wenn nicht eine **Hexe** den Attila ins Bockshorn gejagt hätte. Mir ist diese Schwachheit der Hunnen sehr begreiflich: Eine alte, ausgedörrte, nackte Ausburgerin mit lederfarbener Haut auf einem eben so eckelhaften Gaul kann auch wohl ohne Hexerei dem tapfersten Mann kalten Schweiß in die Glieder jagen. Dieses skandalöse Spektakel sieht man an einem Thurm gemalt, und in allen Kroniken der Stadt gemeißelt. - An der nordöstlichen Spitze der Stadt liegt auf dem Wal ein Garten, genannt **Lueg=ins=Land**; das heißt, von dem man weit ins Land herum **luegen** oder schauen kann. Er verdient diesen Namen; denn von da aus hat man einen der schönsten Prospekte gegen den Ausfluß

des Lech hin, und im ganzen Halbzirkel herum. (Seite 104-105) (...)

München.

Diese Volksmenge verzehrt jährlich ungefähr

Horn= und Klauenvieh.	55000 Stücke.
Schmalz.	8500 Zentner.
Fische.	6600 ---
Käse.	1000 ---
Geflügel.	460000 Stücke.
Eyer.	870000
Butter.	130000 Pfund.
Bier.	120000 Eymen.

Die hiesigen Bürger sind, im Ganzen genommen, noch sehr wohlhabende Leute, ob sie es schon nicht gestehen wollen. Es läßt drollig, wenn ein Bauer, ein Wirth, ein Bäcker, Fleischhacker etc. dessen Körper anderthalb Klafter in der Peripherie hat, und dem ein dreifaches von Fett triefendes Unterkinn bis an die Brust herunter hängt, über schlechte Zeiten, viele Abgaben und Nahrungsmangel klagt; und wenn ihn seine werthe Hälfte, die noch um vier Spannen dicker ist, und eine dritthalb Pfund schwere silberne Kette an der Schnürrbrust trägt, in seinen Klagen unterstützt. Das dünnbeinichte, unbewadete, leichte Volk der Schneider, Perückenmacher, Goldarbeiter, etc. widerlegt zwar durch seine Körpermasse seine erkünstelten Klagen nicht; aber der Kleiderpracht dieser Zünftlinge der sie von Grafen und Ministern bloß durch den Mangel eines goldenen Sterns oder Schlüssels unterscheidet, zeugt von dem Ungrund ihrer Winseleien.

Ein großer Theil Pöbels ist zwar sehr arm; aber er findet doch immer Gelegenheit, sich so viel zu verdienen, oder zu erbetteln, daß er sich einen Krug Bier anschaffen kann; und bei diesem ist er sich in seinen eignen Augen reich genug.

Die meisten Bürger sind sehr eifrig katholisch. Sie gehen fleißig in die Messen, und Predigten. Je mehr aber Schwärmerei in diesen herrscht, je größer wird der Zulauf. (Seite 123) (...)

In dem Kloster Andechs sollen Knochen von beinahe einer halben Million Heiliger seyn, und nebst denselben noch verschiedene Raritäten aus der Kunst= und Naturalienkammer der Römischen Religion: Als da sind, Milchtropfen aus der Brust der Maria, Haarlocken von der heiligen Anna, Silberlinge für die Ischarioth Kristum verkauft hat, Blutstropfen, Röcke von Veronika's Schweißstuch, Dornspitzen aus der Krone, und derlei Sächelchen mehr. Bei Tegernsee fließt Steinöl; dieß muß ein heiliger Quirinus wie Mose aus dem Felsen gezapft haben. In Ettal haben sie eine Maria aus einer Gattung Allabaster, die gar im Himmel fabrizirt, und von dem heiligen Benedikt dem exkommunizirten Kaiser Heinrich herunter gebracht worden seyn soll. Vor Zeiten machten die Mönche den jämmerlichen Schwank, und behaupteten, die Materie dieses Bildes sey gar nicht irdisch; denn weder Juwelier noch Steinschneider kennen sie: Es ist unmöglich, daß ein paar hungrige Schlucker, um einige Tage in der Abtei zu schmausen, ihnen dieses Kompliment gemacht haben; aber man weiß nun wohl was der Stoff des Bildes sey.

Lassen Sie mich nun einige allgemeine Nachrichten und Anmerkungen über Baiern niederschreiben, Karl! (Seite 135)

[Erste Nachricht]

Von Niederkunftsanstalten war in Baiern seit dem Herzog Thassilo bis auf das Jahr 1782. gar niemals weder Begriff, noch Gedanke, noch Rede. Sie haben oben aus der Liste der Bewohner München's gesehen, daß ein einziger Accoucheur in der Stadt ist, und dieser ist auch bisher noch der einzige im ganzen Lande. Erst ganz allernächst hat man endlich eine Entbindungsschule in München angelegt, und Lob, Ehre und Heil sey dafür dem Regenten! Weil aber diese Schule fürs ganze Land erst nach etwa einem Jahrzehend sichtbaren Einfluß haben kann, so ist sie für izzt noch als nicht existirend zu betrachten; und da schauderts einem, wenn man das Korpus der Hebammen, besonders jener auf dem Lande betrachtet ... Diese Weiber, die sich bloß aus Armuth auf dieses Metje verlegen, sind gewöhnlich die elendsten Geschöpfe eines ganzen Dorfs; Weiber von Tagelöhnern, die weder lesen noch schreiben können. Daß sie je einen Unterricht zu diesem Amte genießen sollten, daß sie vor Zulassung zu demselben von Medizinern und Chirurgen sollten geprüft werden, daran dachte man wenigst bisher nicht, so weit der bairische Horizont reicht. - Eben so wenig weiß man izzt noch von Wittwenverpflegungen, und es ist traurig, wenn der Vater, der dem Staat ein getreuer Bürger war, im Todsbette liegt, und sieht Weib und Kind um sich heulen und jammern, und weiß voraus, daß nach seinem Tode niemand sich ihrer annehme, und daß sie werden gezwungen seyn, das Brod vor den Thüren der Reichen zu sammeln. (Seite 151-152)

[Zweite Nachricht]

Die Kriminal=Justiz in Baiern ist überhaupt scharf, kurz, und exakt, wie ein gewisser Schriftsteller sagt. Ihr Koran ist der Codex Macimilianeus, der unter der vorigen Regierung hauptsächlich verfaßt worden, und zum Theil aus Verordnungen der Karolina, zum Theil aus eignen Landesgesetzen besteht. Diebereyen werden das erstemal und zweytemal mit öffentlichen Karbatschstreichen, mit Zuchthaus oder Staupenschlägen gestraft; beim dritten Angriff aber, wenn er auch nicht viel beträgt, wird der Thäter als inkorrigibel betrachtet, und mit dem Tode bestraft. Diese Todesstrafen sind äusserst häufig: Noch vor wenigen Jahren hiengen stets alle Galgen neben den Landstrassen voll faulender Kadaver und Todtengerippe; aus übel verstandenen Grundsätzen hatte man die Galgen beynahe alle dicht an die Strassen hingebaut, um den Ruchlosen den rächenden Arm der Themis sichtbar und ruchbar zu machen; aber man bedachte nicht, daß mehr ehrliche Leute durch den Gestank und scheußlichen Anblick gepeinigt würden, und daß der Galgen doch keinen Spitzbuben ehrlich mache. Endlich erbarmte man sich der Reisenden, und gebot, die Gehenkten noch am nämlichen Abend wieder herunter zu nehmen; aber die Galgen selbst stehen noch immer statt der Baumallee an den Strassen; und an den Gränzen jedes Pfliegerichtes stehen hohe Pfähle mit einer breiten Tafel, auf der alle Arten von Henkerarbeiten gemalt sind. Z.B. einer wird geköpft, ein anderer gehangen, ein dritter gerädert, ein vierter mit dem Staupbesen gepeitscht; und darunter steht mit großen Buchstaben:

"Strafe der Bettler, Landstreicher und Vaganten."

Allein, diese an das Brett gemalten Henkersknechte sind den Landstreichern so wenig fürchterlich, daß sie sich nicht selten in den Schatten einer solchen Tafel setzen,

und dort Mittagsmahl halten. - In München war manches Jahr alle Wochen ein oder zweimal Exekution, und so oft nun Exekution war, war auch Feierabend in Werkstädten, und während dem Regimente der Jesuiten auch Vakanz in Schulen.

Das Henken, Köpfen und Rädern, erzählte nun ein Innländer, erhob sich dann ordentlich zu einer Art öffentlicher Volksfeierlichkeit. Die Säuglinge der feinem Musen, wie die Egelu des kasuistischen Sauerteigs liefen hastig aus der Schule heraus der Fronveste zu, aus der man den Unglücklichen schlepte, der heute das Spektakel der Stadt, oft weil er nur eine Kleinigkeit plump gestohlen, seinen Kopf nicht ausgezeichnet, und das Werke seiner Dieberei weder durch einen künstlichen Einfall, noch durch eine standesmäßige Summe nobilitirt hat, werden sollte. Handwerker und Knechte aus allen Ständen, müßige Mägde, schöne, hübsche, gesunde, artige Kinder, wie Grazien gebildet, Frauen, und alte Weiber opferten das Gefühl ihres Standes dem Vorwitz auf, und mischten sich in die Menge, drängten sich dicht am sogenannten armen Sünder her, nahmen mit ihren Augen von Fuß auf das Maaß desselben, schlürfelten seine Mienen, und Gebärden in sich, blärten dem tollen Geistlichen seine rauschvolle dem Malefikanten wie die letzte Folter begleitende unmoralischen Moralen nach, und wurden Zeugen des blutigen Todes. Bei solchen Spektakeln weint sonst die feinere Menschheit. Hier versammelte sich dieselbe zahlreicher, je blutiger das Urtheil ist; und es ist gewiß, daß sich an dem Tage, an dem man einen Menschen verbrennt hat, eben so viele Leute eingefunden haben, als wenn man ein Feuerwerk gegeben hätte. Aber in jedem Alter, und jedem Kleide giebt es ja Pöbel.

Gar schön war dann Abends oft die Wirkung des Spektakels zu vernehmen. Man gab sie um die Leute von lasterhaften Leben abzuschrecken, und nicht selten mußte man erfahren, daß an diesen Tagen eine Menge Tobatieren, Uhren, Schnopftücher, und anderes Gezeug, eben so ungefähr, wie bei den größten Feierlichkeiten, und Andachten in Kirchen gestohlen worden, worinn man fast einen Beweis finden möchte, daß trotz dem neuen Widerkäuen der Kriminalisten Todesstrafen kein abschreckendes Mittel seyen. Ein Regierungsrath von Burghausen, Baron Hartmann, hat in einer öffentlichen Schrift versichert, daß in der einzigen Regierung Burghausen, der kleinsten aus allen, vom Jahr 1748 bis 1776 nicht weniger als 1100 Menschen durch den Henker sind hingerichtet worden; eine ungeheure Zahl, wenn man bedenkt, daß jener Fleck Landes nicht mehr als 174057 Menschen in sich enthält. - Man hat in den neuern Zeiten die Todesstrafen etwas gemildert und beinahe blos auf den Schwerdtschlag eingeschränkt; in den neuesten Tagen aber wurden bei der Entstehung vieler und zahlreicher Räuberbanden die Strafen der Missethäter bekanntlich wieder geschärft, oder verbarbarisirt, wie Sie es nennen wollen; denn es wurden Zwickungen mit glühenden Zangen, lebendiges Rädern von unten auf, und dergleichen befohlen.

Traurige Mittel, Verbrecher und Verbrechen zu mindern! Denn man hat die Erfahrung, daß Diebe und Räuber allemal die Menschen ärger mishandelten, je schärfer die ihnen angedrohten Todesstrafen waren. Jene Räuberbanden bestanden meist aus abgedankten Schergen (Gerichtsdienern), abgedankten Soldateten, und dergleichen Leuten, die an keine Arbeit gewöhnt waren, und doch mit einmal ausser Verdienst gesetzt wurden. Hätte man sie sorgfältig in Arbeitshäuser zusammen gesteckt, so wären die unglücklichen Landsleute vor ihnen sicherer gewesen, als durch Schärfung der Todesstrafen ... Dieß ist schon ein alter Fehler der baierischen Polizei, statt den Leuten nöthige Arbeit und Nahrung zu verschaffen, will man sie blos durch Feuer und Schwerd vom Laster abhalten: und so häuft man **unnütze Grausamkeit**; ein

Fall, der zu unsern Zeiten beinahe das jämmerlichste ist, was man von einem zivilisirten Staat sagen kann. (Seite 164-167)

[Schlußwort]

Die neuesten Versuche und Verbesserungen in der Landesökonomie sind in Baiern noch wenig bekannt. Die Bauern haben gar keine Gelegenheit, etwas davon zu erfahren, und sind auch im Durchschnitte zu eigensinnig, etwas an ihren alten Gewohnheiten zu ändern; und Beamte, Landedelleute, und Klosterökonomien sind ebenfalls die Leute nicht, dergleichen Kenntniße nach Verdienst auszubreiten.

Die bairischen Beiträge selbst schildern sie in einem nicht vortheilhaften Lichte. Auch ist es bisher nicht wohl anders möglich gewesen: Der Beamte hat seine Schulen durchlaufen, die bis auf die neuern Zeiten alle bloß zur Bildung eines Theologen abzweckten; dann ist er einige Jahre Praktikant, nachher Untersschreiber, dann Mittelschreiber, endlich Oberschreiber gewesen; hat während all dieser Zeit ganz und gar nichts gelesen und gedacht, als was für sein Schreibpult nöthig war, welches in der That sehr wenig ist; ist endlich in die Stelle eines Beamten eingerückt, hat sich verheirathet, und nun in seiner Behaglichkeit beim Alten gelassen. - Ist er auf Empfehlung und Fürsprache einer Kammerjungfer des Grafen oder Ministers zu Beamtenstelle gekommen, so verstehen sich die Folgen von selbst. - Der Landedelmann trinkt, reitet, jagt, spielt, schläft, und bekümmert sich um wenig weiters mehr; sondern verläßt sich auf seinen Verwalter, einen Mann wie der obige Beamte, - Der Klosterökonom ist ein Student gewesen, hat sich so ziemlich ordentlich betragen, hat wenig mit Mädchen zu thun gehabt, hat während seiner Inferiorum einige Prämia erhalten, ist in der Philosophia unter den Besten gewesen, aufgenommen worden, hat sich als Noviz abscheulich **hudeln** lassen, ist seitdem seinem Prior und Reuerendissimus wie ein Kind ehrerbiethig gewesen; darum macht man ihn zum Oekonom.

Wie könnten diese Menschengattungen aufklären und verbessern helfen! (Seite 182-183)

Friedrich Nicolai: *Unter Bayern ...*

München

Beobachtungen aus dem Jahre 1781

München hat vor vielen Städten, selbst vor dem großen Wien, den Vorzug, daß es von ihm eine in neuerer Zeit erschienene, vollständige Beschreibung gibt, die einem Fremden als Leitfaden dienen kann. Man verdankt sie Herrn Prof. Westenrieder. Ich weiß sehr wohl, daß daran viel und zum Teil mit Recht Kritik geübt worden ist, aber im großen und ganzen gehört dieses Werk doch zu den wenigen wirklich nützlichen Städtebeschreibungen. Eine solche Aufgabe scheint nicht schwer zu sein, denn man hat ja alles, was man beschreiben will, vor Augen. So dachte ich auch, bis ich mich selbst an eine solche Beschreibung machte. Doch die Erfahrung hat mich inzwischen die Schwierigkeiten gelehrt, eine solche Menge von Gegenständen, wie sie sich in einer großen Stadt zeigen, unter dem rechten Gesichtspunkt zusammenzufassen, dabei das Bemerkenswerte auszuwählen und es kurz und doch klar zu beschreiben. Die erste Ausgabe meiner Beschreibung von Berlin war, obgleich ich größten Fleiß darauf verwendet hatte, noch sehr unvollkommen.

München ist eine Stadt von mittlerer Größe, und im allgemeinen sind die Gassen hier viel breiter als in Wien. Die Kaufingergasse, die Neuhausergasse, das Tal u. a. sind alle breit genug. Der Platz oder Markt, wo die Hauptwache ist, hat recht ansehnliche Häuser, unter denen sich Arkaden wölben. Auf diesem Platz steht ein vergoldetes Bildnis der Jungfrau Maria auf einer hohen marmornen Säule, um deren Basis man geharnischte Engel damit beschäftigt sieht, Ungeheuer zu zerhauen. Der Jesuitenpater Crammer erklärt dazu in seinem Werk "Das deutsche Rom", wie er München nannte: "Die vier Tiere sind eine Natter, ein Basilisk, ein wilder Löwe und ein Drache. Diese vier Tiere symbolisieren die vier Übel eines Landes: ansteckende Luft und Krankheiten, Hungersnot, Krieg und die Ketzerei."

Die Residenz oder das kurfürstliche Schloß ist ein ungeheuer großes Gebäude, ohne rechten Zusammenhang und mit einer schlechten Symmetrie, von dem 1750 noch dazu ein Teil abgebrannt und bisher nicht wieder aufgebaut worden ist. Man hat im Schloß aber immer noch genug Platz übrig, denn es ist so weitläufig, daß es acht Höfe einschließt. Es ist schwer, von der heterogenen Gestalt dieses Bauwerks eine klare Vorstellung zu vermitteln. Von außen ist die Residenz an vielen Stellen mit Marmor verkleidet. Die zweieinhalb Geschoß hohe Hauptfassade, unter dem Kurfürsten Maximilian I. erbaut, ist zwar nach damaligem Geschmack mit tischlerhaften Verzierungen überladen, und die beiden übereinanderstehenden dorischen und ionischen Säulenreihen sind etwas kurz, wie es bei Gebäuden der damaligen Zeit oft vorkommt, aber man kann doch nicht leugnen, daß diese Fassade etwas Wohlgeformtes und eine dem Auge sehr gefällige Harmonie der Teile aufweist. Die rechte Ausstrahlung eines landesherrlichen Schlosses hat sie aber doch nicht. Ich hätte das Gebäude eher für eine reiche Prälatur gehalten, zumal die Jungfrau Maria als Patronin von Bayern groß davor steht.

Das Innere des Schlosses ist sehr prächtig, was auch in vielen Büchern gelobt wird. Einem nachdenklichen Betrachter aber muß beim Anblick dieser vielen Kostbarkeiten die lange Reihe der Landesherren einfallen, welche teils wirklich Talent und Unternehmungsgeist hatten, wie z. B. Maximilian I. und Maximilian Emanuel, teils nur sehr viel guten Willen und Liebe zu ihrem Land. Und doch wurden sie alle von ihren Mätressen, ihren Ministern und - noch viel schlimmer - von ihren Beichtvätern irregeleitet und davon abgehalten, soviel für ihr Land zu tun, als sie selbst eigentlich tun wollten. Statt dessen weideten sie sich an eitlen Vergnügungen, stumpfen Andachtsübungen - die Gottesdienste heißen - und seelenlosem Prunk. Schon unter der Regierung des eher tapferen als glücklichen Kurfürsten Maximilian Emanuel hatte Bayern 1726 durch dessen unmäßige Neigung zur Pracht 30 Millionen Gulden Schulden. Zu ihrer Verzinsung konnten der Landschaft jährlich kaum ein Siebtel der fälligen Zinsen angewiesen werden. Gleichwohl dachte man weder an Sparsamkeit noch an Ordnung. Allein an den Bau und die Möblierung der Zimmer der Residenz wurden unmäßige Summen verschwendet. Kaiser Karl VII. hinterließ dem Land bei seinem Tode 42 Millionen Gulden als Schulden, die Hofschulden nicht mitgerechnet. Unter seinen Gemächern findet man unter anderem eines, das von 1723 bis 1729 fertiggestellt wurde und völlig mit rotem Samt, der überreich mit Goldfäden bestickt wurde, ausgeschlagen ist. Diese Einrichtung soll allein eineinhalb Millionen Gulden gekostet haben, und man sagt, die Stickereien wiegen für sich schon 24 Zentner.

Trotz aller Pracht kommt einiges in diesem Schloß nicht so recht zur Wirkung. Ein berühmter Künstler aus Flandern, Peter de Witte, auch Candido genannt, hat für den größten, unter Maximilian errichteten Teil der Residenz sämtliche Entwürfe für die Ausschmückung gemacht.

Außer einem Springbrunnen - ebenfalls nach Plänen von Candido erbaut - im sogenannten Brunnenhof ist das Schönste an dieser Residenz eine herrliche Treppe aus rotem Marmor, deren Gewölbe auf vier mächtigen marmornen Säulen ruht. Sie liegt, im Winkel eines öden, mit Gras bewachsenen Hofes, dem Kaiserhof, und von ihr gelangt man in den sogenannten Kaisersaal. Dieser größte Saal ist in seiner Anlage recht gut proportioniert, doch sah es darin etwas traurig aus. Die Wände waren mit alten, künstlerisch unbedeutenden Hautelissetapeten verkleidet, und die schönen großen Fenster waren zu meinem Erstaunen mit altmodischen Butzenscheiben verglast. Man hatte allerdings damit begonnen, größere Glasscheiben einzusetzen. Da hier auch Konzerte veranstaltet werden, so ist an einem Ende des Saales eine Erhöhung für das Orchester angebracht. Neben dem Kaisersaal befindet sich noch ein kleinerer, der seinen Namen von dem Deckengemälde hat, das man darin bewundern kann. Es stellt Apollon mit vier weißen Pferden dar, und so heißt der Saal der Schimmelsaal. Er ist, mit Florentiner Marmorplatten ausgelegt, eigentlich sehenswerter als der Kaisersaal. Über die Galerie, die im Grunde ein mit Bildern vollgehängter, geräumiger Korridor ist, gelangt man, wenn man sich nach links wendet, über eine Treppe in den Hofgarten. Nach rechts geht es zum sogenannten Hofgang. Auf diesem Weg kann die Hofgesellschaft, wenn es ihr sehr fromm zumute ist, in insgesamt sieben Kirchen oder auch, wenn sie sehr fröhlich gestimmt ist, ins Opern- und Komödienhaus gelangen. Unter den Räumen der Residenz, die man noch erwähnen muß, sind die Zimmer der Kaiserin Amalia. Hier, wo an Vergoldungen nicht gespart wurde, findet man sehr schöne Tapeten in herrlichen Farben aus der Münchner Hautelissemanufaktur; die Kartone dazu hat Christian Wink gemalt. In den Gemächern der Kaiserin findet man jede Menge herrlicher Spiegel und bemerkenswerte Miniaturgemälde. In einem Raum hängt ein Kronleuchter aus Elfenbein, dessen menschlichen Fi-

gurenschmuck Kurfürst Maximilian eigenhändig gedrechselt haben soll.

Außer der Hofkapelle, die recht hübsch eingerichtet ist und in der gewöhnlich der Hofgottesdienst gehalten wird, existiert noch eine weitere, 1607 erbaute Kapelle, in der viele, kostbar in Gold und mit Edelsteinen gefaßte, Reliquien aufbewahrt werden. Diese Kapelle wird sehr bewundert und die *schöne* Kapelle genannt. Besser wäre es, man hieße sie die kostbare, denn eigentlich schön ist sie nicht, obwohl sie mit Marmor und Jaspis ausgelegt ist. Alle Verzierungen sind als Kunstwerke schlecht oder phantasielos gearbeitet, gerade so, wie es sich für eine Reliquien-Rumpelkammer schickt. Man braucht schon viel Geduld, um das dumme Zeug, das einem bei Führungen über die Reliquien erzählt wird, ohne Lachen oder ein Zeichen des Widerwillens anzuhören.

Im Erdgeschoß des Schlosses befindet sich ein großer gewölbter und etwas feuchter Saal, das Antiquarium. An seinen Wänden sind auf Kragensteinen etwa 200 Brustbilder aus verschiedenen Epochen angebracht. Auf Tischen liegen Köpfe und andere Antiquitäten, jedoch gibt es keine außergewöhnlichen Stücke darunter. So schien mir ein Modell der Residenz, an dem man die unregelmäßige Gestalt des gesamten Gebäudekomplexes mit seinen acht Höfen recht gut überblicken kann, beinahe das Interessanteste zu sein. Am Modell wird auch deutlich, daß der 1750 abgebrannte sogenannte Neubau der schönste Teil der ganzen Residenz war.

Das Opernhaus hatte man für die 500 000 Gulden erbaut, die das Haus Bayern für den Verzicht auf Ansprüche an die Herzogtümer Mirandola und Guastalla bekommen hatte. Es ist nicht größer als ein gewöhnliches Schauspielhaus und hat vier, allerdings sehr prächtig ausgestattete, Logenreihen. Zu Karneval werden hier alljährlich italienische Opern aufgeführt, und bei Besuchen fremder Herrschaften spielen auch einmal deutsche Schauspieler.

Nicht weit vom Paradeplatz entfernt liegt die Wilhelminische Residenz, die viele auch die Herzog-Max-Burg nennen, und gleich daneben steht das Jesuitenkollegium, mit dessen Bau Herzog Wilhelm V., der Fromme, im sechzehnten Jahrhundert begann. Allgemein gilt dieses Gebäude als das prächtigste Jesuitenkollegium der Welt, so wie das in Prag das größte ist. Seit der Aufhebung des Ordens sind aber nur noch vier Landeskollegien in dem riesigen Gebäude untergebracht: die Oberlandesregierung, der Hofrat, der Geistliche Rat und die Schulkommission. Im Vordergebäude ist außerdem noch das Gymnasium und in einem hinteren Teil die Marianische Landakademie.

Das Kollegium wurde zusammen mit der dazugehörigen Hofkirche St. Michael von 1583 bis 1597 errichtet. Der Baumeister war ein Steinmetz namens Wolf Müller. Die Kirche ist 284 Fuß lang und 114 breit und hat ein schönes, hohes Tonnengewölbe, das majestätisch und edel wirkt. Es ruht auf korinthischen Wandpfeilern mit vergoldeten Kapitellen. Die Basis der Pfeiler besteht, wie auch der gesamte Kirchenboden, aus Marmor. Der ganze Kirchenraum ist in einfachem Weiß gehalten, weist wenig Vergoldung auf und ist durch keine Bilder geschmückt, mit Ausnahme der Altäre und zweier Beichtstühle. Auf halber Höhe stehen in Nischen auf marmornen Säulen die zwölf Apostel, von Krumpeter gestaltet. Die einfache Schlichtheit in der Anlage und der Verzierungen und die großen wohlproportionierten Massen des Gemäuers vereinigen sich zu einem angenehm überraschenden Gesamteindruck. Es findet sich in Deutschland schwerlich ein Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, das so er-

haben und edel in seiner Anlage ist. Wolf Müller, dessen Namen bisher unverdientermaßen in Vergessenheit geriet, müßte wegen dieses Meisterstücks unter die ersten Baumeister Deutschlands gezählt werden.

Die Augustinerkirche und das Kloster sind vom Jesuitenkollegium nur durch die sogenannte Weite Gasse getrennt. Die Kirche ist gotisch und wirkt von innen sehr hoch und sehr hell, denn als sie vor wenigen Jahren verputzt wurde, hat man eine allzu helle Farbe genommen. Als wir die Kirche besichtigten, beteten gerade die Novizen, die aber schon recht große Kerle waren. Wie sehr wünschte ich mir eine Reißfeder, um die einander so ähnlichen Gesichter zeichnen zu können, um zugleich die Züge dieses dummen, fanatischen Anspannens, vereint mit der Ergebenheit in einen quietistisch blinden Gehorsam, festzuhalten, so wie sie sich in diesen schlappstarrten und starrschlappen Novizengesichtern zeigten. Es gibt kaum eine Gelegenheit, die Menschheit mehr erniedrigt zu sehen, als bei der Betrachtung einer solchen Mönchs-szene.

Die Augustinerkirche hat einen reichen Schatz an festlichen Ornaten, an Geräten für den Gottesdienst und an Reliquien. Obwohl ich gar keine Lust hatte, mir diesen Schatz zeigen zu lassen, so mußte ich doch, wider meinen Willen, den Zahn der heiligen Apollonia besichtigen, als ich am Hochaltar, vorne im Chor, das herrliche Altargemälde von Tintoretto bewundern wollte. Ich war aber nicht so sehr von dem Zahn gefesselt, als vielmehr von dem Gesicht des ehrlichen Laienbruders, der uns herumführte und uns mit einer gutherzigen Geschäftigkeit drängte, damit wir uns den Anblick eines ihm so wichtigen Heiligtums ja nicht entgehen ließen. Hätte er nicht ein nervöses Zucken der Augenlider gehabt, ich hätte mich an den Klosterbruder in Lesings "Nathan dem Weisen" erinnert gefühlt.

Mehr will ich von Kirchen und Klöstern in München nicht berichten, obwohl sich noch sehr viel hinzufügen ließe, denn Kirchen und Klöster beanspruchen mehr als ein Drittel der gesamten Grundfläche der Stadt. Die übrigen ansehnlichen Gebäude und Paläste sind nicht sehr zahlreich, und die schönsten von ihnen stehen in der Nähe der Residenz.

Die bürgerlichen Häuser sind zwar teils recht geräumig, doch sieht man nur selten wirklich schöne Fassaden. Gewöhnlich sind die Häuser zwei bis vier Geschosse hoch, und fast immer ist der Innenraum schlecht eingeteilt. Ich habe kaum einmal eine brauchbare und geschmackvolle Raumaufteilung gefunden. Die Möblierung ist durchweg sehr schlicht und viel einfacher, als man in einer Stadt vermuten würde, die zumindest bei Hofe und bei den Vornehmen sehr großen Luxus kennt.

Die Straßen sind, wie schon gesagt, ziemlich breit und einige auch leidlich gerade, obwohl München ebensowenig wie Wien planmäßig gebaut wurde. Jede Menge Kirchen, düstere Klöster mit langen, häßlichen Fassaden, hin und wieder ein Palast und sehr viele solide gebaute Bürgerhäuser beherrschen das Stadtbild. Die Straßen sind recht ordentlich gepflastert und werden rein gehalten, allerdings ist hier auch weniger Verkehr als in Wien. Wenn man von dort kommt und das beständige Schwirren auf den Gassen gewohnt ist, dann erscheint einem München fast tot. Die Straßen werden, allerdings nur im Winter, beleuchtet.

Ganz in der Nähe des Komödienhauses steht eine sehr praktische Einrichtung, der Wasserturm, denn mit dem Wasser, das auf eine Höhe von 55 Fuß hinaufgepumpt

wird, speist man nicht nur die beiden Springbrunnen zu beiden Seiten der Mariensäule, sondern vom Turm führen auch unterirdische Kanäle in viele Gassen und von da direkt in zahlreiche Bürgerhäuser. So haben viele Häuser ihr eigenes Wasser. Außerdem sind die Kanäle bei Feuersbrünsten sehr nützlich, denn es ist sogleich Löschwasser zur Hand. Über die genaue Zahl der Gebäude in München gibt es unterschiedliche Meinungen, im allgemeinen spricht man aber von etwa 2000 Häusern.

Überaus groß, wie in vielen katholischen Ländern, ist die Zahl der Bettler. Man kann sie auf allen Straßen und vor allen Kirchentüren finden. Die Ursache der schändlichen Bettelei liegt keineswegs im Mangel an Armenanstalten, woran es gar nicht fehlt, sondern in der überflüssigen und unmäßigen öffentlichen Vergabe von Almosen. Wie in fast allen großen Städten leben nur sehr wenige Almosenempfänger gänzlich davon. Der weitaus größte Teil erhält die Almosen als eine Art Zuschuß zum eigentlichen Einkommen, teils wegen Kinderreichtums, teils wegen Krankheit. Hinzu kommt, daß die Almosenvergabe, wie in anderen katholischen Gegenden auch, als ein gutes und frommes Werk angesehen wird.

Die Barmherzigen Brüder machen wie an anderen Orten viel Aufhebens von ihren Spitälern, doch wird im Grunde der größte Teil des Geldes für unnütze Zeremonien und die Verpflegung der Mönche ausgegeben. Die bekannteste Almosenanstalt Münchens, der sogenannte *Liebesbund* oder die *Liebesversammlung der schmerzhaften Mutter Gottes*, von der im Kirchenboten, in den *Ephemeriden der Menschheit* und anderen Journalen viel zuviel Aufhebens gemacht wird, ist eine förmliche Bruderschaft, die vom Papst mit dem Ablass versehen ist. Ihre Mitglieder versammeln sich, um Messen zu hören und Rosenkränze zu beten. Daher werden die Almosen dann auch oft an Betbrüder und anderes Gesindel vergeben, das dieser Gaben nicht würdig ist. Weitaus nützlicher, wenn auch lange nicht so bekannt wie der Liebesbund, ist die *Mildtätige Gesellschaft* in München. 1779 von dem geistlichen Rat Kollmann und dem Gastwirt Albert gegründet, war die Zahl der freiwilligen Mitglieder bis 1781 schon auf 203 angestiegen; unter ihnen gilt der Kurfürst ebenso wie ein Bauer. Diese Gesellschaft verlangt überhaupt keine Andachtsübungen und gibt an laufende Bettler grundsätzlich keine Gaben, denn ihren Hauptzweck sieht sie darin, verarmte Bürger oder sogenannte schamhafte Arme aufzusuchen, sie zu unterstützen und arme Kinder bei Handwerkern unterzubringen, damit sie etwas lernen können.

Zum Schluß will ich eine wohltätige Verordnung des jetzigen Kurfürsten nicht unerwähnt lassen, die bestimmt, daß alle unehelichen Kinder, die im Waisenhaus zum heiligen Geist erzogen werden, ein Legitimationspatent erhalten. Um diese Maßnahme hat sich der Staatsminister Graf Morawizky sehr verdient gemacht, und sein Unternehmen verdient Nachahmung in allen Ländern.

Man kann nicht behaupten, daß durch die große Anzahl von Beamten, die es hier gibt, Bayern besser verwaltet würde als andere Länder. Die öffentliche Meinung ist eher vom Gegenteil überzeugt: überall gebe es zahllose Mißbräuche, Aberglaube, Müßiggang und Völlerei seien im Volk weit verbreitet, und in gleichem Maße fehle es an Industrie und nützlichen Künsten. In vielen Schriften wird öffentlich behauptet, daß eine große Anzahl von Ländereien ungenutzt bliebe und daß Straßenraub und Diebstahl auch durch zahlreiche Hinrichtungen nicht verhindert werden könnten. Da ich dies nicht nur einmal hörte, muß es wohl wahr sein.

Dabei gibt man dem Regenten gar nicht die Schuld an diesen Mängeln, sondern

vielmehr dem Einfluß von einigen Günstlingen und dem Klerus. Der bei seinen Untertanen allgemein beliebte Kurfürst Maximilian Joseph, dessen Namen auch heute noch mit Entzücken genannt wird, hat viel Gutes für sein Land erreicht. So hat ihm Bayern weitreichende Presse- und Zensurfreiheit, die Errichtung der *Akademie der Wissenschaften* in München, Verbesserungen im Schulwesen und weitere nützliche Einrichtungen zu verdanken. Der gutherzige Kurfürst sah leider nicht, wie sich einige seiner Günstlinge und Minister an seinen armen Untertanen bereicherten. So konnte sich die Wirtschaft, einer völlig unpraktischen Zollordnung wegen, kaum entwickeln. Auch die Gesetze waren unzulänglich und hart, und die Todesurteile nahmen so sehr überhand, daß 1774 in München fast jede Woche zwei bis drei Missetäter hingerichtet wurden. Der jetzige Kurfürst wird von seinen Untertanen fast ebenso geliebt wie sein Vorgänger. Sie sind überzeugt davon, daß er das Gute fördern will und das Böse verhindern möchte. Er kann aber mit seinen guten Absichten nicht durchdringen, so gern er das auch will, denn noch immer hat der Klerus einen zu großen Einfluß und verhindert jede weitere Aufklärung mit allen Mitteln. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele. So gibt man noch immer Personen, die von einem tollwütigen Hund gebissen worden sind, keine Arznei, sondern berührt sie mit dem St. Hubertusschlüssel. Noch im Jahre 1783 verbreitete man die Legende, ein Marienbild der St. Peterskirche in München habe die Augen bewegt. Es bleibt nur zu hoffen, daß unter diesem Regenten, der ja das Gute will, auch noch viel Gutes geschehe.

Handel und Gewerbe haben in München, wie in ganz Bayern, einen schweren Stand. Das kommt vor allem von den umständlichen Formalitäten und den unzweckmäßigen Gesetzen, mit denen der Unternehmungsggeist behindert wird. So kostet jede Gewerbeerlaubnis Geld, und den Handwerksmeistern will man vorschreiben, daß sie nicht mehr als einen oder zwei Lehrburschen ausbilden dürfen. Vergleicht man die Zahl der Betriebe, die nützliche Güter herstellen, mit der Anzahl der Betriebe, die Luxuswaren erzeugen, so ergibt sich auch hier ein bezeichnendes Bild. Es gibt in München z. B. mehr Goldschmiede als Tuchmacher und mehr Kaffeesieder und Kaffeehausbesitzer als Wollkämmer und Spinner. Als man dann begann, in Bayern Fabriken und Manufakturen einzuführen, fing man es ebenso verkehrt an. So gibt es zwar in München eine Manufaktur für Hautelissetapeten und eine, die Gold- und Silberwaren herstellt, aber man ist nicht in der Lage, so viel ganz gewöhnliches Tuch herzustellen, wie man benötigt.

Über die Entwicklungs- und Förderungsmöglichkeiten des Manufakturwesens bestehen hier die seltsamsten Vorurteile. So fragte mich einmal in München ein ansonsten verständiger Mann allen Ernstes: "Essen die Handwerker und Manufakturarbeiter in Berlin und Brandenburg eigentlich überhaupt warme Mahlzeiten?" Als ich die Frage bejahte und mich erstaunt nach dem Grund dafür erkundigte, versicherte man mir glaubwürdig, ein ehemals in Bayern bedeutender Mann habe einem Patrioten auf dessen frommen Wunsch nach mehr Industrie geantwortet: "Hier in Bayern ist es ganz unmöglich, an Manufakturen zu denken, lieber Mann. Es ist einfach sinnlos, denn unsere Arbeiter wollen einfach zwei warme Mahlzeiten am Tag und ihr Bier dazu trinken. In Sachsen, Schlesien und Brandenburg essen die Leute niemals warm und trinken nur Wasser, deshalb blühen dort die Manufakturen so auf."

Es gibt in ganz München nur wenige wirklich erwähnenswerte Betriebe. Die Münchner Spielkarten z.B. sind im Ausland sehr bekannt. Besonders viele werden nach Polen ausgeführt. Auch ganz vorzügliche Malerpinsel, wohl die besten in ganz Deutschland, werden in München hergestellt. Es sind drei Schwestern, die dieses

Geschäft betreiben.

Sehr viel bedeutender als die Industrie sind einige mechanische Künstler, die hier ansässig sind. Der bemerkenswerteste von ihnen ist ein gewisser Joseph Gallmayr. Als Bauernsohn hat er sich ohne jede fremde Anleitung zu einem geschickten Mechaniker ausgebildet. Er verdient Bewunderung, obgleich seine Phantasie der Anordnung und Ausführung seiner Werke oft sonderbare Züge verliehen hat. Schon als zehnjähriger Bauernjunge hat er eine funktionstüchtige Sonnenuhr gebaut. Später erlernte er zuerst das Schusterhandwerk, verlegte sich dann aber doch auf die Uhrmacherkunst. Dabei vereinigte er seine beiden Talente auf wundersame Weise: So hat er dem vorigen Kurfürsten ein Paar Schuhe gemacht, in die Repetieruhren eingebaut waren, wofür er dann zum kurfürstlichen Trabanten ernannt wurde. Unter seinen Werken sind 52 besonders hervorragende Kunstwerke der Feinmechanik. Dazu gehören ein als Türke gekleideter Flötenspieler, eine weibliche Figur, die Orgel spielt, und zwei Hündchen, die sich bewegen und Wasser lassen können. Um 1780 begann er das Modell für eine Maschine zu entwerfen, die mit Windrädern Wasser aus Sumpfgebieten abpumpen und so die Moräste trockenlegen sollte. Solche Mühlen sind in Holland und Holstein nichts Unbekanntes, ob aber seine Maschine in Bayern, wo sie sehr hilfreich und nützlich wäre, fertiggestellt und für brauchbar befunden wurde, das weiß ich nicht. Eines ist aber sicher: Das Talent dieses erfinderischen Mannes hat in München so wenig Aufsehen erregt, daß er, um überhaupt leben zu können - man kann es kaum glauben -, Kaffee ausschenken mußte!

Die *Münchner Zeitung* erscheint täglich, wird von einem Herrn Drouin verfaßt und vom Buchdrucker Bötter herausgebracht. Daneben erscheint montags, dienstags, donnerstags und freitags ein Blatt von etwa acht Seiten Umfang unter dem Titel *Staats-, gelehrte und vermischte Nachrichten*. Hierin erfährt man vor allem politische Neuigkeiten. Zweimal in der Woche, nämlich am Mittwoch und am Sonnabend, kommen die *Münchener wöchentlichen Nachrichten* heraus. Es handelt sich dabei um eine Art Intelligenzblatt mit Nachrichten, die die Stadt betreffen, wie die Ankunft wichtiger Persönlichkeiten, die Geburts- und die Totenlisten. Kennt man dieses Organ, dann versteht man auch folgendes Epigramm, das ich in einer Münchner Zeitung fand:

*Faust nimmt die Zeitung her und spricht:
ei, seht nur da!
Schon wieder London, Haag, Paris, Amerika!
Was Henker schert mich all der Bettel!
- Geduld, Herr Faust! das Mittwochsblatt,
das nichts aus fremden Ländern hat,
Bringt was für Sie - den Totenzettel!*

Mit dem sehr viel bekannteren *Münchner Intelligenzblatt zum Dienst der Stadt- und Landwirtschaft, des Nahrungsstandes und der Handlung*, einer Wochenschrift von etwa einem Bogen Umfang, darf man das oben genannte Blatt allerdings nicht verwechseln. Das Münchner Intelligenzblatt wird von Hofkammerrat Kohlbrenner seit 1776 herausgebracht und enthält vor allem statistische Nachrichten aus Bayern, aber auch, und das ist bemerkenswert, Auszüge aus protestantischen Büchern.

Außerdem erscheinen monatlich die *Bayerischen Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur*, die verschiedene für Bayern wichtige Beiträge enthalten. Sie wurden

von 1779 bis 1782 von Herrn Westenrieder herausgegeben und 1783 durch Westenrieders *Jahrbuch der Menschengeschichte* ersetzt, wovon allerdings nur ein Band in zwei Teilen herausgekommen ist. Als weitere Publikation wären noch die *Annalen der bayerischen Literatur* von 1778 bis 1782 in drei Bänden zu erwähnen. Hierin werden nicht nur für den angegebenen Zeitraum Neuerscheinungen bayerischer Autoren besprochen, sondern auch allgemeinere wichtige literarische Nachrichten. Daneben gibt es noch den *Pfalzbayerischen literarischen Almanach* und den *Pfalzbayerischen Hof- und Staatskalender*, der immer noch jährlich erscheint.

Für den Vertrieb sorgen insgesamt drei Buchhandlungen, und gedruckt werden sämtliche Erscheinungen in drei Druckereien. Papier wird in Bayern eigentlich ziemlich viel gemacht, doch es ist meist grau und sehr dick. Es scheint, daß man in den dortigen Papiermühlen keinen Holländer hat oder ihn nicht recht zu gebrauchen weiß. Man klagt, wie an anderen Orten auch, vor allem über den Mangel an Lumpen, was sich aber in den nächsten zehn bis zwölf Jahren nicht ändern wird.

Ich wußte zwar, daß Bayern einige verdiente Gelehrte hat, wußte aber ebensogut, wieviel Macht dort die stumpfe Bigotterie und der Aberglaube noch haben. Als ich nun nach München kam, war ich auf eine sehr angenehme Weise überrascht, denn ich fand Aufklärung und Gedankenfreiheit sehr viel weiter verbreitet, als ich mir vorgestellt hatte. So ist es doch eine Untersuchung wert, herauszufinden, wer hier den Samen des Guten geweckt und den vormals so dürren Boden für seine Entfaltung vorbereitet hat. Ich glaube, Bayern hat dies vor allem dem berühmten Ickstadt zu verdanken, einem Manne von großen Talenten, der Weltmann und Gelehrter zugleich war. Bei einem Engländeraufenthalt in seiner Jugendzeit hatte er die Liebe zu unbefangener und von religiösen Vorurteilen freier Denkart entdeckt. In Marburg erwarb er sich als ein Schüler Wolfs gründliche philosophische Kenntnisse, und Graf Stadion, ein Mann, dessen Verdienste noch nicht recht gewürdigt werden, brachte ihn endlich nach München. Hier war Ickstadt zunächst Lehrer und Erzieher des Kurprinzen und späteren Kurfürsten Maximilian Joseph. Er bemühte sich, dessen Geist, der durch die übliche Erziehung sehr eingeengt war, zu erweitern, und legte den Grundstein für die Achtung der Gelehrsamkeit und der freien Denkart und für die tolerante Gesinnung, die der Kurfürst während seiner Regierungszeit bewies. Ickstadt machte die bedeutendsten Werke protestantischer Autoren schon vor 40 Jahren in Bayern bekannt und gab seinen Studenten an der Universität Ingolstadt die Werke eines Leibniz, eines Wolf, Pufendorf, Grotius und anderer in die Hand. Überzeugt davon, daß die Lektüre nützlicher Werke den Geist am sichersten befreit, bewog er den Kurfürsten, eine sehr milde Zensur einzuführen. So konnten in Bayern zu einer Zeit, da sie in den übrigen katholischen Provinzen noch gänzlich unbekannt waren, fast alle protestantischen Bücher gelesen werden. Ein Grund, warum strenge Zensurmaßnahmen auch sonst nur schwer durchzuführen gewesen wären, liegt darin, daß protestantische Buchhändler aus Augsburg und Nürnberg seit langem die Münchner Messen besuchten und hier protestantische Bücher schon immer früher zu kaufen waren als z. B. in Wien.

Unter dieser Regierung wurde auch die *Akademie der Wissenschaften* zu München im Jahre 1759 gestiftet und zwar hauptsächlich aufgrund der Bemühungen des Geheimrates von Osterwald. Auch er hatte unter Wolf studiert, und so wurden Philosophie und Geschichte, die beiden sichersten Führerinnen des menschlichen Geistes, als Ziele der Bemühungen der Akademie festgesetzt; später kamen noch die schönen Wissenschaften hinzu, da sie ja ebenfalls den Geist beflügeln. Die Akademie hat

auf dem Gebiet der bayerischen Geschichte sehr viele Entdeckungen gemacht und wichtige Erläuterungen dazu geliefert. Die Bände der historischen Abhandlungen geben deutliche Beweise dafür. Sie sind gesammelt in den *Monumenta Boica* und enthalten eine große Zahl an wichtigen Urkunden und sehr viele Abbildungen.

Die philosophische Klasse der Akademie bekam schon wenige Jahre nach ihrer Einrichtung Gelegenheit, einen für Bayern und für die Aufklärung in diesem Lande wichtigen Schritt zu tun: Don Ferdinand Sterzinger griff in einer viel beachteten Rede, die er 1766 vor der Akademie hielt, den Aberglauben und die Hexerei scharf an. Die Pfaffen, die sich die Einkünfte, die sie von ihren Zaubersegen und Exorzisationen hatten, nicht nehmen lassen wollten, machten einen gewaltigen Lärm. Doch unter dem Schutz der Akademie durften die Streiter gegen den Aberglauben viel freier schreiben, als ihnen sonst möglich gewesen wäre. Die Streitigkeiten um diese Rede bewirkten bei vielen ein gründliches Nachdenken über die Falschheit und Nichtigkeit abergläubischer Grillen.

Kurz vor meiner Ankunft in München hatte die Akademie beschlossen, auch fremden Gelehrten, die sich dort eine Zeitlang aufhielten, den Zutritt zu ihren Versammlungen zu gestatten. Ich war der erste, der diese Erlaubnis erhielt. Gleichzeitig widerfuhr mir die ganz unerwartete Ehre, daß ich in einer Sitzung als Ehrenmitglied in die Akademie aufgenommen wurde. Ich konnte, unvorbereitet, wie ich war, meine Dankbarkeit nur sehr schwach ausdrücken, aber ich empfinde es zutiefst als eine Ehre, Mitglied einer Gesellschaft so würdiger Gelehrter zu sein.

Die Akademie ist in einem ansehnlichen, großen, nicht völlig ausgebauten Haus untergebracht. Es steht in der Schwabinger Straße und gehörte früher einer Gräfin Fugger, einer Mätresse des Kurfürsten Karl Albert. So heißt das Gebäude auch heute noch Fuggerbau. Dort besichtigte ich das Naturalienkabinett der Akademie, ihre Sammlung physikalischer, optischer und anderer Instrumente und eine umfangreiche Sammlung mechanischer Modelle. Unter diesen blieb mir besonders ein Saal voller Arbeiten bayerischer Erfinder in Erinnerung.

Im gleichen Gebäude konnte ich damals noch die kurfürstliche Hofbibliothek besichtigen, die inzwischen in den Studentensaal des ehemaligen Jesuitenkollegiums gebracht wurde. Die eigentliche kurfürstliche Bibliothek soll ungefähr 80000 Bände enthalten, die ihr einverleibte Jesuitenbibliothek, die damals noch gesondert stand, etwa 23000 Bände. Sehr viele Bücher sind dadurch doppelt vorhanden, um so mehr vermißte ich neuere Werke. Dafür gibt es über 500 wertvolle Handschriften und Erstdrucke, die gleich hoch geschätzt werden wie die Handschriften. Unter anderem sah ich eine alte Ausgabe von Wolfram von Eschenbachs Gedichten von 1477 und den *Gral* in 41 Kapiteln, gleichfalls von 1477.

Eigentlich sollte die Hofbibliothek eine öffentliche Bibliothek werden, was aber bisher noch nicht geschehen ist, und so hat München keine einzige öffentliche Bibliothek.

Deutsche Schauspiele werden sonntags, dienstags und freitags im alten Opernhaus aufgeführt. Der Direktor, Herr Marchand, ist ein großer starker Mann, der sehr laut deklamiert, aber auf der Bühne eine gute Figur macht. Ich sah eine Aufführung des *Adjutanten* von Brömel, und mir fiel dabei auf, welche enormen Schwierigkeiten das deutsche Schauspiel allein dadurch hat, daß bei Stücken, die in Norddeutschland geschrieben wurden, und besonders bei Lustspielen, die sich auf lokale Sitten bezie-

hen, die Schauspieler wie auch die Zuschauer viele Stellen gar nicht verstehen können. Umgekehrt wird dasselbe gelten.

Das deutsche Theater in München besteht noch nicht sehr lange und ist doch schon auf verschiedene Art berühmt geworden. So besaß es schon vor zehn Jahren eine Roeseul. In jüngerer Zeit sind verschiedene patriotische Schauspiele hier in München entstanden, die trotz ihrer etwas groben Anlage größte Aufmerksamkeit verdienen. So sind *Agnes Bernauerin* und *Otto von Wittelsbach* in ganz Deutschland Berühmt, und man kann behaupten, daß die Schaubühne des benachbarten Wien seit beinahe 40 Jahren kein Stück geliefert hat, das sich nur annähernd mit diesen beiden Werken messen könnte. Der Stoff solcher patriotischen Dramen ist aus der bayerischen Geschichte genommen, und sie scheinen so recht für Bayern gemacht zu sein. Das Publikum liebt auch eher Stücke, in denen große Charaktere auftreten und strenge Sitten geschildert werden, als Wiener Piecen oder Übersetzungen französischer Theaterstücke. Desto mehr wunderte ich mich, als 1781, nach zwei Aufführungen des *Otto von Wittelsbach*, die vaterländischen Stücke verboten wurden. Diese Maßnahme Scheint mir sehr widersprüchlich zu sein. Wäre es denn nicht sinnvoller, die Schriftsteller zu ermuntern, solche patriotischen Schauspiele zu verfassen? Der edle Geist der Freiheit würde der bayerischen Nation doch nur von Vorteil sein. Vermutlich war es aber gerade dieser Geist der Freiheit, der vielen Mächtigen nicht gefiel und dieses Verbot bewirkte. Wenn ich mich nicht irre, so war es gerade das Schauspiel *Ludwig der Bayer*, das man wegen der darin enthaltenen Gesinnung nicht aufführen lassen wollte. In diesem Stück weissagt ein Hellseher namens Abdenago dem Kaiser Ludwig folgendes:

*Siehst brennen dort den
Vatikan in lichterlohen Flammen ?
Der Gallier facht die Flamme an,
zu fluchen deinem Namen.
Die Klerisei spricht: Amen!*

*Wirst rufen zu Jehowa laut,
Anbeten sein Gericht.
Er wird verzeihen; - doch seine Braut,
Die Kirch', verzeihet nicht
Dem, der ihr widerspricht!*

Welche große und wichtige Wahrheit, die vor, zu und nach Kaiser Ludwigs Zeiten die Geschichte aller Jahrhunderte bestätigte, liegt doch in den drei letzten Versen. Selbst wenn in diesem Schauspiel nur diese Zeilen den Mächtigen ein Dorn im Auge sein könnten, ist doch leicht einzusehen, daß in einem Land, in dem der Klerus so viel Macht hat, eine solche Wahrheit nicht fortgepflanzt werden kann und daß man, um Freimütigkeit zu unterdrücken, lieber alle vaterländischen Schauspiele verboten hat. Alle mönchischen Albernheiten dagegen sind erlaubt, wenn z. B. die Augustiner ihre Fastnachtsspiele oder die Kinder des Waisenhauses geistliche Singspiele wie *Die vom Himmel gesegnete Liebe zwischen Isaak und Rebecca* aufführen. Ist das nicht allerliebste?

Ein wirklich beeindruckendes Erlebnis war für mich das Spiel des kurfürstlichen Orchesters. Die berühmte Mannheimer Kapelle ist ja bekanntlich jetzt in München, und ihr hoher, scharfer Ton, wie auch die unglaubliche Sicherheit in der Handhabung des

Bogens, macht dieses Orchester in ganz Deutschland unverkennbar. Ich gestehe, obwohl ich vom Mannheimer Ensemble eine sehr hohe Meinung hatte, so übertraf doch das Spiel der kurfürstlichen Kapelle in München alle meine Erwartungen. Ich wußte bei den ersten 32 Takten des Allegros gar nicht, wie mir geschah.

Gleich beim Hofgarten wird eine eigene Galerie gebaut, in der einmal alle Gemälde aus München sowie die aus Nymphenburg und Schleisheim ausgestellt werden sollen. Die Sammlung wird dann also mehr als 800 Bilder enthalten, worunter einige ganz vorzügliche sind. Bei meinem Besuch lagen die meisten Bilder in einem großen Saal noch übereinandergestapelt, und viele Stücke wurden gerade gereinigt. So konnten wir wenig sehen, doch bemühte sich der Galerieinspektor, selbst ein begabter Künstler, in der liebenswürdigsten Weise, uns wenigstens einige der besten Stücke zu zeigen. Besondere Beachtung verdienen darunter die folgenden Werke:

Eine Maria mit dem toten Jesus im Arm soll von Raphael sein. Ich bin kein großer Kenner, doch nach dem zu urteilen, was ich von Raphael in Dresden und Wien gesehen habe, bezweifle ich, daß das Münchner Bild von ihm stammt. Da aber anscheinend jede Galerie ihren Raphael haben muß, so will ich nicht weiter widersprechen. Von wem auch immer dieses Bild gemalt worden sein mag, so ist es doch eines der vortrefflichsten Bilder. Der innige Schmerz in dem an die Wangen des Toten geschmiegteten Gesicht der Maria ist unnachahmlich ausgedrückt, und auch die Farbgebung ist sehr naturgetreu. Der "Kindermord zu Bethlehem" von Rubens ist ein Stück mit sehr vielen Figuren und zeugt von großer Kunst, sowohl in der Komposition als auch im Detail. Dennoch mußte ich den Blick davon abwenden, und meines Erachtens sollte ein so gräßlicher Vorgang nicht gemalt werden. Das Schreckliche wie auch das Erhabene können sehr wohl zum Gegenstand der Künste werden, aber nicht das Ekelhafte und Gräßliche, denn Menschlichkeit und moralisches Gefühl sollten den Künstler bei seiner Arbeit leiten. Rubens hat in der Wahl seiner Themen sehr oft gefehlt, wenn er z. B. den dümmsten Mönchsaberglauben oder die abgeschmacktesten Jesuitenlegenden durch seine Kunst ehrwürdig darstellt. Stellt ein großer Künstler, so wie hier, gräßlichen und kalten Mord dar, ohne den Betrachter durch den Gegensatz menschlicher Empfindungen zu beruhigen, so schwindet leicht die Hochachtung für ihn. Doch Rubens "Frau mit dem Kinde" versöhnte mich wieder mit dem Künstler. Dieses Bild ist so voll ruhiger Anmut, voll süßem Ausdruck häuslicher Glückseligkeit, was man bei Rubens seltener findet als erhabene oder erschreckende Inhalte. Besonders beeindruckt haben mich außerdem noch zwei sehr schöne große Gemälde von Domenichino und einige ganz ausgezeichnete Werke von van Dyck.

\ Der Katholizismus ist in München so tief verwurzelt wie in Wien, ja, ich meine sogar, noch tiefer, denn was in Wien an äußerlichen Mißbräuchen wenigstens abgestellt wurde, das ist in München noch voll im Schwange. Nur die Karfreitagsprozession ist ganz abgeschafft worden, und bei der Fronleichnamsprozession werden einige ganz tolle Dinge nicht mehr geduldet; so sah man am Karfreitag früher immer einen vermummten Herrgott und vermummten Juden, außerdem eine Menge Kerle, die sich geißelten und große Kreuze schleppten. Bei der Fronleichnamsprozession führte man sonst immer große papierne Figuren mit, Drachen z. B., die an die 40 Fuß hoch waren und deren langen Schwanz immer ein als Teufel verkleideter Bursche nachtragen mußte. Man sah aber auch noch andere Ungeheuer, die von Kerlen, die sich darunter versteckten, bewegt wurden und dabei allerhand lächerliche Figuren machten. Dazu kamen jede Menge Engel und Ritter, z. B. der Erzengel Michael in einem silbernen Harnisch und zu Pferde, begleitet von Pauken und Trompeten. Luther und

Calvin verspottete man durch eine gehässige und lächerliche Darstellung. Auf einer langen Reihe von Tragegestellen waren ganze Legenden und anderes dummes Zeug dargestellt.

Bringt man in München abends das Venerabile zu einem Kranken, so wird aus den Fenstern aller am Weg liegenden Häuser aus Andacht ein Leuchter mit einer Kerze herausgehalten, solange das Venerabile in der Nähe ist. Dies ergibt eine possierliche, fortlaufende Beleuchtung. Wird jemand am Fastnachtsdienstag, wo in München wie in allen katholischen Ländern wacker getrunken und gegessen wird, nach Mitternacht noch im Wirtshaus angetroffen, so bringt man ihn auf die Wache, denn Schlag zwölf muß das liederliche Leben aufhören und die Andacht beginnen.

Am ersten Tag unseres Münchenaufenthaltes zog am Himmel ein bedrohliches Gewitter auf, und sofort wurde in jedem Haus ununterbrochen mit einem geweihten Loretoglöckchen geläutet. Ich wußte nicht, was der viele Glockenklang bedeutete, und glaubte, in der Nähe führe man eine große Zahl beladener Esel vorbei. Da lachte man mich aus und erklärte mir, daß, soweit der Schall des Glöckchens reiche, der Blitz nicht einschlagen könne. Geschehe dies aber dennoch, so sei es nur ein Zeichen fehlendes Glaubens und Gottvertrauens der betroffenen Familie. Ich besitze die *Münchenerische Andachtsordnung* oder das Verzeichnis der Gottesdienste und Andachten, so wie sie in den Kirchen das ganze Jahr durch gehalten werden. Sie ist elf kleingedruckte Bogen stark, und man ist wirklich erstaunt, daß es kaum einen Tag im Jahr gibt, an dem nicht mit unnützen Andachten, Ablässen, Litaneien, Vespern und ähnlichem die Zeit vergeudet wird. Der Hof ist so devot, daß er in der Kapelle zu Loretto sogar auf eigene Kosten zwei Kapellane unterhält, wie ich aus dem Hof- und Staatskalender für 1785 ersehen kann.

In Bayern und der Oberpfalz gibt es 28 709 Kirchen und Kapellen, eine Zahl, die in gar keinem Verhältnis zur Anzahl der Ortschaften und der Bevölkerungszahl steht, denn nach *Einzingers Abriß des beutigen Kurfürstentums Bayern* gibt es im Lande - ohne die Pfalz - 35 Städte, 94 Flecken, 1478 Dörfer und 4720 Schlösser oder Adelsitze. Alle Einwohner aber ergeben sich in übertriebener Weise mechanisch ablaufenden Andachtsübungen. Bruderschaften, Prozessionen, Wallfahrten, Litaneien, Gnadenbilder, Amulette, Ignazbleche, Skapuliere, geweihte Kerzen und was der Fratzen mehr sind, werden von allen Ständen hoch geehrt. So konnte Crammer bei der Ankunft des Papstes Pius VI. zu Recht loben, *daß in alle Teile Deutschlands Ketzereien sich eingeschlichen hätten, aber nie in das allzeit katholische Bayern*. Das Land hat aber nicht nur allzeit den katholischen Glauben behalten, sondern, was viel schlimmer ist, allzeit jeden katholischen Aberglauben wuchern lassen.

Und doch fingen schon vor mehr als zwölf Jahren verschiedene Patrioten an, das Übel einzusehen, und wollten ihm auch abhelfen. So wurden wichtige Schritte zur Beseitigung des Aberglaubens unternommen, und angesichts der zahlreichen Hindernisse für ein solches Unternehmen sind ihre Bemühungen bewundernswert. So hat Bayern den Ruhm, daß hier unter allen katholischen Staaten in Deutschland die Aufklärung zuerst Fuß fassen konnte. Doch seit dem Papstbesuch ist die Förderung der Aufklärung eher rückläufig, und der Aberglaube nimmt wieder zu. Dafür kann ich ein Paradebeispiel nennen.

Im Januar 1784 verwundete ein tollwutverdächtiger Hund in den Straßen Münchens insgesamt 13 Personen. Die Geschädigten wurden alle aufs Rathaus befohlen, wo

ihnen der Vizeoberjägermeister bekanntgab, daß sie nach St. Hubert im österreichischen Geldern gebracht würden, um dort durch die Wunderkraft des Heiligen, dessen Leichnam dort begraben liege, vor dem Ausbruch der Tollwut bewahrt zu werden. Schließlich ermahnte er sie noch, ein Vaterunser und ein Ave Maria zu Ehren des Heiligen zu beten. Man ließ die Leute tatsächlich ohne jede ärztliche Hilfe, ja, einem Garnisonsarzt, der schon angefangen hatte, einen verletzten Soldaten zu kurieren, wurde dies strengstens untersagt, da sich darin ein Mißtrauen in die göttliche Allmacht ausdrücke. Sämtliche von dem Hund verwundeten Personen mußten bei größter Kälte den weiten Weg antreten. Drei der Unglücklichen starben schon unterwegs, ob an den Folgen der Verletzung oder an einer anderen Krankheit, hat man nicht erfahren. Dabei war es nicht einmal sicher, ob der Hund, den man mit 250 anderen, ganz friedlichen Artgenossen sogleich erschossen hatte, wirklich tollwütig gewesen war. Das letztere ist schon allein deshalb sehr unwahrscheinlich, weil die gebissenen Personen trotz ihrer Verletzungen noch Kraft und Gesundheit genug hatten, um eine Reise von mehr als 100 Meilen durchzustehen. Die zehn, die lebend in St. Hubert anlangten, mußten sogleich beichten, das Abendmahl empfangen und durften außerdem neun Tage lang nur kaltes Schweinefleisch und geweihtes Wasser zu sich nehmen. Dann öffnete man ihnen ein wenig die Kopfhaut und tat eine Reliquie von der Stola des Heiligen hinein, die einwachsen sollte. Im April kamen sie schließlich nach München zurück und sollten fortan lebendige Zeugen für die Wunderkraft des heiligen Hubertus sein. Die ganze Geschichte klingt so unglaublich, daß man sie, wäre sie nicht in öffentlichen Zeitungen berichtet und von zuverlässigen Leuten bestätigt worden, für baren Unsinn halten müßte.

Ich glaube, kein einziges Land in Deutschland wird vom Klerus so sehr bevormundet wie Bayern, das noch nicht einmal einen einzigen bayerischen Bischof hat. Die Bischöfe von Salzburg, Freising, Regensburg, Eichstätt und Augsburg teilen sich die geistliche Gerichtsbarkeit in Bayern. Zu dieser ausländischen Macht gesellt sich noch eine sehr starke bayerische Geistlichkeit. Sie besitzt das Mark des Landes und hat zusammengenommen beinahe so viele Ausgaben wie der Landesherr. Der Fonds der sogenannten mildtätigen Stiftungen soll 60 Millionen Gulden betragen. So haben die Mönche und die Jesuiten, die keine Mönche sein wollen, aber noch viel schlimmer als diese sind, das Land unter sich aufgeteilt. Alles in allem stehen 180 Männer- und Frauenklöster auf bayerischem Boden, darunter sind 80 Prälaturen und ansehnliche Klöster. Was für prächtige und weitläufige Gebäude dies sind, und wie reich die Einkünfte der Prälaten, Äbte und Pröpste sein müssen, kann man leicht erahnen, wenn man nur einmal die Abbildungen der Klöster und Prälaturen betrachtet, die die *Akademie der Wissenschaften* zu München hat stechen lassen und jedem Bande ihrer *Monumenta Boica* vorangestellt hat. Kein regierender Fürst müßte sich schämen, darin zu wohnen.

Die Jesuiten haben, auch wenn sie offiziell als aufgehoben gelten, in allen katholischen Ländern nichts oder doch nur wenig verloren, am allerwenigsten in Bayern. Sie haben dort bei Hofe und auf dem Lande noch immer den allergrößten Einfluß, und im Grunde geschieht nichts, was sie nicht wollen.

Kommt man von Wien nach München, so fällt jedem, der auch nur ein klein wenig aufmerksam beobachtet, ein deutlicher Kontrast in sehr vielen Dingen auf. In anderen Bereichen gibt es hingegen auch recht viele Gemeinsamkeiten, schließlich beherrschten vor 900 Jahren die Bayern Österreich. Erst seit etwa 200 Jahren hat sich das Verhältnis umgekehrt, und Bayern wurde von dem beständig mächtiger werden-

den Österreich immer abhängiger. Die beiden Nationen haben außerdem gemeinsame kulturelle Quellen, die gleiche Mundart und dieselbe Religion. Ungeachtet der unübersehbaren Gemeinsamkeiten bleibt der Gegensatz in einzelnen Bereichen immer deutlich erkennbar, oft schon auf den ersten Blick.

Kommt man z. B. aus dem Menschengedränge Wiens, so fällt sofort auf, daß in München alles sehr viel stiller zugeht. Auf den Gassen ist mehr Platz und in den Häusern kein solches Gedränge hin- und hergehender Besucher. In den Münchner Straßen ist recht wenig Verkehr, während einem in Wien das Rasseln der Räder gar nicht mehr aus den Ohren geht. Auch die Einwohner beider Städte unterscheiden sich allein schon in ihrem Äußeren. Der Bayer hat im ganzen kein so oberflächliches Wesen wie der Österreicher, ist nicht so aufgeregter in den Bewegungen und hat einen bedächtigeren Gang mit festem Tritt. Man begegnet in Bayern vielen Menschen von untersetzter Statur. Viele sind stark, breitschultrig und nur selten schlank. Im einfachen Volk entdeckte ich viele runde Köpfe und Bierwänste; aber in diesen dicken Körpern steckt Kraft. Das erkennt man sofort am Gang, der selten watschelnd oder schwankend ist, auch wenn der Körper unbeholfen wirkt. Selbst der gemeine Mann sieht jedem keck in die Augen. Doch sein Blick wäre viel angenehmer, hätte nicht die stumpfe Bigotterie, die seit 100 und mehr Jahren in Bayern herrscht, unauslöschlich einen gewissen stumpfen und gedankenlosen Zug über alle Gesichter verbreitet. Bei gebildeten und gut erzogenen Leuten ist dies zwar etwas gemildert, doch bleibt der Charakterzug unverkennbar. Die jungen Leute geringeren Standes sehen sehr gesund und kräftig aus, was besonders bei den Mädchen ins Auge fällt. Hier verknüpft sich eine innere Kraft mit Schönheit zu einem sehr angenehmen Gesamteindruck.

Der Charakter der bayerischen Nation ist in verschiedenen Schriften mit guten und mit schlechten Zügen beschrieben worden. Selbst der Verfasser der *Briefe eines Franzosen* urteilt nicht eben vorteilhaft. Anseimus Rabiosus sagt sogar: *Der Bayer ist falsch, grausam, abergläubisch und verwegen*. Das ist allerdings höchst ungerecht, denn die Bayern sind grob, aber nicht hart, derb, aber nicht grausam, dreist und keck, aber nicht verwegen. Abergläubisch sind sie freilich, und die einfachen Leute sind dazu noch faul und dem Trunke ergeben. Daß sie falsch sind, kommt im einzelnen wie überall vor, aber von der Nation insgesamt kann man das bestimmt nicht behaupten. Vielmehr ist im einfachen Volk bei einem äußerlich plumpen und groben Wesen biedere Treuherzigkeit weit verbreitet. Unwissenheit, die beständige Begleiterin des Aberglaubens, ist freilich in allen Ständen in unglaublichem Ausmaß vorzufinden, weil die Erziehung in einem Zustand ist, den man sich nicht schlechter denken kann. In dem Maße, wie Bayern von Klöstern und von der Geistlichkeit überschwemmt ist, fehlt es im ganzen Land an Schulen. Oft gibt es in einem ganzen Amtsbezirk nur eine einzige Schule, und die Schulmeister, die darin unterrichten, sind sehr schlecht ausgebildet. So kommt es, daß nur ein Drittel der bäuerlichen Bevölkerung in Bayern schreiben und lesen kann. Selbst die Erziehung des Adels ist hier weit mehr vernachlässigt als in Österreich, denn die Geistlichkeit, die das Land seit Jahrhunderten am Gängelband führt, kam dabei noch immer auf ihre Kosten, wenn sie die jungen Adeligen, mit denen die wichtigsten Ämter im Land besetzt werden, in Unwissenheit hielt. Wenn sie nur fromm blieben, so hat der Klerus gerne ihre Liebe zur Jagd, zum Spielen, zum Schmausen und zur Buhlerei und allen anderen sinnlichen Vergnügungen begünstigt. Deshalb sind heutzutage gerade die obersten Stände sehr ausschweifend.

Diese unerfreulichen Erscheinungen gehören zwar zum Charakter der Bayern, doch

deshalb wage ich noch nicht, die bayerische Nation insgesamt zu verurteilen. Warum die Bayern immer wieder härter beurteilt werden als andere Nationen, hat verschiedene Ursachen. So nimmt ihre äußerliche Rauheit nicht gerade für sie ein. Ein Volk, das ein geselligeres und einnehmenderes Wesen hat, wird freundlicher beurteilt, auch wenn ihm die Kraft der Bayern fehlt. Hinzu kommt, daß die Bayern wegen des Urteils anderer über sie wenig Aufhebens machen. So, wie sie sind, wollen sie auch bleiben, und dieser Stolz verdeckt manche gute Seite an ihnen. Daß es den Bayern auch nicht an Geisteskraft fehlt, zeigt sich daran, daß es, trotz der enormen Hindernisse von seiten der Kirche, talentierten Männern immer wieder gelingt, sich auszuzeichnen. Die Bayern sind rauhe Naturburschen, voller Trieb, voller Kraft, die nur recht geleitet werden müßten. In einem solchen Volk könnte der Samen der Aufklärung bestimmt viel besser gedeihen als bei einer verzärtelten und weichlichen Nation, die zwar viel mehr sinnliche Politur hat, der es aber an freimütigem Denken fehlt. Einer Nation wie der bayerischen muß nur Lust geschaffen werden, damit die Gedanken der Aufklärung nicht ersticken. Bisher ist aber leider, mit einer kurzen Ausnahme, stets das Gegenteil geschehen.

Ein anderer Vorwurf, der den Bayern auch sehr oft gemacht wird, betrifft die vielen Raubüberfälle, die sich im ganzen Land ereignen. Anseimus Rabiosus sagt zu diesem Problem: *In Bayern sind die Landstraßen zu beiden Seiten mit Galgen bepflanzt, so wie sie in Ländern, die ein besseres Polizeiwesen haben, mit Maulbeerbäumen bepflanzt werden.* Dies ist eine kindische Übertreibung, doch ist es wahr, daß Diebstahl, Straßenraub und Mord in Bayern viel häufigere Delikte sind als in anderen Staaten, und wenn man Galgen sieht, so sind sie selten leer. Aber ich glaube wiederum nicht, daß man hieraus auf einen besonders schlechten Charakter des einfachen Mannes schließen darf. Es liegt vielmehr daran, daß er schlecht behandelt und unzweckmäßig regiert wird. Im ganzen Land gibt es kaum Industrie, und besonders der Warenverkehr ist schlecht organisiert; so kommt es öfters zu Notlagen, besonders in der Lebensmittelversorgung. Hinzu kommt die Beamtenschaft, die das Volk unterdrückt und mißmutig macht. Mit dem mangelhaften Polizeiwesen kann keinem Verbrechen vorgebeugt und Ordnung gehalten werden. Ein jeder Vagabund kann frei im Lande umherstreifen. Sehr oft steht in den Todesurteilen der Satz: Der Delinquent ist seit Jahren keiner Arbeit nachgegangen und hat auch nichts Rechtes gelernt. Wenn aber rohe Gesinnung und starke körperliche Kraft zusammenkommen, darf man sich nicht wundern, wenn es gerade in Bayern mehr Straßenräuber gibt als anderswo. Ein schwächeres und leichtsinnigeres Volk würde sich dem Druck beugen, ein Volk mit mehr Phantasie würde vielleicht versuchen, seine Lage zu verbessern, oder auswandern; der Bayer aber verläßt sich kurzweg auf seinen Arm, wenn er kein anderes Mittel mehr zu seinem Unterhalt zur Verfügung hat. Aus ähnlichen Ursachen gibt es auch in England sehr viele Straßenräuber, wenn die beiden Nationen auch sonst nicht viel gemeinsam haben. Die bayerischen Räuber fallen aber weniger Reisende auf den Landstraßen an: Sie richten ihre Angriffe meist gegen einsame Gehöfte auf dem Land, in denen sie Geld vermuten. Bei ihren Überfällen gehen sie oft äußerst hart und grausam vor, besonders wenn sie nicht finden, was sie sich erhofften. In ihren finsternen Plänen zeigen sie aber oft so viel Klugheit und in der Ausführung so viel Entschlossenheit, daß man es aufs äußerste bedauern muß, so gute, natürliche Gaben so abscheulich angewandt zu finden. Ein anderer Grund für viele Straftaten liegt darin, daß in Bayern das Wild im Übermaß gehegt wird und den Bauern zur drückenden Last wird. Fehlt es nun Männern mit Mut und Entschlußkraft an Nahrung, so stellen sie dem Wild nach und nähren sich von dem, was ihren Mitbürgern eine Last ist. Sie müssen dabei oft so viel Not und Gefahr ausstehen und werden, wenn

man sie erwischt, so hart bestraft, daß zu aller Not noch Erbitterung und Verzweiflung hinzukommen und sie schließlich zu Straßenräubern werden läßt.

Ein sehr eindrucksvolles Beispiel dafür ist die Geschichte des sogenannten *Bayerischen Hiesels*, eines ehemaligen Wilddiebes und späteren Straßenräubers. Er hatte vor etwa zwölf Jahren eine Zeitlang eine ganze Gegend unsicher gemacht. Aus reiner Not war er zum Wilddieb geworden und zeigte dabei sehr viel Mut und Entschlossenheit, zuweilen sogar Großmut. Hin und wieder stahl er auch einmal, aber gemordet hat er anfangs nie. Mit der Zeit hatte er sich ein solches Ansehen verschafft, daß er sich des öfteren öffentlich zeigen konnte - z.B. in Augsburg - und niemand es wagte, ihn anzugreifen, obwohl er allein war, nur ein Paar Pistolen im Gurt hatte und von einem großen Hund begleitet wurde. Dieser Hund hatte die gleiche Berühmtheit erlangt wie sein Herr, und man hielt ihn für so bemerkenswert, daß man ihn ausstopfte und im Naturalienkabinett zu Mannheim ausstellte. Der Hiesel aber schrieb sogar an seinen Kurfürsten und erklärte ihm, wie er aus reiner Verzweiflung zum Wilddieb geworden sei, und daß er, wenn er auch geraubt, so doch niemals gemordet habe. Er erbot sich, wenn der Kurfürst ihm nur ein jährliches Einkommen von 70 Gulden verschaffen könne, fortan als ein ehrlicher Mann und guter Bürger zu leben. Es fanden sich leider Berater, die dem Kurfürsten davon abrieten, um einen so geringen Preis einen unglücklichen Menschen von einem Irrweg abzubringen und sich gleichzeitig einen brauchbaren Untertan zu verschaffen. Das Gesuch wurde folglich abgelehnt, und der Hiesel geriet dadurch in höchste Verzweiflung, wurde zum Straßenräuber und Mörder und endete schließlich auf dem Rad. Seine Taten sind zweifellos verabscheuungswürdig, doch ist es ebenso bedauerlich, daß soviel Mut und Entschlußkraft fehlgeleitet und daß gar nichts unternommen wurde, um diesen Mann auf den rechten Weg zu bringen.

So erging und ergeht es noch vielen anderen Straßenräubern, und wenn die Regierung mehr Industrie und Aufklärung verbreiten und eine bessere Polizei einrichten würde, so könnten die Kräfte von solch gesunden und kräftigen Leuten durch eine geschickte Lenkung auch dem Lande nützlich werden. Bisher aber scheint die Regierung an so etwas noch nicht einmal gedacht zu haben. Sie verschärft lediglich die Strafen für die Räuber, läßt sie massenweise rädern und vierteilen, erreicht aber damit kaum etwas. Solange die Ursachen nicht behoben werden, solange verschwinden auch die Wirkungen nicht. Selbstverständlich ist es nicht so einfach, den Verstand und den Willen der Menschen zu bessern, doch Edikte und Strafen helfen da auch nicht viel. Hier sind Belehrung und Aufklärung notwendig, doch das ist ein langwieriger Prozeß.

Die vielen Hinrichtungen sind zu unterhaltenden Schauspielen für die Bevölkerung geworden und machen die Menschen nur noch gefühlloser. Ich sah, wie in München auf offener Straße Kupferstiche angeboten wurden, worauf die in der neuesten, verschärften Verordnung gegen Diebe und Räuber angedrohten Strafen wie Schleifen auf einer Kuhhaut, das Handabhacken, das Zwicken mit glühenden Zangen und auch das Rädern und Vierteilen in sehr realistischer Weise abgebildet waren. Dabei waren die Gesichtszüge der Büttel und Henker sehr viel abscheulicher abgebildet als die der Missetäter, die eher wie Märtyrer wirkten. Die Leute gafften gleichgültig auf diese Darstellungen, und die Kinder trieben sogar ihre Scherze damit. Die Todesurteile nebst den Schuldbekennnissen der Verbrecher werden ordentlich numeriert, gedruckt und zu Tausenden verkauft. Was für mich noch schlimmer dabei war: Man liest sie regelmäßiger und häufiger als Bücher. Sogar in guten Häusern traf ich ganze

Sammlungen davon. Diese Urteile sind meist in einer so platten Sprache abgefaßt, daß sie, sieht man von dem traurigen und schrecklichen Inhalt einmal ab, fast komisch wirken. Meist ist ihnen noch eine lächerliche Moralpredigt angefügt, die die Moral der einfachen Leute heben soll. Davon möchte ich die folgende Kostprobe geben.

*Wessen Herze wird nicht jetzt, wär' es auch von Stein, gerühret:
da man sieht den armen Sünder auf die Kuhhaut hingestreckt,
mit erbleichtem Angesichte, schier mit Staub und Kot bedeckt,
wie er seufzet, heult und klirrt bei dem Biß der heißen Zange,
und, o Gott, wie wird ihm erst so entsetzlich angst und bange!
Wer beschreibet mir den Schrecken, so durch Mark und Beine dringt,
da er seine Schädelstätte endlich zu Gesichte bringt?
Jetzt, jetzt wird er schon entblößt! O wie zittern seine Glieder,
jetzt schon, jetzt schon legt er sich auf sein hartes Sterbbett nieder.
Schon macht sich der Würgmann fertig, schon hebt er das Rad empor,
schon erfolgt Stoß auf Stoße, schmetternd klinget in dem Ohr
eines unzählbaren Volkes der Gebeine wildes Krachen,
jetzt muß das zerquetschte Herz seiner Qual ein Ende machen.
Jetzt zerstückt man seinen Körper in vier Teile, jeder wird
zu dem Hauptort des Verbrechens und des Raubes abgeführt:
Schaut, ihr Diebe, schaut, ihr Räuber, hierin diesen Schreckensspiegel,
da hangt euer Kamerad, da hangt euer Windgeflügel
stückweis an dem Viertelgalgen, kennt ihr dieses blasse Haupt?
Dessen ist es, der die Leute ausgeplündert und beraubt.
O ihr bloß in Menschenhaut eingehüllten wilden Tiger!
Laßt es euch zur Warnung sein, seht die Strafe, werdet klüger!
Wie ihr ändern ausgemessen, so mißt man's euch wieder ein,
und ihr werdet euers Raubes niemals lange fröhlich sein.
Seht! Das neue Hochgericht winket euch zu gleichem Ende,
und ihr geht der Obrigkeit früh genug noch in die Hände.*

Man entwickelte bei der Herausgabe solcher Todesurteile eine ganz besondere Zärtlichkeit für die Ehre der Personen, die man rädern und vierteilen läßt, denn man verschweigt ihre Familiennamen und nennt sie nur bei ihrem Vornamen, setzt dafür aber den Spitznamen oder nom de guerre dazu, unter dem die Betreffenden bei den Räuberbanden bekannt waren. Da heißt es dann z.B.: der Bartholomäi N. vulgo, d. h. gemeinhin, Tiroler Barthl, der Joseph N. vulgo Kühe-Sepp, der Andre N. vulgo Postanderl oder der Mathias N. vulgo Windbeutel sollte auf höchstrichterlichen Befehl geköpft oder gerädert werden. Fast höhnisch klingt es, wenn man in einem solchen Urteil weiterhin liest: "Der Joseph N. vulgo Kühe-Sepp, obwohl er mit dem Rade hingerichtet zu werden allerdings verdient hätte, soll jedoch in Ansehung seiner schweren Verletzungen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden." Sollte sich darin vielleicht eine gewisse Mildtätigkeit zeigen, so ist es um so grausamer, wenn man auf der anderen Seite diejenigen, die von einem bereits verurteilten Missetäter durch einen Eid beschuldigt werden, als überführt ansieht. Selbst wenn sie alles leugnen und man auch keine glaubwürdigen Zeugen für die Beschuldigung finden kann, gelten sie als schuldig und werden in gleicher Weise auf Kuhhäuten geschleift und dann gerädert.

Gott sei Dank hat die Zahl der Hinrichtungen inzwischen doch etwas abgenommen.

So wurden im Jahre 1781 in München 18 Personen hingerichtet, wohingegen 1775, so wurde mir glaubwürdig versichert, zwei bis drei Personen wöchentlich zum Richtplatz geschleift wurden. Vielleicht haben die schwachen Versuche, das Schulwesen zu verbessern und der Industrie aufzuhelfen, doch schon eine Wirkung gezeigt.

In ihrer Kleidung geben sich die Münchner nicht gerade sehr modebewußt, man sieht sogar recht viel Altmodisches. Die Männer zeigen noch immer eine Vorliebe für Verzierungen auf der Kleidung. Ich sah einige breite goldene Stickereien, die sehr reich an Metall, aber ohne Geschmack waren. Damen von Stande wissen sich besser zu kleiden und dabei oft mit einer Schlichtheit, die sie um so liebenswürdiger macht. Meist sind sie gut gewachsen, haben eine gesunde Farbe und auch einigen Liebreiz. Sie fühlen genau, daß sie keines weiteren Schmuckes bedürfen. Die Bürgerfrauen, aber auch die Kellnerinnen in den Wirtshäusern, tragen eine besondere bayerische Nationaltracht, die ihnen nicht übel steht. Dazu gehört ein kleiner runder Hut, der mit kräftigen Goldborten besetzt ist. Die Brust ist in ein breites und steifes Mieder geschnürt, das vorne offen und reich mit Stoff ausgelegt ist. Vorn ist das Mieder von oben bis unten mit silbernen Kettchen geschnürt, oft in drei Reihen. Das weibliche Geschlecht des Mittelstandes ist insgesamt einfacher gekleidet und ohne Frage viel häuslicher als in Wien. So stand die Tochter unseres Wirtes, ein wohlgezogenes junges Mädchen, auf, um den Gästen die Teller zu wechseln, ohne daß jemand das als etwas Besonderes empfunden hätte.

Der Bauer ist breitschultrig, stark und gesund. Er trägt einen guten Tuchrock, manchmal sogar zwei Röcke übereinander, und breite Hosenträger über der Weste. Oft gehört zur Kleidung noch ein Hut, entweder ein hoher herausgeputzter oder ein runder flacher. In seinem Verhalten wirkt der einfache Mann oft roh, und er zeigt eine Vorliebe für lautstarke Vergnügungen. Ist er erst einmal betrunken, so wird er schnell gewalttätig. Und doch entdeckt man eine sonderbare Treuherzigkeit und Dienstfertigkeit in seinem Betragen, denn selbst wenn einem der Mann auf der Straße trotzig in die Augen blickt, ist er Fremden gegenüber sehr hilfsbereit. Fragt man jemanden nach dem Weg, so wird man oft ein Stück weit begleitet, damit man ihn auch sicher findet.

Die Sitten des Mittelstandes sind in zwei Lustspielen, die als Theaterstücke bedeutungslos sind, sehr schön geschildert. Es sind dies: *Fräulein Wohlerzogen* und *Ein Bayer in Paris*. Besonders der Charakter des Bedienten Anton im letztgenannten Stück ist sehr schön getroffen. Er ist ein ehrlicher, kurzsichtiger und gutherziger Mann, wie man ihn oft im Volk findet.

Man sollte sich allerdings hüten, den Mann aus dem Volk dadurch zu reizen, daß man verächtlich auf ihn herabschaut oder gar die Wunderkraft eines Gnadenbildes anzweifelt, denn dann schlägt er gleich mit den Fäusten zu.

Im Mittelstand und bei den einfachen Leuten ißt man überaus viel und dazu noch derbe Speisen. Besonders die Mehlspeisen, wie Knödel, Wespennester, Dampfnudeln und dergleichen, sind überaus beliebt und gelten bei den Bayern als Leckerbissen. Einige sind dies auch wirklich, doch die üblichen bayerischen Knödel sind nichts für einen niedersächsischen Gaumen. Ein Bayer hat mir doch voller Stolz erklärt, daß die Bauern hier zwar auch Kartoffeln pflanzen, sich aber doch zu gut sind, diese auch zu essen. Hier fütterte man damit nur die Schweine. In Brandenburg und Sachsen weiß man besser, welche schmackhafte Speisen aus Kartoffeln zu bereiten sind. Ganz

sicher sind sie gesünder als die Mehlspeisen, die zusammen mit dem dicken Bier bestimmt nicht wenig zur Dummheit und dem phlegmatischen Wesen des einfachen Mannes in Bayern beitragen.

Dem Vergnügen ist der Bayer nicht ganz so ergeben wie der Österreicher, doch deshalb ist er nicht weniger faul. Bei den zahlreichen Volksfesten, die in Bayern veranstaltet werden - neben den Wallfahrten, die wie in allen katholischen Ländern wahre Vergnügungsfahrten sind -, sticht ein Charakterzug der Bayern besonders hervor: Für ihn gibt es nichts Schöneres als bei einer lärmenden Unterhaltung im Wirtshaus den Bierkrug zu schwingen. Da wird dann viel geschwätzt, und man führt freche und freie Reden. Trotz der rauhen Art und des derben Humors nämlich zeigen die Leute ein gesundes Maß an Vernunft. Dies hat mich in meiner Meinung bestärkt, daß man aus diesen Naturburschen, wenn man sie nur mit Verstand auf ihre eigene Art behandeln würde, sehr brauchbare Bürger machen könnte.

Der Umgang der beiden Geschlechter miteinander ist recht frei. Müßiggang und kräftige Nahrung führen zu Ausschweifung, und die Bigotterie hindert sie nicht daran; die ungeheure Zahl unehelicher Kinder ist der sicherste Beweis dafür. Aber solche Ausschweifungen sind auch in anderer Hinsicht sehr schädlich. Von einem glaubwürdigen Manne wurde mir versichert, daß im Jahre 1774 an alle Ärzte und Wundärzte die Aufforderung erging, ein Verzeichnis aller mit einer venerischen Krankheit behafteten Personen anzulegen. Dabei habe man über 3000 gefunden, und man kann sicher sein, daß nicht alle angegeben wurden.

Die Münchnerinnen, besonders die der höheren Stände, sind schön, aber auch die Stubenmädchen haben ihre Reize, doch auf eine ganz andere Art als die sächsischen oder die wienerischen. Es ist etwas Ruhiges, Katholisches, eine herzige bayेरische Art in den Manieren der einfachen Münchner Mädchen. Die Wirthe, so scheint es, achten sehr auf das Aussehen ihrer Kellnerinnen, und diese sehen in ihren zierlichen Miedern mit den Silberkettchen, im Vergleich zu denen anderer Länder, auch wirklich reizend aus. Überdies sind sie selbst Fremden gegenüber sehr gesprächig.

Zum Schluß will ich noch einige Bemerkungen zum bayerischen Dialekt machen. Vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert, zu der Zeit also, in der sich die jetzige deutsche Sprache in ihren ersten Anfängen herausbildete, gehörte Österreich zum Herzogtum Bayern. Daher stammt die österreichische Mundart vom Bayrischen ab, oder ist, wie sich Herr Adelung ausdrückt, eine Tochter des hiesigen Dialektes. In den letzten 200 Jahren, in denen die deutsche Sprache besonders durch die Reformation eine wahre Revolution durchgemacht hat und sich dabei stark entwickelte, war Bayern umgekehrt von Österreich abhängig. Dies hat noch mehr zu einer Angleichung der bayerischen und der österreichischen Mundart beigetragen.

Man findet eine große Menge von Dialektausdrücken und Redensarten, die in beiden Sprachen gleich klingen. Ähnliches gilt für einige Stammwörter, die in beiden Dialekten wurzeln, aber im Hochdeutschen z.B. ungebräuchlich geworden sind oder zumindest als veraltet gelten und nur noch in Zusammensetzungen verwendet werden.

Die deutlichsten Unterschiede zwischen den beiden Dialekten findet man jedoch in der Aussprache. Ein Österreicher wird oft einen Bayern nicht verstehen, auch wenn dieser dieselben Worte gebraucht und sie auf die gleiche Weise schreiben würde. Die Bayern sprechen voller und härter, die Österreicher schreiender, singender und

mit höherem Tonfall. Das hängt mit dem Charakter beider Völker, mit ihrer Bildung und Nahrung, den Sitten und der Lebensart zusammen; so ist der Bayer gesetzter und mißmutiger, der Österreicher dagegen leichtsinniger und fröhlicher. Unter allen oberdeutschen Dialekten, den schweizerischen einmal ausgenommen, wird einem Obersachsen und noch mehr einem Niedersachsen der bayerische am unverständlichsten sein. Die Gründe liegen einmal in der sonderbaren Aussprache der Vokale und Diphthonge, zum andern im Verschlucken der Konsonanten. So klingen *ai* und *au* wie *oa*, aus *bayerisch* wird dann *boarsch*. Das kurze *a* wird in Österreich dagegen lang gezogen: z.B. *Naar, Baal*. *O, oe* und *u* klingen fast wie ein *z*, doch mit einer Modifikation des Tons, die sich nicht beschreiben läßt. In Regensburg ist die Betonung dieser umgelauteten Vokale viel länger als in München. Deutlich unterscheiden sich das Bayrische und das Österreichische in der Aussprache der Konsonanten. Der Österreicher, auch wenn er sonst undeutlicher spricht als der Bayer, deutet die Konsonanten doch deutlich an, z. B. *treffen, die Schallen* statt *treten* oder *die Schalen*; der Bayer hingegen, der im ganzen langsamer spricht, verschluckt die Konsonanten in unglaublicher Weise. Da hört man dann: *Muul'da* statt *Mühdorf*, *'s l'Wasse* statt das *Innwasser*, *do'* statt *doch*. Selbstverständlich hat jede der beiden Mundarten noch ihre ganz speziellen Ausdrücke.

Johann Konrad Wack oder Wakius hat zu Anfang dieses Jahrhunderts ein seltsames Büchlein geschrieben, das folgenden Titel trägt: *Jo. Conr. Wakii P. P. oder Kurze Anzeigung, wie nämlich die uralte deutsche Sprache meistens ihren Ursprung aus celtisch- oder chaldäisch habe, und das bairische vom syrischen herkomme*. Hierin wollte der Regensburger Professor beweisen, daß die bayerische Mundart vom Syrischen herkomme. Man kann sich leicht vorstellen, welche tollen Ideen dieses Werkchen enthält. Doch sind mitunter auch einige gute etymologische Anmerkungen enthalten.

Meine Behauptung, der bayerische Dialekt, besonders die Aussprache, sei sehr hart, werden die Bayern vielleicht nicht sofort für eine Beleidigung halten, aber ganz gewiß für einen großen Irrtum. Ich habe viele Gelehrte in Bayern, denen es gewiß nicht an Sprachkenntnis fehlte, behaupten hören, die bayerische Mundart sei sanfter als die benachbarte schwäbische. Dies wird ein Obersachse kaum zugeben, doch läßt sich über derlei Fragen überhaupt nur sehr schwer disputieren. Soviel geht aber aus der Geschichte der deutschen Sprache doch deutlich hervor: das Schwäbische war schon im Mittelalter, zu Zeiten der Minnesänger, sehr kultiviert und der zärtlichsten und sanftesten Poesie fähig. Seit der Reformation sind die Schwaben dann durch die protestantische Religion und die darin vermittelten Kenntnisse weiter geprägt worden. Auch die Lektüre von Luthers Bibelübersetzung und das Singen hochdeutsch verfaßter Kirchenlieder müssen notwendig auf die Sprache einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, der den Bayern natürlich ganz fehlt. Der bayerische Dialekt ist eigentlich noch gar nicht kultiviert worden, und das Hochdeutsche ist dort noch viel weniger verbreitet als in Österreich. Deshalb schreiben auch bis heute selbst die besseren Schriftsteller in Bayern noch immer kein reines Deutsch, wenn man Zaupser, Törling-Krönsfeld und einige wenige andere ausnimmt.

Friedrich Nicolai: *Unter Schwaben ...*

Augsburg
Beobachtungen aus dem Jahre 1781

Augsburg ist eine der ältesten Städte Deutschlands, und fast möchte man sagen, sie sei die bemerkenswerteste unter den alten Städten. Der älteste Kunstfleiß Deutschlands fand sich, neben Nürnberg, vorzugsweise in Augsburg. Die Handelsverbindungen dieser Stadt erstreckten sich seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf das ganze südliche Deutschland und hatten auf die Kultur unseres Vaterlandes den größten Einfluß, weil durch diese Verbindungen so viele ausländische Kunstwerke ins Land kamen.

Außerdem fanden in dieser Stadt schon seit den ältesten Zeiten viele für ganz Deutschland, ja ganz Europa bedeutsame Verhandlungen statt. Ich will nur die wichtigsten nennen: Auf dem Konzil in Augsburg im Jahre 952 n. Chr. wurde der ehelose Stand der Priester bestätigt. Dadurch bekam die unselige Macht der katholischen Hierarchie ihre kräftigste Stütze. Viele in Augsburg abgehaltene Reichstage sind für die deutsche Geschichte sehr wichtig gewesen, ganz besonders der von 1530, auf dem die protestierenden Stände dem Kaiser und Reich das berühmte Augsburger Bekenntnis vorlegten. Dieser wichtige Schritt setzte den Anfang für eine Trennung, die sehr viel zur Aufklärung des menschlichen Verstandes und zu wirklicher Verbesserung der Religion in ganz Europa beitrug. Ebenso wichtig war der Religionsfriede, der auf dem Reichstag von 1555, nach so vielen scheußlichen Verfolgungen und so vielem Blutvergießen endlich erreicht wurde. Dieser Friedensschluß, der einen ersten Damm gegen die schädliche Macht der römischen Kirche bildete, erregte deren ganzen Groll und verursachte den Dreißigjährigen Krieg.

Augsburg hat mit den meisten deutschen Städten gemeinsam, daß seine geographische Lage nicht genau bestimmt ist. Die Unterschiede, die sich zwischen den verschiedenen Angaben ergeben, machen Meilen aus. Es ist doch sonderbar, daß keiner der zahlreichen braven Mathematiker, die es in Augsburg gegeben hat, die Lage der Stadt durch Observation astronomisch genau bestimmte. Ich habe bei dieser Reisebeschreibung bisher allemal die vornehmsten mir bekannten Beschreibungen von jeder Stadt, von der ich zu reden hatte, nachgesehen und verglichen. Ich halte es für sehr wichtig, daß dies von verschiedenen Seiten gemacht wird, denn es ist unglaublich, mit welcher Sorglosigkeit und mit wie wenig Sachkenntnis die meisten Städtebeschreibungen gemacht sind und welche seltsamen Irrtümer sich darin fortpflanzen.

Die Straßen Augsburgs sind recht breit. Dafür ist das Pflaster sehr buckelig und beschwerlich, doch an den Seiten gibt es dafür sehr bequeme Gehwege aus Backsteinen. Alle Häuser sind aus Stein gebaut und die meisten auch recht ansehnlich. Viele sind drei, einige auch vier oder fünf Geschosse hoch. Ihre äußere Form zeigt Vielfalt, und verschiedene sind von moderner Architektur oder wollen es zumindest sein. Wieder andere haben noch die Form der vornehmen Patrizierhäuser aus dem sech-

zehnten Jahrhundert mit ihren hochsteigenden Geschossen und den spitzigen deutschen Dächern. Solche Häuser waren es vermutlich, die dem berühmten Winkelmann, als er aus Italien zurückkam, so unerträglich waren und ihn so mißmutig machten, daß er gar nicht mehr in Deutschland bleiben wollte. Seinem Reisegefährten, dem Bildhauer Cavaceppi, einem gebürtigen Italiener, der sich beständig mit der Schönheit der Formen beschäftigte, waren sie lange nicht so zuwider. Auch mir erschienen sie keineswegs anstößig, sie waren für mich vielmehr Bilder ihres Zeitalters. Sie sind Denkmäler aus der Blütezeit dieser Stadt und zeigen, wie reich Augsburg im sechzehnten und zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war und welche Art von Bequemlichkeit sich wohlhabende Leute damals zu verschaffen suchten. Man darf diese Gebäude nicht mit den Tempeln der Römer oder Griechen vergleichen, sondern muß sie an den bürgerlichen Häusern anderer deutscher Städte messen. Wenn man nämlich die alten Häuser in Nürnberg oder die noch spitzigeren Giebedächer in Lübeck dagegenhält, so zeigt sich, welchen großen Vorzug Augsburg verdient und daß zur damaligen Zeit in keiner deutschen Stadt so prächtig und bequem gebaut wurde wie hier. Ich möchte sogar behaupten, daß die moderneren Gebäude in Augsburg bei weitem nicht so schön sind wie die alten.

Die Bemalung der Augsburger Häuser wird in vielen Büchern gerühmt, und einige Fassaden sind auch vollständig bemalt. An den meisten Gebäuden jedoch ist nur über der Tür oder zwischen den Fenstern ein frommes Bild, so, wie man es auch in anderen katholischen Ländern, besonders in Bayern, findet. Die Holzer- und Bergmüllerschen Gemälde sind sehr berühmt, doch ist vieles schon verwittert. Besonders von dem berühmten Bild von Holzer am Gasthof zum Goldenen Hirsch ist nur noch sehr wenig zu erkennen. An sehr vielen katholischen Häusern ist eine Monstranz mit zwei Gläsern abgebildet. In dem einen sieht man eine zur Hälfte rote, zur anderen Hälfte weiße Hostie. Das Bild bezieht sich auf die dumme Legende, daß eine Magd an der Wirklichkeit der Transsubstantiation gezweifelt und deshalb die Hostie nicht gegessen, sondern aufbewahrt habe. Nach einiger Zeit soll sie mit Erstaunen entdeckt haben, daß die Hostie zur Hälfte in Fleisch verwandelt war. Man treibt die Abgeschmacktheit so weit, daß man eine Monstranz mit der Hostie in der Kirche zum Heiligen Kreuz bis auf den heutigen Tag mit großer Feierlichkeit zeigt und auf den Kanzeln diese Geschichte als ein großes Wunder gegen uns Ketzer anführt.

Das beste bürgerliche, modern gebaute Haus ist das des Herrn Baron von Liebert am Weinmarkt. Es hat einen artigen Saal, dessen Decke von Guglielmi gemalt wurde. Das vorzüglichste moderne Gebäude ist allerdings das Rathaus. Es ist viel zierlicher und ansehnlicher als das zu gleicher Zeit - anfangs des siebzehnten Jahrhunderts - errichtete Nürnberger Rathaus. Das Innere wollte ich mir aber gar nicht anschauen, denn ich wußte schon vorher, daß in den vielen ausführlichen Beschreibungen dieses Gebäudes von seiner Inneneinrichtung und der Pracht der Ausschmückung weit mehr Aufhebens gemacht wird, als es verdient.

Der flache Hügel neben dem Rathaus heißt der Perlachplatz, und der dort frei stehende Turm mittlerer Höhe ist der Perlachturm. Auf dem Platz steht ein großer Springbrunnen mit aus Erz gegossenen Figuren. Hoch oben auf einer Säule befindet sich eine Statue des Kaisers Augustus, weil man glaubt, daß er an dieser Stelle die Stadt gegründet habe. Der Brunnen auf dem Weinmarkt hat eine eherne Bildsäule des Herkules. Die Figuren beider Brunnen sind von Niederländern gemacht und haben nicht die Grazie der antiken Vorbilder. Die Hauptfiguren wirken nicht erhaben, sondern eher geduckt, und die Nebenfiguren scheinen wahllos zusammengestellt zu

sein. Doch ist der Herkulesbrunnen bei weitem der schönste aller Augsburger Brunnen.

In vielen Beschreibungen wird behauptet, das Zeughaus sei in einem guten Zustand. Für das Gebäude mag das wohl stimmen, denn es sieht überhaupt nicht baufällig aus, aber im Innern ist wenig oder gar nichts zu sehen, da die Bayern und Franzosen im Jahre 1703 alle vorhandenen Geschütze weggeführt hatten, so daß dort heute nur noch Wäsche getrocknet wird. Auch auf den Wällen stehen keine Geschütze mehr, denn die Stadt hat es aufgegeben, sich auf diese Weise zu schützen.

Vor dem Zeughaus steht eine kolossale Statue des Erzengels Michael, der gerade den Teufel besiegt. Sie ist von Johann Reichel, einem Bildhauer aus Bayern, um 1607 geschaffen worden. Diese Figurengruppe finde ich in keinem Buch über Augsburg genannt, und dabei verdient sie es doch viel mehr als so viele mittelmäßige Malereien, von denen man so viel Aufhebens macht. Sie ist meisterhaft gearbeitet. Wie übrigens eine Gruppe des heiligen Michael an ein Zeughaus kommt, weiß ich nicht, sie gehört doch viel eher an ein Jesuitenkollegium.

Über die Einwohnerzahl von Augsburg gibt es widersprüchliche Angaben. In Büschings *Wöchentlichen Nachrichten* von 1784 wird sie mit 40000 angegeben. Ein Buch mit einem genauen Kommentar der Geburts- und Sterbelisten nennt eine Bevölkerung von 36500 Personen. Im Gothaschen Taschenbuch für das Jahr 1783 werden 36400 genannt. Der Verfasser einer *Reise von Wien nach Paris*, ein freilich recht oberflächlich urteilender Mann, spricht von 20000 Einwohnern. Ein gebürtiger Augsburger schließlich versicherte mir, die Zahl sei nicht viel höher als 32 000.

Die heutigen Augsburger zeigen auffällige Unterschiede in ihrer Physiognomie. Sie bilden gleichsam eine Mischung schwäbischer und bayerischer Gesichtszüge. Dabei scheint mir, daß die Protestanten eher den schwäbischen und die Katholiken den bayerischen Typ repräsentieren. Schon Bianconi, selbst ein Katholik, hat bemerkt, daß man in Augsburg die Katholiken und die Protestanten am Gesicht und an den Manieren unterscheiden könne. Der Unterschied ist in der Tat für jeden aufmerksamen Beobachter höchst auffällig, was aber um so weniger verwundert, als man fast sagen kann, die Katholiken in Augsburg seien katholischer als irgendwo sonst. Insbesondere unterscheidet sich der einfache Katholik deutlich von seinem protestantischen Mitbürger. Jener ist viel in sich gekehrter, dieser viel gesprächiger und unternehmungslustiger. Jener ist oft fleischiger und gerötet, ja blutrot im Gesicht, dieser hat eher kantige Gesichtszüge. Unterschiede bemerkte ich auch bei den Frauen, als ich kurz hintereinander eine katholische und eine protestantische Kirche besuchte. Ein Grund für die frappierenden Unterschiede liegt bestimmt darin, daß beide Bevölkerungsgruppen sich nur jeweils unter ihren Glaubensgenossen verheiraten. Vielleicht stammen aber auch viele Katholiken aus Bayern.

Eine wichtige Grundlage für das Augsburger Stadtre Regiment bildet der Osnabrücker Friedensvertrag, und die beste Darstellung aller sich daran anschließenden Veränderungen findet man in Langmantels *Historie des Regimentes der Stadt Augsburg*.

Die Regierungsform in Augsburg ist aristokratisch, und doch sind die Bürger mit ihrem Rat viel zufriedener als z.B. die Nürnberger oder die Ulmer. Die Augsburger Patrizier sind zwar oft sehr stolz und pochen auf ihre Privilegien wie die anderer aristokratischer Reichsstädte auch, aber sie regieren nicht allein in der Stadt, sondern es

sind im Großen Rat auch viele Bürger, Kaufleute wie Künstler und auch Handwerker vertreten. Die Bürgerschaft hat insgesamt eine republikanische, freiheitliche Gesinnung, die den Nürnbergern z. B. gänzlich fehlt. Sie weiß ihre Rechte jederzeit geltend zu machen, und der Rat geht in allen Fällen sehr gelinde mit ihr um. Wegen dieser weisen Mäßigung hört man auch viel seltener von Mißvergnügen und Streitigkeiten als in anderen Reichsstädten.

Die eigentlichen Steuern sind in Augsburg sehr mäßig und sollen alles in allem nicht mehr als ungefähr 3/4 Prozent der Einkünfte eines Bürgers ausmachen. In Wien gilt, daß die Eigentümer von Häusern von deren Ertrag 1/7 oder etwa 14 Prozent direkte Abgaben leisten müssen, dazu kommen noch indirekte Steuern. Es ist sehr auffällig, daß in Augsburg die direkten Steuern so gering sind, und das Ungeld die Haupteinkommensquelle der Stadt darstellt. Daß es den Bürgern von Augsburg so gut geht, dazu trägt gewiß die Tatsache viel bei, daß diese Abgabe für die schicklichste gehalten wird; wie denn meines Erachtens die indirekten Auflagen, wenn sie den Verhältnissen angepaßt sind, immer am leichtesten zu tragen sein werden. Wie niedrig der Tarif der Konsumtionsakzise in Augsburg sein muß, sieht man daran, daß sie bei anfallenden Staatsbedürfnissen erhöht werden kann, ohne daß der Bürger darüber seufzt.

Die Stadt Augsburg hat fast gar kein Territorium; die öffentlichen Einkünfte fließen daher allein aus den Steuereinnahmen der Bürger. Dennoch hat die Stadt im vorigen Jahrhundert wichtige Gebäude gebaut, z. B. das prächtige Rathaus, das Siegelhaus u. a. m. Auch die Befestigung kostete damals große Summen, und die kostspieligen Regulierungen der Flüsse Lech und Wertach verursachen noch bis heute ständig große Ausgaben. Außerdem nahm der Spanische Erbfolgekrieg Augsburg am Anfang dieses Jahrhunderts ganz ungemein mit. Dennoch hat diese Reichsstadt fast gar keine Schulden. Ulm und Nürnberg, welche weitläufige und fruchtbare Territorien haben und deren Bürger viel höhere Abgaben entrichten, sind dagegen hoch verschuldet. Die freien Bürger von Ulm haben wiederholt ihren Rat vor den Reichsgerichten verklagt, weil sie mit seiner Verwaltung der öffentlichen Gelder und mit der Veräußerung einiger Stadtgüter nicht zufrieden waren.

Das Bürgerrecht wird in Augsburg einem Fremden sehr leicht verliehen. Es kostet 25 Gulden. Das Polizeiwesen der Stadt ist in gutem Stande, denn Rat und Bürgerschaft sind sich einer Meinung, es zu fördern. Im Jahre 1782 widersetzte sich zwar ein ansehnlicher Teil der Kaufmannschaft der an sich sinnvollen Verordnung, die bis in die Straßen reichenden Dachrinnen abzuschaffen und sie statt dessen an den Häusern herunterzuleiten, doch lag der Grund für die Weigerung eher darin, daß der Rat kein Recht habe, einseitig den Bürgern außerordentliche Ausgaben für ihre Häuser zu befehlen. Die Verteidigung ihrer Rechte ist ihnen nicht zu verdenken, doch darf man vermuten, daß sie patriotisch genug denken werden, um eine so offensichtlich gemeinnützige Sache freiwillig zu tun. Gerade als ich nach Augsburg kam, wurde die sehr nützliche Verordnung beschlossen, die Häuser zu nummerieren, weshalb die Stadt in acht Bezirke eingeteilt wurde, von denen jeder besondere Nummern hat. Der edle Zweck dieser Einrichtung war es, eine neue Armenanstalt zu gründen. Dazu werden monatliche Haussammlungen durchgeführt, die gewöhnlich etwas über 2000 Taler einbringen, wozu noch besondere Schenkungen kommen. Auf diese Weise waren 1782 fast keine Bettler mehr auf den Gassen zu finden. Aber schon jetzt klagt man auch in Augsburg wie an anderen Orten, daß diese sonst so menschenfreundliche Einrichtung dem Zwecke, die Armut zu vermindern, nicht ganz entspreche, denn die Anzahl der Armen nimmt jedes Jahr stark zu. Es kommen nämlich die Armen und

diejenigen, die Arme sein wollen, von weit her, um sich Almosen geben zu lassen.

Eine alte, wohltätige Einrichtung ist die sogenannte Fuggerei. Die reichen Fugger haben nämlich schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts 106 kleine Häuser in der Jakobs-Vorstadt bauen lassen, welche verschiedene Straßen bilden und in denen arme Leute für eine sehr geringe Miete wohnen können. Es wäre zu wünschen, daß auch in unseren Zeiten reiche Leute ihren Überfluß so edel anwenden.

Augsburg hat ein katholisches und ein protestantisches Waisenhaus; das letztere ist aber sehr unvollkommen. Außerdem gibt es ein großes Spital oder Krankenhaus für Protestanten und Katholiken, das man in dortiger Sprache ein Brechhaus nennt. Vielleicht kommt der Ausdruck von Gebrechen.

Augsburg liegt in dem Winkel, den Lech und Wertach bei ihrem Zusammenfluß bilden. Der Lech entspringt in Tirol, nimmt unterwegs verschiedene Bäche und Flüßchen auf und hat, wie alle Flüsse, die im Hochgebirge entspringen, einen sehr schnellen und reißenden Lauf. Die Wertach, die oberhalb Nesselwangs in Schwaben entspringt, ist nicht weniger reißend. Ihre ganz besondere Lage nötigt die Stadt zu ständigen, sehr kostspieligen Wasserbauten. Außerdem bringt sie sie in Abhängigkeit von Bayern, da man wegen der Wasserbauten besondere Verträge benötigt, aber auch wegen der mit dem häufigen Hochwasser zusammenhängenden Veränderungen der Flußbette ständig in Streitigkeiten verwickelt wird. Andererseits hat sich die Stadt durch die Nähe des Lechs schon seit beinahe drei Jahrhunderten mit einem gut ausgebauten Wasserleitungsnetz große Bequemlichkeiten zu verschaffen gewußt. Oberhalb der Brücke und des Zollhauses auf dem Wege von Friedberg fließt ein Arm des Lechs auf die Stadt zu und teilt sich kurz vorher in verschiedene weitere Arme. Durch ein bei der ersten Verzweigung 1596 von Jakob Schwarz errichtetes Wehr reguliert man das Gefälle des Wassers. Durch besondere Verträge mit Bayern und dem Kloster St. Ulrich hat man sich die Wasserrechte gesichert und an den Armen des Lechs verschiedene für die Industrie der Stadt sehr nützliche Silber-, Kupfer- und Eisenhammerwerke sowie verschiedene Mühlen angelegt. Mit Hilfe eines 1480 gegrabenen Kanals, dem sogenannten Brunnenbach, wird das Wasser nicht nur in die Stadtgräben und in verschiedene die Stadt durchströmende Kanäle, sondern auch in die öffentlichen Springbrunnen und die meisten Häuser geleitet. Die Eigentümer müssen dafür bezahlen, denn das Wasser, welches in die Kanäle und Gräben kommt, und dasjenige, welches in die Häuser zum Trinken und sonstigen Gebrauche geleitet wird, hat jeweils eine eigene Leitung. Zur Speisung all dieser Wasserleitungen stehen am Roten Tor der obere Wasserturm für die obere und mittlere Stadt, am Mauerberg der untere Wasserturm für die untere Stadt und am Jakobertor zwei Wassertürme für die Vorstädte. Diese Einrichtungen stammen schon aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Zu den alten Polizeianstalten gehört auch der bekannte sogenannte Einlaß, eine mechanische Öffnung eines kleinen Tors, mit dessen Hilfe jemand in der Nacht mit völliger Sicherheit in die Stadt eingelassen werden kann, ohne daß ein Wächter dazu nötig ist. Diesen Einlaß hatte man im sechzehnten Jahrhundert Kaiser Maximilian I. zu Gefallen erbaut; er wird aber jetzt nicht mehr gebraucht, teils weil er für Wagen allzu eng ist, hauptsächlich aber, weil Augsburg längst alle kriegerische Verteidigung, selbst gegen einen Überfall, aufgegeben hat und so seine Tore zu allen Nachtzeiten öffnen kann. Den Mechanismus dieses Werks, welcher immer merkwürdig bleibt, hat Blainville in seiner Reisebeschreibung am besten beschrieben.

Die protestantische Religion wurde von den Augsburgern schon früh angenommen. Bereits im Jahre 1525 theilte Urbanus Regius das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Er hatte die Erlaubnis des Rates, der damals, wie auch der größte Teil der Bürgerschaft, zur beginnenden Reformation neigte. Aber die katholische Partei arbeitete mit dem heftigsten Eifer darauf hin, die protestantische Religion zu unterdrücken. Als im Jahre 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg der erste Religionsfriede geschlossen wurde, legte der Kardinalbischof von Augsburg, Otto von Truchses, ein sehr bigotter, den Jesuiten ganz ergebener Mann, Protest ein, der, obwohl ebenso nichtig wie der des Papstes gegen den Westfälischen Frieden, dennoch genauso zeigt, welche Gesinnung in solchen Fällen in der katholischen Kirche vorherrscht. Augsburg spürte wie das übrige protestantische Deutschland die heftigen Bestrebungen der Katholiken zur Unterdrückung der Protestanten. Es war im osnabrückischen Frieden noch die einzige Rettung der Protestanten gewesen, auf eine gänzliche Parität in der Regimentsbestellung zu dringen, d.h., es ist nach unsäglichen Schwierigkeiten in diesem Frieden festgesetzt worden, daß die protestantische und katholische Religionspartei gleiche Rechte haben und daß bei allen Ämtern eine gleiche Anzahl von Personen jeder Religion bestellt werden sollten. Diese Parität hat freilich mancherlei Beschwerlichkeiten. Zuweilen wird etwas Gutes dadurch verhindert, und so manche Ungereimtheiten folgen daraus.

Der protestantische Gottesdienst in Augsburg ist sehr viel einfacher und nicht mit so vielen katholischen unnützen Zeremonien befleckt wie in Nürnberg. Die Prediger gehen außerhalb des Gottesdienstes ohne Ornat, in simplen schwarzen Röcken. Ich besuchte ein paar protestantische Predigten. Die Prediger sprachen mit einer gewissen Herzlichkeit, die mir gut gefiel. Es war freilich zu bemerken, daß sie nicht wenig zum Pietismus und dessen salbungsvollen leeren Worten neigten. Das Denkwürdigste, was unter den Protestanten in Augsburg seit langer Zeit vorging, ist, daß Herr Urlsperger vor einigen Jahren eine *Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit* errichtete, die sich in viele deutsche Städte ausgebreitet hat, deren innere Verfassung und deren eigentliche leitende Herren noch bis jetzt in geflissentlicher Dunkelheit gehalten werden, die aber durch ihr öffentliches Betragen sich allen redlichen Protestanten schon verdächtig genug gemacht hat.

Ich habe schon oben bemerkt, daß die Katholiken in Augsburg auf den ersten Blick von den Protestanten zu unterscheiden sind. In anderen Städten, wo Protestanten und Katholiken vermischt wohnen, z. B. in Erfurt, bemerkt man dies auch; doch nirgends fällt es so sehr auf wie in Augsburg. Man möchte fast sagen, die Katholiken in Augsburg sind doppelt und dreifach katholisch. Seit der Reformation haben die Jesuiten den katholischen Teil von Augsburg ganz und gar beherrscht. Der oben erwähnte Kardinal Otto von Truchses, Bischof von Augsburg, berief schon 1549 die Jesuiten in die Stadt. Er stiftete in seiner Residenzstadt Dillingen ein Kollegium und Seminar, das sie gehabt, und Augsburg fühlte ihren Einfluß am meisten. Sie bemächtigten sich der reichsten und vornehmsten Familien der Stadt, besonders der berühmten Fugger, die das hiesige Jesuitenkolleg durch sehr bald ganz an sich zu ziehen wußten. Von hier aus haben sie beständig den größten Einfluß auf die umliegenden katholischen Länder eine Schenkung von 30000 Gulden stifteten.

Die schon seit dem dreizehnten Jahrhundert sehr rege Industrie von Augsburg hat in dem Herrn von Stetten dem Jüngeren einen Geschichtsschreiber gefunden, dergleichen sich keine einzige andere Stadt rühmen kann. Kenntnis der Künste, wissen-

schaftliche Kenntnisse mancherlei Art, nebst dem Zugang zum Stadtarchiv, verbunden mit einem bewundernswerten ausdauernden Fleiß und mit der seltenen Kunst, archivarische Notizen recht zu gebrauchen, findet man so leicht nicht wieder bei einem anderen Schriftsteller in diesem Ausmaß vereinigt. Mit der vielfältigsten Industrie war bekanntlich in Augsburg von jeher ein sehr ausgebreiteter Handel verbunden, wobei Augsburg sehr günstig lag, solange Venedig der Hauptumschlagplatz des Handels war. Bekanntlich erreichte er im sechzehnten Jahrhundert zu den Zeiten der Fugger und nachher der Welser seinen Höhepunkt und nahm seit der Aufnahme des Handels in Holland und seit dem Dreißigjährigen Kriege ab. Weder die Industrie noch der Handel haben seither diesen Gipfel je wieder erreicht. Man kann sogar sagen, daß, besonders seit dem Spanischen Erbfolgekrieg zu Anfang dieses Jahrhunderts, Augsburg mehr gesunken als gestiegen ist; doch ist die Abnahme nicht so stark wie in dem benachbarten Nürnberg.

Jeder, dem die Beschaffenheit des Wechselhandels nicht ganz fremd ist, erkennt sofort, welchen großen Vorteil Augsburg daraus zieht. Es tut im kleinen, was Holland im großen tut, es macht Kasse für die benachbarten Länder, besonders für Österreich, für Schwaben und für einen Teil der Schweiz und Italiens. Daß Augsburg dies kann, dazu noch mit großem Erfolg, zeigt den großen Reichtum an Geld, der sich in der Stadt angesammelt hat, und den sehr großen Kredit der Augsburger Handlungshäuser. Auffallend ist, daß über Augsburg, obwohl es so bedeutende Wechselgeschäfte mit Österreich macht und obwohl die Fugger im sechzehnten Jahrhundert den Regenten Österreichs so großzügige Darlehen gaben, die österreichischen Staatsanleihen nicht mehr abgewickelt werden, sondern über Frankfurt. Ein Grund dafür könnte darin liegen, daß Frankfurt die besseren Handelsbeziehungen zu den österreichischen Niederlanden hat. Vielleicht gründet sich Augsburgs Wechselhandel auch viel unmittelbarer auf den Warenhandel? Kann der Kapitalgeber seine Gelder nicht nutzbringender zur Unterstützung eines Kaufmanns einsetzen, als sich mit den Zinsen zufriedenzugeben, die eine Anleihe bringt?

Die Industrie Augsburgs ist schon seit den ältesten Zeiten durch die verschiedenartigen Mühlen gefördert worden, die man am Stadtrand errichtet hatte. Stetten berichtet, daß schon seit dem vierzehnten Jahrhundert verschiedene Mühlwerke in Augsburg existieren. Die Vorteile, die die Betriebe in der Stadt aus der Wasserkraft ziehen, halten bis heute an. Ich besichtigte eine ganze Reihe solcher Mühlwerke. Darunter ist auch eine Kupfer- und Silbermühle. Hier wird neben dem Kupfer, das in 80-Pfund-Barren geschmolzen und dann unter dem Hammer getrieben wird, auch Silber zu Geschirr, Schüsseln, Tellern usw. verarbeitet. Auch silberne Kaffeekannen werden hergestellt. Der Schmied arbeitete nur mit seiner Frau und seiner Tochter und klagte über Mangel an Aufträgen, besonders in den Silberarbeiten. Auch eine Poliermühle, in der nicht nur Messer und Klingen, sondern auch anderes Stahl- und Silbergerät poliert wurde, fand ich in der Stadt. In einem Eisenhammerwerk, in dem der Besitzer mit seinem Sohn und sechs Gesellen arbeitete, fiel mir besonders auf, daß hier Dinge geschmiedet wurden, die man sonst nicht auf solchen Hammerwerken herstellt, wie z. B. Kurbeln für die Wehre oder eiserne Schuhe für die Palisaden beim Wasserbau. Selbst Uhrfedern wurden hier fabriziert. In der gleichen Gegend steht die Schmidtsche Schnupftabakmühle. Tabak zum Rauchen wird in Augsburg allerdings nicht verarbeitet.

Die Weberei, besonders von leinenen und baumwollenen Zeugen, ist seit 300 Jahren ein sehr wichtiger Zweig der Augsburger Industrie. Bekanntlich haben die Fugger

besonders das Barchentweben sehr weit entwickelt. In neuerer Zeit gibt vor allem das Weben von Baumwollstoffen und ihr Bedrucken sehr vielen Menschen in Augsburg Arbeit. Die Kattundruckerei des Herrn von Schule ist in ganz Deutschland sehr berühmt. Dieser fleißige und geschickte Unternehmer ist zum Wohltäter vieler tausend Menschen geworden, die durch ihn Arbeit und Auskommen fanden. Er selbst ist für viele ein Vorbild geworden, weil er durch Fleiß, Ordnung und Unternehmungsgeist sich ein sehr großes Vermögen erworben hat, obwohl er aus sehr einfachen Verhältnissen stammte. Er lebte zuvor eine Zeitlang in Heidenheim an der Brenz im Herzogtum Württemberg. Dort hatte er eine Kattunmanufaktur übernommen und durch Fleiß in kurzer Zeit hochgebracht. Dadurch erweckte er Neid und wurde, wie man erzählt, von der dortigen Regierung durch unangenehme Formalien am Fortkommen gehindert. So ging er nach Ulm, um dort eine größere Manufaktur aufzubauen. Man erkannte dort aber auch nicht, was ein Mann von seinem Unternehmungsgeist der Stadt nützen könnte. So empfing man ihn ziemlich kalt und versuchte, ihn mit umständlichen Formalien hinzuhalten. Darüber wurde Herr von Schule so ungeduldig, daß er 1758 schließlich nach Augsburg ging. Es gab dort zwar schon sehr gute Kattunmanufakturen, doch von Schule entwickelte ein sehr viel feineres Gewebe, ließ die Weber den Stoff feiner und breiter weben und verschaffte dem Augsburger Kattun dadurch einen noch besseren Ruf. 1761 begann er sein großes Manufakturgebäude vor dem roten Tor zu bauen, das mit seiner sehr breiten, modernen Fassade und den beiden langen Seitenflügeln beinahe das Aussehen eines fürstlichen Palastes hat. Erst nach zwölf Jahren, 1773 also, war der Bau fertiggestellt. Hier werden teils in Augsburg gefertigte, teils ostindische Kattune apprediert, bedruckt, bemalt und gepreßt. Dies alles geschieht mit einer so vorzüglichen Technik, daß sich die Schüleschen Kattune von vielen anderen sehr vorteilhaft unterscheiden.

Ich habe nur wenige Betriebe dieser Art mit so großem Vergnügen besichtigt. Alles zeugte von Ordnung, zweckmäßiger Einrichtung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit. Es arbeiten dort ungefähr 350 Personen, darunter viele Frauen und Kinder. Die Arbeiter kommen im Sommer täglich morgens um sechs Uhr und arbeiten bis abends um acht Uhr. Sie werden jedoch nicht nach der Zeit, sondern nach der Anzahl der gefertigten Stücke bezahlt. Man zeigte uns kleine Mädchen, die täglich nur acht Kreuzer verdienen konnten, und einen Drucker für gedeckte Muster, von dem man sagte, er könne es in der Woche auf zwei Louisdor bringen, was mir aber fast unglaublich scheint. Die einfarbigen Muster werden mit großen Kupferplatten, für deren Herstellung man extra zwei Kupferstecher einstellte, gedruckt. Die mehrfarbigen Muster aber hat man noch nicht mit Kupferplatten zu drucken versucht, sondern man bedient sich dazu hölzerner Formen, sogenannter Modeln. In Augsburg gibt es eine eigene Zunft von Modelschneidern, die zum Teil sehr gut arbeiten. Es war wirklich ein Vergnügen, zu beobachten, mit welcher Fertig- und Genauigkeit die Drucker bei den verschiedenen, aufeinanderfolgenden Mustern die rechte Stelle wieder trafen oder, wie man in der Buchdruckerei sagen würde, Register hielten, ohne daß so etwas wie eine Punktur zu bemerken war.

Die Kupferplatten werden auf einer Presse abgedruckt, die durch ein Schwungrad in Bewegung gesetzt wird, das zwei Stirnräder treibt. Es gibt dann noch eine besondere Vorrichtung, mit der das ganze Stoffstück, sowie der Abdruck weitergeht, sanft in die Höhe bis zur Zimmerdecke gezogen wird, um dann nach unten zurückgeführt und auf eine Rolle aufgewickelt zu werden. Mir scheint, daß auch gewöhnliche Kupferdruckpressen mit großen Platten z. B. Landkarten oder dergleichen durch ein Schwungrad viel gleichmäßiger und kräftiger drucken könnten und dadurch die menschlichen

Kräfte viel weniger erschöpft würden, als das bisher der Fall ist. Die große Mänge oder Rolle, in der drei hölzerne Walzen übereinander laufen, wird von einem Pferd angetrieben, was auch in anderen Manufakturen dieses Gewerbes üblich ist.

Man zeigte uns auch ein Stück feinen, herrlich mit Gold und Silber bemalten Zitz, eine Kunstfertigkeit, für die diese Manufaktur berühmt ist. Der Stoff kostet sieben Karolinen; aber man muß dazu sagen, daß ein solcher Zitz nicht gewaschen werden kann, da sonst das Gold und das Silber ausgingen oder schwarz würden. Daher ist der Zitz auch mehr zum Ansehen als zum Gebrauch gedacht.

Nicht weit entfernt vom Schüleschen Betrieb steht eine Kattunbleiche. Sie ist von einer hübschen Pappelallee eingerahmt und wird wie üblich von mehreren Kanälen durchschnitten. Zum Bleichen verwendet man Lechwasser, das durch ein besonderes Schöpfrad aus einem mit hohen Kosten errichteten Kanal heraufgeholt wird. Zur Reinigung des Kattuns sind auch Walkmühlen vorhanden, eine große für weiße und eine kleinere, sogenannte Pantschmühle für farbige Stoffe. Zusätzlich gibt es noch eine mit Wasserkraft angetriebene Mänge. In ihr drehen sich zwei eiserne, hier in Augsburg geschmiedete Walzen, zwischen denen eine hölzerne läuft.

Man berichtete mir, daß im Jahre 1780 ungefähr 40000 Stück Kattun und Zitze in der Manufaktur von Herrn von Schüle bedruckt worden seien, wovon fast ein Drittel auch in Augsburg hergestellt wurde. Der von Schülesche Betrieb ist aber nicht der einzige dieser Art, sondern es gibt in Augsburg noch eine ganze Reihe anderer.

Nach der Kattunweberei ist die Lodenweberei eines der bedeutendsten Gewerbe in Augsburg. Es existiert sogar eine eigene Lodenweberinnung. Der größte Teil der Produktion geht nach Italien. Die Lodenweber verarbeiten bevorzugt die grobe wallachische oder mazedonische Schafwolle, die trotz der weiten Transportwege immer noch zu einem erträglichen Preis zu haben ist. Man muß in Augsburg die Wolle von so weit her einkaufen, da es in der näheren Umgebung der Stadt wenig oder gar keine Schafzucht gibt; wie unterentwickelt die Landwirtschaft in dem benachbarten Bayern überhaupt noch ist, habe ich schon berichtet. Die wenige in Bayern selbst erzeugte Wolle wird dort zu groben Tüchern verarbeitet, und es wird nichts über die Grenze gelassen. Im württembergischen Oberland gibt es zwar recht viel Schafzucht und keine schlechte Wolle, aber auch dort ist die Ausfuhr der Wolle fast immer verboten. Aus der württembergischen Wolle werden leichte Stoffe gemacht, der Rest wird von einer Gesellschaft in Calw aufgekauft und teils von ihr selbst verarbeitet, teils in ganz andere Gegenden verkauft. Vermutlich rührt es von diesem Mangel an Wolle her, daß in Augsburg selbst äußerst wenige Tuchmacher leben und arbeiten. Auch die Herstellung von halbseidenen und Seidenerzeugnissen ist unbedeutend.

Im Zuchthaus gibt es noch eine Manufaktur für Wachseleinwand, und der Betrieb von Herrn von Gutermann, der goldene und silberne Tressen herstellt, liefert zwar gute Arbeit, doch nimmt der Vertrieb immer mehr ab, was auch an der derzeitigen Mode liegt. Schließlich findet man noch einige allerdings unbedeutende Wachsbleichen in Augsburg.

Die Augsburger Silberarbeiten stehen ja bekanntermaßen seit 200 Jahren in bestem Ansehen. Noch bis vor etwa 50 Jahren wurden die Silbergeschirre fast aller deutschen und nordischen Fürstenhöfe in Augsburg gemacht. Im Berliner Schloß hat man eine sehr große Menge kostbarer Silberarbeiten, die unter König Friedrich I. und

Friedrich Wilhelm I. teils in Augsburg selbst, teils von nach Berlin gerufenen Augsburger Silberschmieden hergestellt wurden. Seit jener Zeit hat die Silberschmiedekunst in Augsburg freilich sehr abgenommen. Es haben sich nicht nur geschickte Silberarbeiter an anderen Orten niedergelassen, auch der Feingehalt des in Augsburg verarbeiteten Silbers hat die Waren verteuert, da er höher ist als anderswo. So kann man an anderen Orten billiger arbeiten und mehr verkaufen, denn der geringere Silbergehalt ist weder zu erkennen, noch macht er sich beim Gebrauch bemerkbar. Am meisten aber hat wohl die Einführung des Porzellans den Gebrauch von Silbergeschirr und damit den Silberhandel sehr vermindert. Dazu kommt, daß seit etwa 20 Jahren die Mode auf alle Haushaltsgeräte einen großen Einfluß hat, wobei man immer stärker auf eine schöne Form achtet. Die Augsburger aber folgten in der Gestaltung ihrer Gefäße nicht immer der neuesten Mode, obgleich sie seit einigen Jahren darauf zu achten anfangen. Ungeachtet dessen stehen die Augsburger Silberarbeiten noch immer in hohem Ansehen. Es wird immer noch viel Silber verarbeitet, und es gibt eine ganze Reihe von Spezialisten in der Stadt, wie z.B. Gold- und Silberschmiede, Silberdreher, Graveure, Zeichner, Goldschläger usw. Es gehen noch immer bedeutende Aufträge nach Augsburg. Vor etwa vier Jahren z. B. ließ die russische Zarin sechs silberne Tafelservice, jedes für 40 Personen, in Augsburg anfertigen. Jedes Service kostete an die 80000 Gulden. Die Augsburger Silberhändler sind fast die einzigen, die mit ihren teuren Waren die Messen besuchen, und auch da machen sie gute Geschäfte. Das Silber, das in den Augsburger Betrieben verarbeitet wird, kommt über verschiedene Wege größtenteils aus den Bergwerken Südamerikas. Verarbeitet, wird es dann bis nach Asien und Afrika verkauft.

Die feinmechanischen Künste waren seit je in Augsburg von Bedeutung. Zu einem besonders wichtigen Wirtschaftszweig hat sich inzwischen das Uhrmacherhandwerk entwickelt. Die Herstellung wird nicht wie in Genf fabrikmäßig betrieben, so daß jeder Handwerker nur noch ein bestimmtes Teil einer Uhr herstellt und andere sie dann zusammensetzen, sondern hier fertigt jeder Uhrmacher eine ganze Uhr. Einige Augsburger Kaufleute halten diesen Industriezweig ständig in Bewegung und geben so den Uhrmachern vollauf zu tun. Die Uhrenherstellung hat sich aus dem Silberhandel entwickelt, zu dem dieser Handwerkszweig früher gehörte, bevor sich dann durch die Genfer und andere der Gebrauch von Uhren sehr verbreitete. Die meisten Taschenuhren werden jedoch nicht in Augsburg selbst, sondern in benachbarten Ortschaften hergestellt, besonders in den bayerischen Grenzstädtchen Friedberg, Aicha oder Landsberg. Da man nun in Bayern den Wert einer wachsenden Industrie noch gar nicht erkannt hatte und man diesen Uhrmachern verschiedene Schwierigkeiten mit den Zünften machte, so hatten sich schon sehr bald verschiedene dieser Leute jenseits der Wertach und des Lechs in einigen schwäbisch-österreichischen Orten niedergelassen.

In Augsburg selbst werden neben Taschenuhren auch viele vorzügliche Pendeluhrn gemacht. Einer der berühmtesten Künstler in diesem Handwerk ist Franz Xaver Gegenrainer. Dieser geschickte Mann setzte auch meinen Wegmesser, der durch die Ungeschicktheit eines eingebildeten, aber unwissenden Handwerkers in Wien unbrauchbar geworden war, wieder instand.

Augsburg hat aber auch einen mechanisch-musikalischen Künstler, der dieser Stadt sehr viel Ehre macht. Es ist der Orgelbauer J. A. Stein, ein gebürtiger Pfälzer. Er hat eine sehr schöne Orgel für die evangelische, ehemalige Barfüßerkirche gebaut, die ich zwar hören, aber nicht beurteilen konnte, da der Organist gerade mit allen Regi-

stern spielte, zwar sehr rauschend, aber nicht eben orgelgemäß. Dieser Stein hat auch ein neues Pfeifeninstrument erfunden, dem er den Namen Melodica gab. Es war aber, als ich ihn in seinem Hause besuchte, nicht spielbar; so konnte ich es leider nicht hören. Dafür spielte der Künstler auf seinem Fortepiano. Das Instrument hat die Form eines Flügels, und sein Fortepianoregister war überaus sanft und schmeichelnd, während das Harfenregister etwas hart und kreischend klang.

Die in Augsburg hergestellten Geigen und Lautensaiten sind zwar unter dem Namen der Stadt nicht gerade bekannt, doch von einer guten Qualität. In unserer Gegend werden sie sogar oft als romanische oder italienische Saiten verkauft. Kaspar Hanemann ist der bedeutendste Hersteller, der seine Erzeugnisse aufgrund einer k. und k. - Erlaubnis sogar in die österreichischen Erblände ausführen darf. Die sogenannten Regelschwestern sind die zweiten Hersteller von Saiten. Diese Schwestern vom dritten Orden des heiligen Franz, die man mit einem Spitznamen auch Stiefelnonnen nennt, unterwiesen früher arme Kinder. Als sie merkten, daß sie sich davon nicht ernähren konnten, verfielen sie auf die viel bessere Idee der Saitenfabrikation. Es ist auch viel nützlicher, sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren, als arme Kinder mit bigottem Mönchsunsinn zu verderben. Zur Zeit meines Besuchs waren noch sieben Schwestern mit der Saitenherstellung beschäftigt.

Sehr erfreut war ich, den inzwischen verstorbenen, alten ehrwürdigen Mechaniker Brander noch kennengelernt zu haben. Seine mathematischen und physikalischen Instrumente werden von allen Kennern geschätzt. Er war ein Mann, der Kenntnisse besaß, die sich bei einem Handwerker in dem Maße selten finden. Sein Schwiegersohn, der eigentlich studiert hatte, sich dann aber unter Anleitung seines Schwiegervaters hervorragende Fertigkeiten in der Feinmechanik erwarb, wird in seine Fußstapfen treten.

Im sogenannten Elend, unweit des unteren Brunnenturmes, gibt es eine Spiegelfabrik. Da zu der Zeit aber gerade am Turm gebaut wurde, arbeitete die Fabrik nicht. Sie soll aber recht ansehnlich sein.

Durch einen Zufall wurde ich mit einem anderen Feinmechaniker bekannt, der ganz besondere Talente hat. Er lebt in sehr schlechten Verhältnissen und verdiente wohl, gefördert zu werden. Jakob Langenbucher, so heißt der Meister, ist von Beruf eigentlich Silberdrechsler, und diesen Beruf übt er auch immer noch aus, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Sein Genie aber entdeckte die Liebe zur Physik und zu den Teilen der Mechanik, die der Physik angehören. Aus eigenem Antrieb und trotz mannigfacher Hindernisse hat er sich umfangreiche Kenntnisse in der Elektrizitätslehre erworben. Er hat selbst sehr viel experimentiert und die dazu nötigen Instrumente selbst angefertigt, die er auch sehr preisgünstig verkauft. Einige von ihnen hat er in einem eigenen Buch beschrieben.

Mir begegnete in Augsburg auch ein bemerkenswertes Beispiel ausländischer Industrie. Ein Herr Schwarzleutner, ein gebürtiger Deutscher, der für ein großes Haus in London reiste, führte Probestücke aller möglicher Arten von Eisen- und Stahlerzeugnissen aus Birmingham mit sich. Das Sortiment war so zahlreich, daß es eine ganze Wagenladung ausmachte. In einem ziemlich großen Zimmer, in dem es wie in einem Kaufladen aussah, hatte er auf Tischen und Gestellen seine Schätze ausgebreitet. Mit diesen Musterstücken reiste er umher, um in den Handelshäusern Angebote machen zu können und dann Bestellungen entgegenzunehmen. Auf diese Weise hatte

er den größten Teil Norddeutschlands bis hin nach Danzig schon bereist und sich dabei in jeder größeren Handelsstadt eine Zeitlang aufgehalten. Die Vielfalt und die kunstvolle Verarbeitung verschiedener seiner Waren waren wirklich beeindruckend. Ich glaube, es gab allein 2000 Arten von Stahlknöpfen, aber auch Schnallen, Degen-scheiden und vieles andere mehr. Kostbarere Stücke waren in eigenen Musterbüchern, in Kupfer gestochen, abgebildet. Es war wirklich ein eindrucksvolles Schauspiel, mit anzusehen, wie man in England selbst die einfachsten Gegenstände, ihren verschiedenen Zwecken angepaßt, zu variieren versteht. Dieses Warenlager beschäftigte mich stundenlang.

Buchdruckereien hat Augsburg insgesamt elf, sechs davon sind evangelisch, fünf katholisch. Die letzteren sind dabei die bedeutenderen, da sie mit den großen Werken, die die hiesigen katholischen Buchhändler auflegen, viele Aufträge haben. Die gewöhnlichen Papiersorten für den Druck sind hier recht preiswert, aber ich staunte über den sehr hohen Preis für alle Sorten von Schreibpapier. In der Regel war es 25 Prozent teurer als in Nürnberg, wo es wahrscheinlich hergestellt wird. Die feinen türkischen Papiere und besonders die glatten farbigen werden in Augsburg außerordentlich schön gemacht. Der Buchbinder Ebner macht sie in allen Farben, so niedlich und sauber, wie ich sie noch nirgends gesehen habe, und sein Schwiegersohn, ebenfalls ein geschickter Mann, hat sogar literarische Fähigkeiten.

Der Buchhandel hat in Augsburg schon bald nach der Erfindung des Buchdrucks schnell an Bedeutung gewonnen. So waren im sechzehnten Jahrhundert die ansehnlichsten Buchhandlungen Süddeutschlands alle in Augsburg ansässig. Und es war auch ein Augsburger Buchhändler, Georg Willer, der erstmals 1564 auf der Frankfurter Messe ein Verzeichnis aller neu erschienenen Bücher drucken ließ. Der deutsche Buchhandel unterscheidet sich von dem aller anderen Länder dadurch, daß bei uns nicht nur die Bücher einer einzigen Hauptstadt, sondern die Werke aus allen noch so weit auseinanderliegenden Städten verlangt werden. Hieraus entstehen besondere Bedürfnisse und Schwierigkeiten, die sich im Buchhandel sonst nirgends finden. Unter anderem verlangt dies eine weitläufige Korrespondenz mit auswärtigen Handelspartnern, was viele Probleme und Kosten verursacht. Ein Buchhändler in London oder Paris dagegen kann seine ganzen Geschäfte in einer Stadt abwickeln und sie sehr gemächlich den jeweiligen Bedürfnissen anpassen. Untersucht man daher die Geschichte des deutschen Buchhandels der letzten 200 Jahre, so zeigt sich deutlich, daß er in seinen Unternehmungen stets dem Teil der Literatur folgte, der bei der großen Masse am besten ankam. So entstanden regionale Schwankungen. Im eigentlich kaufmännischen Teil hingegen folgte er stets der Entwicklung des allgemeinen Handels. Daher hat sich der Buchhandel auch stets an den beiden Hauptmessen Deutschlands, in Leipzig und Frankfurt, orientiert. Dies ist auch leicht einsehbar, denn dieser Handelszweig war nie so umfangreich gewesen, um ganze Schiffe oder Wagen zu beladen und eine eigene Messe veranstalten zu können. Daher nutzen die deutschen Buchhändler die Gelegenheiten, die andere Kaufleute schafften. Da im sechzehnten Jahrhundert Handel und Industrie in Augsburg einen sehr hohen Standard hatten, war die Lage der Stadt sehr günstig, um die literarischen Produkte aus dem Norden Deutschlands in den südlichen Teil, ja bis nach Italien zu verteilen. Andererseits gaben diese Handelsbeziehungen mit Italien den dortigen Händlern die Gelegenheit, die italienischen Produkte, die damals in Deutschland noch sehr gefragt waren, zu uns zu bringen. Als sich dann im vorigen und im jetzigen Jahrhundert der Großhandel, aber auch der literarische Geschmack in Deutschland etwas änderten, ging der Augsburger Buchhandel notwendigerweise zurück.

Heutzutage ist er in zwei sehr ungleiche Lager aufgeteilt. Es gibt sechs katholische und drei protestantische Buchhandlungen, wobei die letzteren mittelgroße Betriebe sind. Allenfalls die Klettsche Buchhandlung hat einige Bedeutung. Die protestantischen Buchhandlungen vertreiben hauptsächlich wissenschaftliche und künstlerische Werke. Ihren Absatz mindert dabei vor allem die Konkurrenz in den benachbarten protestantischen Städten Nürnberg und Ulm, wo die Buchhändler ihrem Geschäft mit der gleichen Lebhaftigkeit nachgehen. So haben die Augsburger Protestanten unter den Buchhändlern große Mühe, und sie müssen sehr fleißig sein und aus Mangel an Absatzmöglichkeiten in der näheren Umgebung die Märkte bis Passau, Linz oder Salzburg bereisen, um genügend verkaufen zu können.

Ganz anders steht es mit den katholischen Buchhandlungen in Augsburg. Von ihnen weiß man im protestantischen Deutschland so wenig, daß es nicht überflüssig sein dürfte, davon etwas ausführlicher zu sprechen. Sie stehen auf einem viel festeren Grund und sind von der Verbesserung der Literatur, die sich auf den Absatz vieler ehemals beliebter Bücher sehr nachteilig auswirkte, ganz unberührt geblieben. Zu ihrem Sortiment gehören nach wie vor Jus Canonicum, die bei den Katholiken so gebräuchlichen Patres, Homilien und Catechetica. Da Bücher nach alter, katholischer Sitte nicht klein zu sein pflegten, erscheinen alle diese Werke in ordentlichen Folio-bänden, damit sich der Verkauf auch lohnt, und sie finden immer noch großen Absatz. Zu diesen Werken kommt noch eine unglaubliche Menge asketischer Schriften, die in den Klöstern zu Hunderten gebraucht und von dort aus an die frommen Seelen weiterverteilt werden. Wenn ein Protestant, der sich einbildet, die Welt sei aufgeklärter geworden, einmal die Verlagsverzeichnisse dieser katholischen Augsburger Buchhändler zu sehen bekommt, wird er Namen finden, die er sonst noch nie gehört hat: Pater Schmier, Pater Fett, Pater Schmalzgrueber, Pater Katzenberger, Pater Kobold, Pater Pisreiter und viele mehr. Er kann gar nicht glauben, daß diese Leute alle Schriftsteller gewesen sein sollen, und wird doch entdecken, daß sie alle dicke Folio-bände geschrieben haben. So wird er glauben, in einer ganz anderen Welt zu sein. Es ist aber leider unsere wirkliche Welt, in der noch immer sehr viel mehr kanonische, homiletische oder asketische Werke verlangt und auch verkauft werden als Bücher gesunden theologischen oder philosophischen Inhalts, in denen sich die Kräfte des menschlichen Verstandes und der Imagination zeigen.

Augsburg kann man heute als das Warenlager des katholischen Buchhandels in Deutschland ansehen und auch des Handels mit lateinischen katholischen Büchern, die nach Frankreich oder Italien gehen. Die Augsburger katholischen Buchhändler sind ware Grossisten. Die Geschäfte der Gebrüder Veith oder des Herrn Joseph Wolf gehören zu den größten Deutschlands, ja vielleicht Europas. Ihre Lager sind unermesslich, und in ihren Schreibstuben werden Geschäfte von solcher Wichtigkeit, zumindest den Summen nach, gemacht, von denen ein protestantischer Buchhändler nur träumen kann. Die lateinischen Werke werden nicht nur in großen Mengen nach Italien und Frankreich verkauft, auch die deutschen Klöster sind wichtige Abnehmer solcher Tröster. Aber auch wenn die Buchhändler Gebetbücher, Heiligenlegenden, Bruderschaftsbüchlein, Kanzelpredigten oder Bücher von wundersamen Erscheinungen drucken lassen, so sind die Klöster hierfür die sichersten Kunden, die einen Verleger nie in die Verlegenheit bringen würden, daß er auf einem solchen Buch sitzenbleiben könnte.

Kaum ist ein solches Werk erschienen, so kommen schon die Gängler oder Trägler,

d. h. herumziehende Buchhändler, um eine ordentliche Zahl von Exemplaren, deren Absatz ihnen schon gewiß ist, für bares Geld zu kaufen. Von diesen Leuten, die in Bayern und Schwaben, aber auch im ganzen Reiche, erstaunlich viele Bücher absetzen, kommt eigentlich die Bezeichnung Buchführer. Sie packen eine große Tragebutte voll Bücher und wandern damit von Kloster zu Kloster. Im Konventgang legen sie dann ihr Sortiment aus, und jedes Buch, das nach Meinung der Mönche einen recht andächtigen, polemischen, kasuistischen oder wundersamen Titel hat, wird gegen bares Geld verkauft. Auf diese Weise erwirbt ein Träger in einigen Jahren schon so viel Geld, daß er sich seinerseits einen Unterträger anstellt, der dann noch schwerer tragen muß. Nach einigen weiteren Jahren hat er dann schon ein einspänniges Fuhrwerk, auf dem Bücherregale sind, fein säuberlich mit Brettern abgedeckt. Diese werden dann nur noch abgenommen, daraus ein Regendach gemacht, und schon ist der ganze Buchladen für Gebets- und Predigtbücher fertig. Mit seinem Fuhrwerk bereist der Gängler sodann ganz Bayern, Schwaben, Österreich und Tirol. Aus den Anfragen liest er den jeweiligen Büchergeschmack ab und richtet seine Auswahl danach ein. Es ist wirklich unglaublich, welche Menge an Gebets- und Predigtbüchern in Augsburg gedruckt und auch verkauft werden, und zwar in sehr großen Auflagen.

Die wichtigsten Schätze der in Augsburg befindlichen Bibliotheken hat Herr Gerken, dieser große Kenner der Literatur, schon beschrieben. Ich habe von den Bibliotheken, die er nennt, keine gesehen, außer der der Brüder Veith, die auch Buchhändler sind. Dafür habe ich die Stadtbibliothek beim evangelischen Gymnasium zu St. Anna besichtigt, zu der Herr Gerken keinen Zugang hatte. Rektor Mertens zeigte sie mir. Sie ist besonders durch die große Menge von Handschriften berühmt, welche Anton Reiser, ein verdienstvoller Augsburger Bibliothekar, in einem besonderen Werke beschrieb. Der größte und wertvollste Teil ist im Jahre 1545 von einem aus Korfu vertriebenen griechischen Bischof Anton Eparchus gekauft worden. Es sind wirklich treffliche griechische Kodizes darunter, wovon noch sehr vieles zu gebrauchen wäre. Ich sah unter anderem zwei schöne griechische Manuskripte des Plato und Thukydides. Unter den verschiedenen Kunstschatzen, die in der Bibliothek verwahrt werden, fiel mir besonders ein antiker Pferdekopf auf, den man vor einigen Jahren nach einer Überschwemmung im Schlamm des Lechs gefunden hat. Man glaubt, ich weiß nicht aus welchem Grunde, der Kopf stamme aus den Zeiten Vespasians.

Die Bibliothek ist gewöhnlich nicht öffentlich zugänglich, was ihren Gebrauchswert natürlich sehr mindert. Aber Herr Mertens hat als Bibliothekar nicht mehr als 24 Gulden jährliche Besoldung, und der gute Mann muß außerdem noch täglich sieben Stunden in der Schule unterrichten; so wäre es freilich ein wenig zu viel verlangt, wenn er auch noch viel Zeit auf die Bibliothek verwenden sollte. Der Obrigkeit einer so reichen Handelsstadt würde es durchaus anstehen, wenn sie einer so wertvollen Sammlung einen gelehrten Bibliothekar voranstellen, ihn aber auch angemessen besolden würde, damit er genug Sorgfalt auf die Bibliothek verwenden kann.

Von den Schulen in Augsburg habe ich keine besonders gute Meinung fassen können. Es gibt zwei lateinische Schulen, wovon eine evangelisch, die andere katholisch ist. In dem evangelischen Gymnasium bei St. Anna wird Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Schreiben und Rechnen, Mathematik, Zeichnen und Musik gelehrt. Herr Rektor Mertens zeigt wenigstens guten Willen und hat alles in seinen Kräften Stehende getan, um diese Schule zu verbessern. Er hat sogar einige Schulbücher für sie geschrieben. Doch will es mit der Schule nicht so recht vorangehen. Woran es liegt, kann ich nicht sagen, vielleicht daran, daß zu wenig Lehrer an-

gestellt und diese also mit zu vieler Arbeit überhäuft sind. Wenn dem Rektor einer solchen Anstalt, der das Ganze ja übersehen und leiten soll, zugemutet wird, täglich selbst sechs bis sieben Stunden zu unterrichten, so kann man nicht erwarten, daß er Mut und Kräfte haben soll, etwas Außergewöhnliches zu leisten.

Indessen ist es ausgemacht, daß dieses evangelische Gymnasium unendlich viel besser ist als das katholische Lyzeum zu St. Salvator. Dieses ist eine Jesuitenschule im engsten Sinn des Wortes und um nichts besser als andere Jesuitenschulen, wo blinder Gehorsam, Aloysiusandachten, nebst ein wenig kümmerlichem Latein, scholastischer Philosophie und Geschichte die Hauptsache sind. Alles wird aus Büchern gelernt, die von den Jesuiten selbst verfaßt wurden. Da nun die ganze augsburgische katholische Jugend in solchen Schulen erzogen wird, erklärt sich der große Unterschied zwischen den Einwohnern beider Religionen, aber auch zugleich der höchst schädliche Einfluß der Jesuiten. Ich wollte die Schulstunden dieser Schule besuchen, aber es wurde mir nicht erlaubt, so wenig wie im ehemaligen Theresianum in Wien. Wenn man aber bedenkt, daß vor wenigen Jahren der Jesuit Leonhard Bayrer, Verfasser einer sehr hämisch gegen die Protestanten geschriebenen Geschichte von Augsburg, Lehrer an dieser Schule war und daß jetzt noch der Jesuit Franz Xaver Jann, der Verfasser des albernen *Etwas wider die Mode*, daselbst unterrichtet, so sieht man, daß diese Leute, die andere lehren sollen, selbst noch an Kenntnis beinahe hundert Jahre zurück sind.

Die Trivialschulen oder niederen Schulen sind bei beiden Religionsparteien schlecht beschaffen. Die evangelischen Schulen sind ganz nach alter unzweckmäßiger Art eingerichtet, wo man an Resewitz, Rochow, Campe und ihre Verbesserungen noch gar nicht denkt. Die katholischen niederen Schulen sind vollends unbeschreiblich elend. Es stimmt einen Menschenfreund wahrlich traurig, die Kinder des Mittelstandes und des gemeinen Mannes, die nicht zum Studium bestimmt sind und die doch die wesentlichen Teile einer Nation ausmachen, fast überall so elend unterwiesen zu sehen. Es gibt übrigens, der Parität gemäß, für Knaben und Mädchen sechs evangelische und sechs katholische Trivialschulen. Außerdem unterhält das Domkapitel noch eine.

Augsburg hat schon seit ältesten Zeiten in den bildenden Künsten bedeutende Männer hervorgebracht, und es entstanden hier viele gute Kunstwerke, besonders in der letzten Hälfte des vorigen und in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts. Die Namen der Maler Riedinger, Rugendas und Holzer, der Kupferstecher Kilian, Wolfgang, Hainzelmann, Herz und des Bildhauers Verhelst sind jedem Kunstliebhaber bekannt. Die Werke der Augsburger Maler waren selten vom hohen antiken Ideal angehaucht. Sie malten die Natur, wie sie sie vorfanden. Einige wurden in dieser Art Künstler ersten Ranges. So war es Riedinger, der in Deutschland zuerst lehrte, wilde Tiere nicht nach einer kalten, dürftigen Vorstellung abzumalen. Er studierte in den Wäldern ihre Art zu leben und ihre wahren Stellungen und brachte sie in lebendiger Darstellung getreu auf Leinwand und Papier. Das gilt auch für Rugendas mit seinen Abbildungen von Pferd und Mann und seinen Schlachten sowie für Holzer und dessen lebendiger, freier Darstellung der Natur. Sie ist nicht schmutzig und kriechend oder plump wie bei Teniers und Ostade, sondern fröhlich und belebt wie bei La Frage, aber nicht so übertrieben, ungewiß und unanständig.

Von jeher gab es besonders in Augsburg Historienmaler mit großem Talent für Komposition und Farbgebung. Weniger talentiert waren sie in der Heil-Dunkel-Technik,

noch weniger in der Darstellung edler Posen, am wenigsten aber darin, edle Gesichtszüge wiederzugeben. Der größte Teil der Deckengemälde und Altarblätter in Augsburg, besonders in den katholischen Kirchen, zeugt davon. Die Gesichter sehen entweder so unbedeutend oder so stier, so mönchisch, so niedrig pfäffisch aus, daß man gleich merkt, daß diese Maler ihre Ideale innerhalb von Klostermauern fanden. Selbst Holzer, der zwar in einem Kloster erzogen, aber dessen freier Geist dem klösterlichen Zwange zu sehr entgegengesetzt war, schien, wenn er Bilder malte, die er nicht gerade aus der Natur abkopierte, die Augsburger Patrizier zum Vorbild genommen zu haben. Eine Madonna mit dem Christkind ist bei ihm vornehm wie eine etwas wohlbeleibte gnädige Frau, wenn sie einen Wochenbesuch empfängt.

Die vielen Malereien an den Häusern in Augsburg gaben seit dem sechzehnten Jahrhundert den Malern viel Beschäftigung. Von den alten ist nicht mehr sehr viel erhalten, und das, was noch einigermaßen erhalten blieb, ist nicht immer vorzüglich. Ein ziemlich großes Gemälde mit vielen Figuren von Kager - am Weberhause, wenn ich nicht irre - betrachtete ich aufmerksam und fand viel Geist darin. Die Holzerschen Gemälde sind die berühmtesten, aber obgleich kaum 50 Jahre alt, sind sie bei weitem nicht so gut erhalten wie etliche aus dem vorigen Jahrhundert. Der schlechte Geschmack trug auch dazu bei, daß manche gute alte Gemälde abgekratzt wurden, um neuere darüber zu tünchen. Diese neuen Gemälde sind zwar ganz frisch und sehr bunt, das ist aber auch meist ihr vorzüglichstes Verdienst.

Vor etwa 17 Jahren entstand eine neue Kunstakademie, welche am 27. März 1780 die ersten Preise verteilte. Sie gibt jährlich Nachricht von den öffentlichen Ausstellungen und Preisverleihungen und ist aus Liebe zur Kunst und zum allgemeinen Besten entstanden. Die Kosten für die notwendigen Ausgaben und die Preise werden durch freiwillige Beiträge von Kunstliebhabern und Patrioten zusammengebracht. Verschiedene Herren des Rats, verschiedene Kunstliebhaber und die verdientesten Künstler der Stadt sind Mitglieder. Ich bekenne, daß ich keine sehr hohe Meinung vom Nutzen der Kunstakademien habe, wie er in manchen akademischen Reden verbreitet wird, obgleich ich den wahren Nutzen derselben nicht verkenne. Der scheint mir darin zu liegen, die Liebe zur Kunst zu wecken, durch öffentliche Ausstellungen zum Nacheifern anzuregen und das Auge des Betrachters zu schulen und der Jugend wahre Kunst zu zeigen. Die Akademie in Augsburg hat außer den bildenden auch die mechanischen Künste zu ihrem Gegenstand gewählt, was meines Erachtens höchstes Lob verdient, zumal in einer Reichsstadt, die ihren Wohlstand nicht auf leeren Luxus, sondern auf nützliche Industrie gründen will. Mittelmäßige Köpfe mittelmäßig zeichnen oder malen zu lehren ist wenig Gewinn für den Staat. Aber ein mittelmäßiger Kopf kann ein guter Tischler, Goldschmied, Maurer werden, und wenn er zur Übung einer sicheren Zeichnung von Jugend auf Gelegenheit bekommt und durch frühe Bekanntschaft mit trefflichen Kunstwerken sich einigen Geschmack erwirbt, so kann er Werke hervorbringen, die nützlich und angenehm sind. Die Unterweisung der Jugend im Zeichnen bringt viel Nutzen, wie man aus den Verzeichnissen der Stücke, die ausgestellt worden sind, ersieht. Hierzu gehört auch die Einrichtung, daß an Sonn- und Feiertagen für junge Leute, die bereits in einem Beruf arbeiten, in den Stunden, in denen kein Gottesdienst ist, Zeichenstunden abgehalten werden. Es ist sehr löblich, daß man den Mut gehabt hat, sich über das eingewurzelte Vorurteil, es sei Sünde, den Sonntag mit nützlichen Geschäften zuzubringen, hinwegzusetzen. Wenn man bedenkt, wie schlecht der Sonntag von so vielen Leuten in Wirts- und Spielhäusern zugebracht wird, so ist es ein wahres Verdienst, junge Leute dadurch von Ausschweifungen abzuhalten, indem man ihnen zu einer Beschäftigung Gelegenheit gibt,

die ebenso nützlich wie angenehm ist.

Herr Rektor Mertens hatte vor einigen Jahren angefangen, für die Zöglinge dieser Akademie Vorlesungen über die bildende Kunst zu halten, und hat sie sogar drucken lassen. Es war recht gut gemeint. Ich halte aber dergleichen Vorlesungen für beinahe ganz unnützlich, besonders wenn sie ein Mann hält, der selbst weder Übung in den bildenden Künsten noch einen festen, richtigen Geschmack besitzt, sondern bloß eine Reihe Bücher gelesen und daraus seine Begriffe zusammengeholt hat. Zöglinge der bildenden Künste müssen zeichnen, viel und richtig zeichnen, das ist die Hauptsache. Mit weitläufigem Wortgepränge und mit einer weit hergeholt, aus Büchern zusammengeschriebenen Schönheitslehre ist ihnen wenig geholfen. Man macht sie dadurch sehr leicht zu Schwätzern, welche sich einbilden, etwas zu wissen, obwohl es ihnen an gründlicher Einsicht fehlt. Etwas ganz anderes wäre es, wenn ein wirklicher Künstler oder ein Kunstkenner den Zöglingen echte Kunstwerke vorzeigte, verschiedene miteinander vergliche und ihnen auf diese Art die Schönheiten anschaulich machte. Gleichzeitig könnte er sie zum Nachbilden anleiten und sie dabei auf das, worin sie hinter dem Original zurückbleiben, aufmerksam machen. Nur die Übung des Auges und der Hand kann wirkliche Künstler hervorbringen.

Vom Theater in Augsburg ist nicht viel zu sagen. Es existiert ein schlechtes Schauspielhaus, wo schlechte Wandertruppen, wie z.B. die böhmische oder die Schikane-dersche, spielen. Eine solche wandernde Truppe war zur Zeit meines Aufenthalts in Augsburg gerade nicht anwesend, sondern nur ein Marionettentheater, welches aber wahrscheinlich nicht schlechter war als die lebendigen Marionetten, die sonst von ihren Theaterdirektoren nach Augsburg gebracht werden. Da ich auf dem Zettel den *Dr. Faust*, einen alten Bekannten meiner Jugend, angekündigt sah, den ich noch immer gerne sehe, wenn er ohne viel Umstände zu sehen ist, so ging ich hinein. Ich fand eine viel vornehmere Gesellschaft, als ich mir vorgestellt hatte, die auch mit ihrem hohen und gnädigen Beifall nicht sparsam war. Wer ein gutes Gedächtnis hat und sich der alten aus dem Stegreif gespielten Stücke seiner Jugendzeit erinnert, den amüsiert es zu sehen, auf wie vielfältige Art diese Stücke beim Aufführen verändert werden. Selten werden sie an zwei Orten in völlig gleicher Weise aufgeführt. Der Verfasser des Augsburger Fausts schien eine Art Erfinder zu sein; er hatte nämlich mancherlei Szenen eingerückt, die ich sonst noch nie gesehen hatte, obwohl ich Aufführungen dieses Stücks in verschiedenen einfachen Schauspielhäusern gesehen habe. Ich erinnere mich besonders einer Szene Fausts mit einem Kaufmann, die ans Pathetische grenzte und vielleicht von Ludovici, dem Shakespeare der deutschen Haupt- und Staatsaktionen, stammte. Die letzte Szene hatte der Verfasser *captandae benevolentiae gratia* ganz neu gewendet. Nachdem der Teufel den Dr. Faust geholt hatte, wollte er auch den Hanswurst holen. Dieser verlegte sich aufs Verhandeln. Der Teufel fragte ihn endlich: "Wer bist du?" - "Ein Augsburger", antwortete der Hanswurst, und sogleich ließ ihn der Teufel los und entflo, worauf der Hanswurst, zum Parterre gewendet, sagte: "Sehen Sie, meine Herren! Der Teufel hat Respekt vor den Augsburgern!" Hiermit endete das eigentliche Stück zum großen Wohlgefallen der Zuschauer. Aber nun kam noch eine Moral in alexandrinischen Versen. Wer das Grotteske dieser Art von Schauspielen recht kennenlernen will, muß versuchen, auf oder neben die Bühne zu kommen, um die Schauspieler in ihrer eigentlichen Laune zu sehen. Dies gelang mir in der letzten Hälfte des Stückes. Hier war die Hauptperson ein dickes, untersetztes Weib, eine wahre Hogarthsche Figur, welche die Person des Teufels *con brio* spielte und die am Ende auch die Moral, ich weiß nicht, ob in der Person des Teufels oder in eigener Person, verkündete. Wegen der Deklamation

und des unangemessenen Gestus, die sie wohl zu ihrer eigenen Befriedigung reichlich hinzutat, denn das Publikum konnte sie gar nicht sehen, glaubte ich, Bergobzomers Richard III. wie ich ihn in Wien gesehen hatte, wieder vor mir zu sehen und zu hören.

Ungefähr in die Klasse der Marionettenspiele gehören auch die Jesuitenschauspiele, welche die Jesuiten in ihrem Lyzeum St. Salvator von ihren Schülern aufführen lassen; ja, sie sind in der Tat noch schlechter. Denn jene können noch des Grotesken wegen auf einen Augenblick belustigen; diese hingegen sind steif, hölzern, pedantisch und langweilig. Ein Lehrer von St. Salvator, P. Franz Xaver Jann, hat einige solcher abgeschmackter Schauspiele unter dem Titel *Etwas wider die Mode, Gedichte und Schauspiele ohne Karessen und Heiraten* im Jahre 1782 drucken lassen. Kurz gesagt, eine Jesuitenkomödie ist ein so heterogenes *Mixtum compositum*, wie man es sich kaum vorstellen kann, und unter aller Kritik. Die armen Kinder sind zu bedauern, die sich mit solchem Unsinn den Verstand verderben müssen.

Den Zustand der Musik in Augsburg kann ich nur schlecht beurteilen. Ich hörte in der St. Moritzkirche eine Messe mit Musik. Es war eine ziemlich gute Komposition, sanft und herzerweichend, aber die Ausführung war über allen Glauben schlecht: Kein Instrument war rein gestimmt, und die Musiker spielten sehr oft nicht zusammen. Ich hörte auch ein Konzert in einem Garten vor der Stadt. Es war stark genug besetzt. Ich las nachher, daß der Verfasser *der Reise durch den Baltischen Kreis* die Konzerte in Augsburg mit folgendem Epigramm charakterisiert hatte:

*Die Herren stimmen zu lang, am Ende kommt
doch nichts heraus:
Sind freie Reichsbürger, meinen sie wär'n
auf 'm Rathaus.*

Wenigstens schien mir dies auf das Konzert, das ich hörte, gut zu passen. Es war eine weibliche Singstimme dabei, so schreiend und mißtönend, daß ich mich wunderte, wie es die Zuschauer aushaken konnten. Freilich begleiteten die Violinen sie kräftig, und ein gnädiges Publikum redete zwischen Gesang und Spiel, sowohl im Konzert- als in den Nebenzimmern, so laut dazwischen, daß man von den falschen Tönen der Sängerin und von den ungestimmten Geigen zum Glück nicht zu viel hörte. Die Sängerin wurde jedoch noch stärker beklatscht, als sie beplaudert worden war, was mir die auf meiner Reise oft gefühlte Wahrheit wieder in Erinnerung brachte, daß man nur an wenigen Orten in Deutschland weiß, was zum Singen gehört, und daß es selbst an diesen Orten nur wenige Personen recht wissen.

Ganz anders waren meine Empfindungen, als ich den berühmten Instrumentenmacher Herrn Stein in seinem Hause auf seinem schönen Pianoforte mit seiner zwölfjährigen Tochter Maria Anna ein Doppelkonzert von Christian Bach spielen hörte. Besonders die Kleine spielte mit solchem Feuer, mit solcher Genauigkeit, die Passagen so rund, daß wir mit Vergnügen und Bewunderung zuhörten. Wenn in den öffentlichen Konzerten in Augsburg ein schlechter Geschmack herrscht, so liegt es also wenigstens nicht daran, daß es in der Stadt nicht Leute gäbe, die es besser verstünden.

In den älteren Zeiten, als Augsburg gleich anderen Reichsstädten in höchster Blüte stand, wurde dort auch ein überaus großer Luxus getrieben, wie das bekannte alte

Sprichwort bezeugt: *Nürnberger Witz*
Straßburger Geschütz
Venediger Macht
Augsburger Pracht
Ulmer Geld
Geht durch die ganze Welt.

Seit den Zeiten der Fugger, besonders gegen Ende des fünfzehnten und im ganzen sechzehnten Jahrhundert, gelangten durch die weitläufigen Handelsbeziehungen Augsburgs mit Italien alle in den südlichen Gegenden bekannten, zur Bequemlichkeit und zu den Vergnügungen des Lebens gehörenden Dinge viel früher in diese Stadt als in das übrige Deutschland. Man ist erstaunt, wenn man erfährt, welche kostbaren Häuser, Gärten, Kunstkammern, Gemäldesammlungen usw. die Fugger damals besaßen und auf welchem fürstlichem Fuß sie lebten. Auch an den in Augsburg noch vorhandenen, meist zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gebauten öffentlichen und privaten Gebäuden erkennt man, daß die Menschen dort mehr Geschmack hatten und mehr Aufwand trieben als in jeder anderen Reichsstadt des südlichen Deutschlands. Wenn man die Münster zu Straßburg und Ulm ausnimmt, so findet man in keiner Stadt so ansehnliche öffentliche Gebäude und so viele große, alte und gut aussehende Privathäuser wie in Augsburg. Seit dem Dreißigjährigen Krieg allerdings ist Augsburgs Wohlstand sehr gesunken, und in gleichem Maß hat auch der Luxus abgenommen. Übrigens gleichen die Sitten in Augsburg ungefähr denen in anderen Reichsstädten. Zwar nehmen sich die Patrizier gegenüber den Bürgern nicht so viele Freiheiten heraus wie in Nürnberg, ja nicht einmal so viel wie in Ulm, aber dennoch unterscheiden sich die verschiedenen Stände durch eine steife Etikette und sind ziemlich voneinander getrennt. Der Adel in Augsburg, das heißt der Kaiserliche Gesandte, die Domherren und Stiftsfräulein, haben wenig Umgang mit den Patriziern. Diese halten sich weit von den Kaufleuten fern, und die wiederum versuchen, sich von den gemeinen Bürgern zu unterscheiden. Der Gelehrte, der Künstler, der Mann von Talenten kann in Augsburg wenig Ansprüche anmelden. Jeder Stand hat seinen besonderen Klüngel, und in jeder Partei gibt es zuweilen wieder Parteien. Dies macht den Umgang steif und zeremoniell und hindert die allgemeine Geselligkeit, welche den wahren Genuß des Lebens ausmacht.

Die Sitten und Gewohnheiten des mittleren und niedrigen Standes haben sowohl von dem benachbarten Bayern als von Schwaben etwas an sich. Ich habe schon bemerkt, daß die Katholischen sich mehr nach den Bayern, die Protestanten mehr nach den Schwaben zu bilden scheinen. Man findet auch in Augsburg Spuren ehrlicher Naivität und einer gewissen Zufriedenheit und Gleichmütigkeit, die für die Schwaben so charakteristisch sind. Aber es scheint, daß von den benachbarten Bayern noch etwas Ernsthaftigkeit in den Charakter der Augsburger einfließt, von der man tiefer in Schwaben, in der Gegend der weinreichen Hügel an den Ufern des Neckar, wenig spürt. Übrigens fand ich in der Mittel- und Unterschicht noch sehr viel Häuslichkeit und eine gewisse Schlichtheit, die mir sehr gut gefiel. Man empfängt einen Fremden, der nicht ganz ohne Empfehlung kommt, mit Freundschaft und mit einer Herzlichkeit, die zu gleicher Gesinnung auffordern. Etwas reich an Komplimenten ist man freilich hin und wieder, so wie in Nürnberg, aber auch dabei ist oft etwas Vertrauliches. Man pflegt den Fremden bei einem Besuch die Treppe hinunter und wohl bis an die Haustür zu begleiten, und wenn er meint, daß das nicht nötig wäre, hört man vielleicht den Satz: "Das ist bei uns Schwaben so üblich."

Die Kleidung des Mittelstandes ist ziemlich einfach. In Augsburg, so wie in ganz Oberdeutschland, gehen noch viele ehrbare Bürgersleute bei feierlichen Anlässen in Mänteln. Wenn z. B. wohlhabende katholische Bürger in die Kirche oder in Prozessionen gehen, so tragen sie weiße, rote oder blaue Mäntel, welche oft auf den Kragen mit goldenen Tressen besetzt sind und vorn noch zwei oder drei breite Litzen mit goldenen Tressen haben. Das sieht dann recht stattlich aus. Auch die Schüler gehen hier oft in hellblauen Tuchmänteln.

Beim weiblichen Geschlecht sieht man nicht mehr die alten Augsburger Trachten, welche aus Kupferstichen bekannt sind. Aber die einfachen Frauen haben doch noch eine besondere Tracht, welche viel häßlicher aussieht als die Tracht der bayerischen Bürgerweiber. Die Augsburgerinnen tragen ein großes Mieder, das vorne mit silbernen Ketten geschnürt wird. Es sieht wie ein Harnisch aus und unterscheidet sich von dem in Bayern üblichen dadurch, daß es vorne eine große, weit vorstehende Schneppe hat, an der die Röcke ganz frei hängen, wodurch aber die Taille verschwindet, zumal sie noch sehr dicke Röcke mit vielen Falten tragen. Doch sieht man dieses unförmige Mieder meist nur noch bei alten Frauen. Die Mützen der Augsburgerinnen sind teils schwarz, teils ganz golden. Eine solche Mütze hat eine sonderbare Form. Sie hat drei Spitzen, die an der Stirn und an den Wangen tief ins Gesicht gehen und fast das ganze Gesicht verdecken. Eine andere Sorte hat vorn eine Haube aus feinem Klar; von der ganz goldenen Mütze geht vorne eine Spitze über die Haube und hinten über den Haarknoten und bildet so eine Art Horn. Jungen Mädchen, die etwas runde Wangen und einen zarten Teint haben, steht diese schwäbische Haube nicht übel. Die vornehmen Frauenzimmer und auch die meisten aus dem Mittelstande gehen freilich französisch gekleidet. Sosehr auch die Augsburger Patrioten über die Modesucht klagen, so gingen doch, wenigstens im Jahre 1781, die Frauen dort höchstens nach der vorvorletzten Mode gekleidet.

Den höheren Ständen fehlen die in diesen Kreisen üblichen modischen Vergnügungen keineswegs, z.B. Gesellschaften, Spiele, Bälle, Konzerte usw. So veranstaltet der Wirt von den *Drei Mohren* alljährlich im Januar und Februar Maskenbälle, die er seinem einheimischen und auswärtigen Publikum durch besondere Anzeigen auch immer rechtzeitig ankündigt. Der Augsburger Mittelstand scheint rauschende Vergnügungen nicht besonders zu lieben, er lebt, wie in den meisten übrigen Reichsstädten, recht bescheiden. Der niedere Stand schließlich sucht, wie überall, sein Vergnügen in der Schenke.

In der Stadt selbst gibt es keine einzige Promenade, und die Bürger scheinen das Promenieren auch nicht besonders zu vermissen. Die Promenade um die Stadt ist sehr öde und traurig, daran gefallen haben mir nur die schönen hohen Bäume im Schießgraben. Auch die Gärten sind nicht besonders gepflegt. Ausflugsziele in die nähere Umgebung sind der Hohe Ablaß und die Sieben Tische, wo die Gegend sehr angenehm ist.

Aus moralischer Sicht muß man sagen, daß die Sitten in Augsburg sich von denen in vielen anderen Städten nicht unterscheiden. Schwere Verbrechen werden von Einheimischen selten begangen, aber aus dem benachbarten Bayern kommen oft Räuber auf Augsburger Gebiet. Werden sie in der Stadt in flagranti ertappt, so wird das peinliche Halsgericht über sie abgehalten. Wie in Bayern werden auch hier Lebensdaten der Unholde und das Urteil gedruckt. Das letztere heißt in Augsburg der Verruf.

Die Sprache, die in Augsburg gesprochen wird, ist kein reines Hochdeutsch, sondern mit vielen bayerischen und schwäbischen Dialektausdrücken vermischt, die jemand, der aus Norddeutschland kommt und nur Hochdeutsch gewöhnt ist, gar nicht verstehen kann. Doch scheinen mir die schwäbischen Ausdrücke in der Überzahl zu sein. Vielleicht lag das auch daran, daß ich in Augsburg mehr mit Protestanten Umgang hatte. So sagt man hier *neckten* für *raufen*, ein *Mull* zu einer *Katze* oder *gewunschen* statt *gewünscht*. Aber die schwäbische Aussprache ist sehr mit Bayerisch vermischt. So sagt man in Schwaben für *geschwind weidlich*; das wird in Augsburg sehr hart, *woadli*, ausgesprochen. Es mag wohl keinem Land schwerer fallen, ein vollständiges Idiotikon zu erstellen, als Schwaben. Jeder kleine Bezirk, jede Reichsstadt hat besondere Wörter; manche Ausdrücke werden zwei Meilen weiter schon nicht mehr verstanden. So wäre es sehr schwer, die in ganz Schwaben gebräuchlichen Ausdrücke und Redensarten herauszusondern und ihre Herkunft zu bestimmen. Würde dennoch z. B. ein Mann wie Fulda alle eigentümlich schwäbischen Ausdrücke und Redensarten sammeln und klassifizieren, so wäre dies gewiß ein sehr nützlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Zweifellos ist das Oberdeutsche dafür grundlegend, und viele Wurzeln des Oberdeutschen sind im Schwäbischen zu finden. Augsburg würde für eine solche Sammlung von Ausdrücken bestimmt einiges hergeben können.

Ich wünsche, daß immer wahr bleiben möge, was Blainville, dem es in Augsburg sehr gefiel, von dieser Reichsstadt sagte:

Nichts ist gewöhnlicher Art: Gefallen erregt die große Weite der Stadt; das Wasser fließt reichlich aus marmornen Becken; Königlich ragen die Bauten; gerechte Gesetze erläßt die starke Regierung; die Künste bergen, im Innern erleuchtet, Heiliges; und in den Schriften künden sie uns ihr Geheimnis.

Alois Blumauer



Alois Blumauer (alias: A. Obermayer), geb. 22.12.1755 in Oberösterreich; gestorben am 16. 3. 1798 in Wien; Schriftsteller, Journalist, Herausgeber ("Wiener Musenalmanach"). Wichtigster Aufklärer der josephinischen Aufklärung. Aufenthalten in Weimar und Berlin. Verfolgungen. Satirische und antiklerikale Gedichte. Seine Darstellung der Aufklärung in Österreich ist grundlegend. Wichtig in unserem Zusammenhang: die vielfältigen Verknüpfungen über Baiern nach Deutschland (Weishaupt, Knigge, Pezzl, etc).

Links:

<http://www.payer.de/religionskritik/blumauer01.htm>
http://de.wikipedia.org/wiki/Aloys_Blumauer

Lied der Freiheit

Wer unter eines Mädchens Hand
Sich als ein Slave schmiegt
Und, von der Liebe festgebannt,
In schnöden Fesseln liegt:
Weh dem! Der ist ein armer Wicht,
Er kennt die gold'ne Freiheit nicht.

Wer sich um Fürstengunst und Rang
Mit saurem Schweiss bemüht,
Und, eingespannt sein Leben lang,
Am Pflug des Staates zieht:
Weh dem! Der ist ein armer Wicht,
Er kennt die gold'ne Freiheit nicht.

Wer um ein schimmerndes Metall
Dem bösen Mammon dient,
Und seiner vollen Säcke Zahl
Nur zu vermehren sinnt:
Weh dem! Der ist ein armer Wicht,
Er kennt die gold'ne Freiheit nicht.

Doch wer dies alles leicht entbehrt,
Wonach der Thornur strebt,
Und froh bei seinem eignen Herd
Nur sich, nicht Andern lebt,
Der ist's allein, der sagen kann:
Wohl mir, ich bin ein freier Mann!

Vertont von Wolfgang Amadeus Mozart.



Beobachtungen über Österreichs Aufklärung und Literatur. 1782

In einem Staate, in dem von jeher Liebe zur Lektüre herrschte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um desto gieriger las, je mehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leser reizten, in dessen aufgeklärterem Teile von jeher Grundsätze und Meinungen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen lassen konnte, wo Wißbegierde dem starken Damm seit langer Zeit entgegenarbeitete und dem Durchbrechen bereits nahe war, in so einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hindernisse und die Erweiterung der Preßfreiheit notwendig eine Überschwemmung von Broschüren folgen.

Auf welchen hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibbegierde der Schriftsteller des Landes gestiegen war, bewiesen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume usw. auf den Tod der seligen Kaiserin und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derselben der Verstorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleierten. Der Wert dieser Gedichte, so verschieden er war und so zweideutig er allemal bei bloßen Gelegenheitsgedichten sein muß, eröffnete dennoch der inländischen Dichtkunst eine nicht zu verachtende Aussicht. Die Schreiblust war nun einmal rege, und sie schien nur eine kurze Zeit wie in einer kurzen Sturm prophezeienden Windstille zu laviere, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreiheit auf einmal in die Segel blies. Die kleine Schrift "Über die Begräbnisse", die am ersten von dieser größeren Freiheit Gebrauch machte, war der Vorläufer und gleichsam das Zeichen zum Angriff, das hundert Federn in Bewegung setzte. Man schrieb itzt von allem und über alles, man nahm den nächsten besten Gegenstand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald gesalzene, bald ungesalzene Brühe darüber und tischte ihn dem damals noch sehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüstigen Feder der Autoren sicher: für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein sein, durchgebeutelt lesen, und ein vollständiges Verzeichnis all der "Von" und "Über", die damals erschienen, würde ein Gemälde von der possierlichsten Komposition geben. Ich will zur Probe nur einige dieser Broschüren hersetzen:

"Über die Stubenmädchen in Wien"

"Über die Kammerjungfern"

"Über die Bürgermädchen"

"Über die Halbfräulein"

"Über die Fräulein in Wien"

"Das Lamentabel der gnädigen Frauen"

"Über die Schwachheiten der gnädigen Frauen des leonischen Adels"

"Über den hohen Adel in Wien"

"Über Doktoren, Chirurgen und Apotheker"

"Den Hausherrn im Vertrauen etwas ins Ohr"

"Über die Kaufleute in Wien"

"Über die Dikasterianten"

"Über die Stutzer in Wien"
 "Über die Kaufmannsdiener"
 "Über die Schneider"
 "Über die Bäcker"
 "Über die Peruckenmacher"
 "Über die Friseurs"
 "Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel"
 "An H. S., Chef der Maulaffenloge auf dem Graben"
 "Über den Kleiderpracht im Prater"
 "Über die Unterhaltung bei der Tafel zu Schönbrunn"
 "Über den Schwimmer aus Tirol beim Tabor"
 "Beurteilung der Feuerwerke des Stuver und Meilina"
 "Über die Hetze"
 "Kasperl, das Insekt unsers Zeitalters"
 "Über das Nationaltheater"
 "Über den Mißbrauch des Wörtchen >Von und Euer Gnaden<"
 "Über das Gratulieren"
 "Über die Kleidertracht"
 "Etwas für die schopfichten Wienerinnen"
 "Philosophie der Modeschnallen"
 "Über die Hochzeiten in Wien"
 "Das Gespenst auf dem Hofe"
 "Über den großen Brand der Magdalenakirche"
 "Über den Selbstmord bei Gelegenheit des Friseurs, der sich erschöß"
 "Ist der Antichrist blau oder grün?"
 "Über die Bruderschaften"
 "Über die Kirchenmusik"
 "Über die Nonnen"
 "Über die Tracht der Ordensgeistlichen"
 "Über die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder"
 "Von Abschaffung der Weihnachtsmetten"
 "Über die Universität in Wien"
 "Die Gelehrten im Nasenlande"
 "Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen"
 "Über die Zehn-Kreuzer-Autoren"
 "Kauft's allerhand! Kauft's allerhand! Kauft's lang und kurze War!"

Alle diese Broschüren, davon die meisten in die Rubrik "Makulatur" gehören, und noch beiläufig dreimal soviel, erschienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und gelesen. - Sie sind den Titeln nach ein ziemlich vollständiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der daraus Wien beurteilen wollte. Die meisten erschienen bloß des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweiten gelesen und am dritten vergessen. Man glaube indessen ja nicht, daß man es bei einer Broschüre über einen Gegenstand bewenden ließ. Es war beinahe keiner, über den man nicht wortwechselte. Die Schrift "Über die Begräbnisse", die allerdings viel bessere Nachfolger verdient hätte, zog 21 Streitschriften nach sich, bei welcher Gelegenheit der Ehrw. P. P. Fast, Curatus zu St. Stephan, mit zweien von Amts wegen verfaßten Gegenschriften seine rühmliche Schriftstellerlaufbahn eröffnete. Die "Beiträge zur Schilderung Wiens", eine in vielem Betracht merkwürdige Schrift, der zur Empfehlung nichts als ein den Gegenständen mehr angemessener Ton fehlte, veranlaßte über 10 Streitschriften, und ihr haben wir den "Katholischen

Unterricht" des oberwähnten P. P. Fast in 10 Teilen, das Stück zu 7 Kreuzer, zu danken, durch welchen der eifrige Herr Verfasser dem christlichen Fragbüchelunterricht des 16. Jahrhunderts, der durch die neuen Normalbücher schon beinahe in Vergessenheit gesunken war, wieder auf die Beine geholfen hat.*)

*) Der würdige Herr Probst Anton Wilola hat in seinem zweiten Schreiben "Über die Toleranz" diesen "Katholischen Unterricht" nach Verdienst kommentiert.

Die Schrift "Über die Stubenmädchen in Wien" von Herrn Rautenstrauch war eine der glücklichsten Autorspekulationen für ihn und die Herren, welche sich an ihn anhängen. 25 Broschüren schlugen sich für und wider diesen Gegenstand und bewiesen deutlich, was für einen wichtigen Teil des Publikums die Stubenmädchen ausmachen müssen. Von dieser Zeit an gingen die Manufakturen der Tagesprodukte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broschüren sicher Rechnung machen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broschüre, und die alles regierende Göttin Gelegenheit, die sonst Juvenale und Butlers zu unsterblichen Werken des Geistes aufrief, amüsierte sich in Wien damit, zwei Bogen langen Broschüren das Dasein zu geben. Die Schriftsteller schienen den Geschmack des Publikums wohl getroffen zu haben, sie verlegten sich auf Persönlichkeiten, Familienvorfälle u. dgl., und Dinge, die sonst nur in vertrauten Kreisen und freundschaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen itzt durch die Hände eines ganzen Publikums. Aber auch dieser Speisen ward man in die Länge satt, und als man minder gierig zuzugreifen anfang, so war es eine Freude zu sehen, wie mancherlei Schilde die Herren ausgingen, wie einer des anderen Küche verlästerte, wie einer den anderen "Schmierer" schalt und wie jeder gegen den Schwall von Broschüren loszog, den er mit den seinigern vermehren half. Allein der Käufer wurden demungeachtet weniger, die Verleger behutsamer und ekler, und vermutlich würde die sichtbar zunehmende Lauigkeit des Publikums den Schreibern nach und nach das Handwerk gelegt haben, hätte nicht die Ankunft des Papstes dem ganzen Schriftstellerwesen eine neue Schnellkraft und eine andere Wendung gegeben.

Diese zweite Epoche eröffnete der inländischen Literatur eine tröstlichere, hellere Aussicht. Männer von bessern Köpfen standen auf, und selbst viele von denjenigen, deren Schriften bisher ebenso unbedeutend waren als die Gegenstände, welche sie behandelten, schienen nun zu beweisen, daß es ihnen vorher nur an Materie zum Schreiben gefehlet habe und daß ihre Schreibsucht ihnen nicht Zeit ließ, auf eine bessere Wahl der Gegenstände zu denken. Freilich sucht der Schriftsteller von Beruf nicht erst den Stoff, wenn er sich hinsetzt zu schreiben, sondern der Stoff sucht ihn und drängt ihn, wenn er den Mann findet, an das Pult; er nötigt ihn, sich der Ideen, die sich über den einmal gefaßten Gegenstand in ihm entwickeln, zu entledigen, das, was er gedacht, beobachtet, entdeckt hat, seinen Lesern mitzuteilen, und das ist's, was seinen Beruf zum Schreiben ausmacht. Es gibt zwar, wie bekannt, einen noch dringenderen Schriftstellerberuf als diesen, einen Beruf, den man im Magen fühlt, aber den kennt man leider aus seinen Früchten, und nie war er vielleicht kenntlicher als an den unzeitigen Gewächsen, die er in der ersten Periode der Preßfreiheit, auf dem österreichischen Boden hervorbrachte. - Mit des Herrn Landrats Eybel Abhandlung "Was ist der Papst?" begann nun die neue, bessere Periode der inländischen Schriftstellerei. Eine deutsche, selbst dem Volk verständliche Abhandlung über einen Gegenstand, der bisher entweder bloß lateinisch oder nur von protestantischen Schriftstellern deutsch, aber immer nur für Sachkundige allein behandelt worden war,

würde auch ohne die freimütige Einschränkung der päpstlichen Rechte, die ihren Inhalt ausmachten, Aufmerksamkeit zu einer Zeit erregt haben, wo der Gedanke "Papst" in den Köpfen einer halben Welt, und vor allen in denen des Wiener Publikums, ein ausschließendes Recht zu walten hatte. Schon der Titel der Schrift war für das Volk, geistlichen und weltlichen, adelichen und bürgerlichen Standes, eine kühne, vermessene Frage, unerhört in den älteren Katechismen, in welchen man sich wohl jede andere Frage, nur niemals die: "Was ist der Papst?" erlaubt hatte. Noch weit unverzeihlicher schien der Inhalt, und fast allgemein war die Empörung derjenigen, welche in ihren Klöstern eine freilich ganz andere Lehre über diesen Gegenstand eingesogen hatten. Aber was diese Zeloten am meisten wider den Verfasser empörte, waren dessen "Sieben Kapitel von Klosterleuten", die mit seiner Abhandlung über den Papst zugleich erschienen und gegen ihr unmittelbares Interesse gerichtet waren. Da sie nun gegen diese wenig oder nichts vorbringen konnten, so war es natürlich, daß ihnen die Schrift über den Papst zum Ableiter ihrer Erbitterung dienen mußte. Sie donnerten von der Kanzel herab gegen den Verfasser, und P. Merz in Augsburg hielt in einer öffentlichen Kontroverspredigt Gericht über ihn. Nichts war bei dieser Gelegenheit lustiger anzusehen, als wie sich die Eiferer auf der Kanzel wanden und krümmten, um dem Verfasser eins anzuhängen, ohne sich gegen die Grundsätze des Staats und der Zensur, welche diese Schrift billigte, zu verstoßen. Aber noch eifriger und folglich noch gröber waren sie mit der Feder. Ein jeder, der dagegen schrieb, nannte seine Lehre echt und uralt und bedachte unglücklicherweise nicht, daß die Grundsätze des Mittelalters freilich, leider! uralt, aber die der ersten Kirche noch uralter und folglich auch echter seien. Kurz, über 70 Schriften zogen allein für und wider diesen Gegenstand zu Felde, und das Resultat aller Gegenschriften war, daß sie des Verfassers Abhandlung, statt sie zu widerlegen, bekannter, gesuchter und folglich gemeinnütziger machten. Dies bewies augenscheinlich der erstaunliche Absatz derselben und die Eilfertigkeit, mit welcher sie ins Lateinische und Französische übersetzt ward. Sogar der Titel dieser Abhandlung schien Epoche zu machen; eine Menge Schriften erschienen von nun an in Gestalt von Fragen, und indes der Verfasser selbst noch einige Gegenstände des Kirchenrechts auf diese Art behandelte, wimmelte es von fragenden Titeln. Man frug:

"Was ist der Verfasser der Abhandlung: >Was ist der Papst?<"

"Was ist der Kardinal?"

"Was soll der Pfarrer sein?"

"Was ist die Religion?"

"Was ist die Kirche?"

"Was ist der Kaiser?"

"Was sind die Pflichten gegen Gott?"

"Was ist der Peter?"

"Was ist der Teufel?"

"Was sind die Wienerschriften überhaupt?"

Und man würde vielleicht noch mehr gefragt haben, wenn das Antworten nicht so schwer wäre. Wenigstens machte ein Gegner dieser Herren Fragesteller die feine Bemerkung: daß ein Narr mehr fragen könne als zehn Weise beantworten.

Noch eine Schrift, über welche bei Gelegenheit der Ankunft des Papstes bis zum Ekel gestritten ward, war: "Die Vorstellung an seine päpstliche Heiligkeit Pius VI." von Herrn Rautenstrauch. Der Ehrw. P. P. Fast, der sich's nun einmal zum Geschäft gemacht zu haben scheint, auf der erzbischöflichen Warte die Aspekte der Aufklärung

am Wiener Horizonte zu beobachten, konnte diesen Irrstern nicht unangehalten vorbeilassen. Er glaubte an demselben durch sein altes Sehrohr eine Menge Flecken wahrzunehmen, und ohne erst zu untersuchen, ob diese Flecken nicht etwa an den Gläsern seines eigenen Tubus befindlich seien, ereiferte er sich dagegen in einem Tone, der in den Zeiten, da man mit Fäusten schrieb, einem Weislinger Ehre gemacht haben würde. Herr Rautenstrauch, der keinem seiner Gegner gern das letzte Wort läßt, fing an, Episteln an ihn zu schreiben, deren keine unbeantwortet blieb; und hieraus entstand jener artige Briefwechsel, der, wenigstens von seiten des Ehrw. P. P. Fast einen herrlichen Beitrag zu deutschen *Epistolis obscurorum virorum* abgeben würde. Unstreitig bleibt Herrn Rautenstrauch bei diesem ganzen Handel die Ehre einer ungleich größeren Mäßigung und die noch größere, der Verfasser einer Schrift zu sein, wie seine Vorstellung ist.

Es erschienen in dieser zweiten Schriftstellerperiode, welche den Papst zum Gegenstand hatte, noch mehrere sehr gut geschriebene Abhandlungen, deren Auseinandersetzung mich zu weit führen würde. Genug, aus allen zusammengenommen ergibt sich der Schluß, daß sich von dem jungen Nachwuchs der Autoren - derjenigen versteht sich, die nicht Pfuscher sind -, wenn nicht Schreibbegierde allein sie leiten und Überlegung die aufbrausende Hitze mäßigen wird, noch viel Gutes hoffen läßt.

Mit dem "Institute der Predigerkritiker" begann für Wien eine neue Schriftstellerperiode, die sowohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes als ihrer unstreitigen Gemeinnützigkeit merkwürdig ist. Wie wichtig die Rolle eines Predigers und wie groß der Einfluß eines öffentlichen Redners auf das Volk von jeher gewesen sei, beweiset die durch alle Nationen und Alter immer gleich fortlaufende Erfahrung von den Sophisten Griechenlands an bis auf die herumziehenden Bußprediger unserer Zeiten. Unzählig sind die Beispiele, daß eine schwärmerische Rede feige Memmen zu Helden und gutwillige Schafe zu reißenden Wölfen machte. Nicht selten haben Prediger ihre Macht über das menschliche Herz bis auf einen unerklärbaren Punkt getrieben; und daher kam es, daß man das, was sie von der Kanzel herab wirkten, so oft Mirakel nannte. Noch mehr: Ein nur mittelmäßiger Redner läßt an unmittelbarem Einflusse auf sein Volk selbst den besten Schriftsteller weit hinter sich zurück. Nie wird ein Raynal seinen Lesern das werden, was Ziska auf seiner Tonne den Hussiten ward. Der Grund hievon liegt in der Natur der Sache. Der Redner hat nicht nur alle Vorteile des Schriftstellers, sondern er hat noch weit mehr, um auf sein Volk zu wirken. Die Art, mit welcher beide ihre Gedanken und Empfindungen mitteilen, ist unendlich verschieden. Das Mittel zur Wirkung ist bei dem Schriftsteller nur der tote Buchstabe, bei dem Prediger das lebendige Wort: der Prediger ist gegenwärtig, um jedes seiner Worte durch Ausdruck und Gebärde zu unterstützen, und wirkt also auf zweien Sinne zugleich, der Schriftsteller ist abwesend, bleibt ungesehen, und kann nur auf einen Sinn wirken. Der Redner wirkt auf Tausende zugleich und hat da den wichtigen Vorteil, daß der gerührte Zuhörer den ungerührten bewegt und das Beispiel des größeren Teiles den kleineren mit ansteckt. Den Schriftsteller liest jeder allein, und der Leser sieht keine Mitgerührten um sich, die seine Empfindung unterstützen oder heben könnten. Der Redner kann fortreißen, wo er will, und zurückhalten, wo es ihm beliebt, den Lauf des Schriftstellers kann jede Kleinigkeit hemmen, und seine Ruhepunkte werden mit einem Blick übersprungen. Das Publikum des Redners ist gleichartiger, es ist ihm mehr bekannt, um auf selbes zu wirken. Das Publikum des Schriftstellers ist die Welt, unendlich mannigfaltig an Denkart und Empfindungsvermögen, er kennt seine Leser nur nach dem allgemeinen Begriffe der Menschen und hat nur entfernte,

unbestimmte Mittel, um auf sie wirken zu können. Aus dieser Vergleichung, die allerdings noch weiter geführt werden könnte, wird es einleuchtend klar, daß der Prediger von ungleich größerem Einfluß sein müsse als der Schriftsteller, daß dieser nur nach und nach Proselyten machen, jener aber augenblickliche Empörungen veranlassen und folglich gefährlicher werden könne und daher in einem Staate eine noch weit strengere Aufsicht verdiene als selbst der Schriftsteller.

Diese allgemeinen Betrachtungen, die, wie alles Allgemeine, ihre Ausnahme und Einschränkungen wohl haben mögen, machen die bisherige gänzliche Zensurfreiheit aller öffentlichen Predigten sehr auffallend, aber noch auffallender die Klagen derjenigen, die sich berechtigt glauben, gegen ein Institut zu murren, welches allein diesen Mangel einer öffentlichen Aufsicht einigermaßen ersetzen kann. Seit der Zeit, da die Pfarrer den Besitz der Kanzel mit den Mönchen zu teilen anfangen, ist eine solche Aufsicht um so nötiger, da man weiß, was für Aberglauben und Irrtümer diese Gattung Prediger nicht selten unter dem Volke verbreitet und wie oft sie den Predigtstuhl zum Pranger der Pfarrer, der Obrigkeiten und selbst ihrer Zunftgenossen gemacht haben. Ist also das "Institut der Predigerkritiker" von dieser Seite ein unentbehrlicher Zaum, so dient selbes zugleich von der andern Seite den Predigern zum Sporn, mehr Fleiß auf ihre Predigten zu verwenden, und den Orden selbst zum Antrieb, ihre Subjekte besser zu wählen und keinem eine Kanzel zu vertrauen, welcher unfähig ist, derselben Ehre zu machen. Diese strenge Auswahl ist um so nötiger, da man leider! aus Erfahrung weiß, was für Subjekte nicht selten die Kandidaten der meisten Mönchsorden waren. Wenigstens hat mich selbst ein würdiger Professor einst versichert und mit Vorweisung seiner Schullisten überzeugt, daß er seit vielen Jahren her von zwei- bis dreihundert seiner jährlichen Schüler um die Hälfte des Jahrs immer ein Drittel mit Attestaten der zweiten oder gar dritten Klasse ausgemustert und in die Kapuziner- und Franziskanerklöster abgesetzt habe.

So einleuchtend nun die Notwendigkeit irgendeiner Art von öffentlicher Aufsicht über die Prediger jedem unbefangenen Kopfe sein muß, so nichtig sind andererseits die Gründe, welche die Verteidiger einer unbeschränkten Kanzelfreiheit diesem Institute entgegenstellen. Alle ihre Gründe, in so mancherlei Formen sie dieselben auch einkleiden, laufen immer in den Punkt zusammen, daß eine öffentliche profane Kritik das Ansehen des Wortes Gottes entkräfte und der Ehrerbietung, die man den Verkündern desselben schuldig ist, zuwider sei. Zween Einwürfe, die kaum einer Widerlegung wert sind. Erstens: Ist wohl das alles Gottes Wort, was ein Prediger spricht? Ich traue jedem Prediger zuviel Ehrerbietung gegen seinen göttlichen Lehrer zu, als daß ich je glauben wollte, daß einer kühn genug sei, dem allerweisesten Wesen seine oft so unlogischen Schlüsse, seine Läppereien, seine lieblosen Ausfälle und seinen Legendenkram als eigen Wort unterzuschieben. Sind zweitens selbst ihre Auslegungen des göttlichen Wortes immer logisch richtig und dem Menschenverstände gemäß? Man lese die "Wöchentlichen Wahrheiten" der Kritiker, und man wird fast in jedem Stücke Beiträge zur Verneinung dieser Frage finden. Man halte die Textverdrehungen eines Bruder Gerundio *)

*) Franz. Isla, ein spanischer Jesuit, auf dem der Geist des Cervantes ruhte, stellte im Jahr 1758 in seinem Kanzel-Don-Quixotte, den er Bruder Gerundio nannte, den Predigern seiner Zeit ihr eigenes Ebenbild zum Spektakel dar. Dieses vortreffliche Buch, welches Bertuch unter dem Titel "Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas", Leipzig 1773. 2 Bände gr. 8., ins Deutsche übersetzt hat, ist die angenehmste und lehrreichste Lektüre für Prediger aller Nationen und Zeiten.

ja nicht für übertrieben. So ungereimt selbe sind, so gewöhnlich sind sie nicht nur bei spanischen, sondern auch bei deutschen Predigern. Man höre zum Beweis ein Beispiel aus einer Wiener Predigt, welches eine kaum fünf Jahr alte Tatsache ist. Es war eine Fastenpredigt, in welcher der Prediger seine Zuhörer zur Enthaltung von Fleischspeisen ermahnte und ihnen den Abscheu vor den Fastenspeisen benehmen wollte. Unter ändern Beweisen führte er das Beispiel des jungen Tobias an: wie derselbe mit dem Engel in die Ferne gegangen sei, ein Mittel für das verlorne Augenlicht seines Vaters zu suchen, und wie er, als ihm der Engel einen großen Fisch gezeigt, vor demselben aus Furcht zurückgebebt, von dem Engel aber ermuntert worden sei, ihn herzhaft anzugreifen. "Also", fuhr der Prediger, ohne zu lachen, fort, "also auch ihr, meine Zuhörer, fürchtet euch nicht vor dem Fisch, ergreift ihn herzhaft, er wird euch nicht beißen, usw." Jede Textverdrehung ist kraftlos für den Verstand und leitet zu Trugschlüssen, die den Mann, der sie einsieht, empören, statt ihn zu überzeugen, jedes Legendenmärchen macht den Prediger in den Augen des vernünftigen Zuhörers entweder zum Heuchler, den er verachten, oder zum leichtgläubigen Kinde, das er bemitleiden muß. Und dies ist, womit Prediger selbst ihr Wort entkräften: die Kritik tut das Gegenteil, sie will, daß Gottes Wort in dem Munde der Prediger nicht kraftlos werden soll. Und wie kann endlich eine öffentliche Rüge der Kanzelgebreden der Ehrerbietung zuwider sein, die man den Predigern schuldig ist? Jede Ehrerbietung, die nicht persönliches Verdienst zum Grunde hat, wird Satire für den, dem sie erwiesen wird; man ehret den Mann des Kleides wegen. Die Kritik will den Predigern nicht ihre Ehre nehmen, sie will ihnen Ehre geben: und gibt sie nicht dem Ehre, dem Ehre gebührt?

Genug zur Apologie eines Institutes, dessen bescheidener Tadel nur dann aufhören kann, wenn die Prediger aufhören werden, ihm Stoff zum Tadel zu geben. Das Institut selbst war eigentlich eine bessere Nachahmung eines ähnlichen Institutes in Prag, die "Geißel der Prediger" genannt, das aber, weil es seinem Endzwecke in der Ausführung minder entsprach, aufhörte. Die bloße Ankündigung dieses Instituts in Wien erregte schon Aufstand. Der verjährte Besitz einer bisherigen gänzlichen Unfehlbarkeit auf der Kanzel sollte nun dem Urteile weltlicher Richter ausgesetzt sein? P. Pochlin, Lehrer der Beredsamkeit in dem erzbischöflichen Aluminate, war der erste, der die bloße Ankündigung als eine Herausforderung ansah und dem Feind, den er noch nicht kannte, beherzt vor die Stirne trat. Mit einem Feind anbinden wollen, den man noch nicht kennt, heißt nach der Regel der Kriegskunst - Tollkühnheit, bei P. Pochlin war es, wie man aus seinem Fehdebrief, den er im "Wiener Diarium" seinen Gegnern zusandte, schließen konnte, Selbstgefühl seiner Stärke und Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit. Er lud seine sämtlichen Gegner nach Vösendorf ein, um sich da mit ihnen auf der Kanzel zu messen, und das ungefähr in den Ausdrücken, deren sich einst der große Goliath gegen den kleinen David bediente. Die Gegner erschienen, die Predigt begann, und der Riese fiel noch vor dem ersten Stein aus der Schleuder seiner Kritiker. Er raffte sich auf und zog nun als Schriftsteller aus und fiel wieder, schwerer als zuvor. Er kam nun in Person eines Fleischhackers und tat zum drittenmal einen Fall, der nun deutlich bewies, daß es den Kritikern weit weniger Ehre gemacht habe, über so einen Gegner zu siegen, als es ihnen gemacht haben würde, wenn sie nach dem Fehdehandschuh eines Mannes, der so wenig Ritter war, gar nie gegriffen hätten.

So verdächtig nun P. Pochlin selbst durch diese Art zu streiten seine eigene Sache

gemacht hatte, so fand er doch bald an dem mehrgedachten P. P. Fast einen würdigen Gehilfen. Dieser eifrige Mann, der den bisherigen Papierverderbern getreulich geholfen hatte, das weiße Papier zu verteuern und das gedruckte wohlfeiler zu machen, fand die Wachsamkeit der Zensur über die Predigerwahrheiten unzureichend und hielt es für Pflicht, über dieselben eine Art von Superrevisionsgericht zu halten. Er tat dies und tut es noch itzt in seiner "katholischen Prüfung" der Predigerwahrheiten, die bereits auf 9 Stück gediehen und in seiner bekannten Unnanier geschrieben ist.

Noch weit mehr ward dieses Institut von der Kanzel herab angegriffen. Es ward bald der allgemeine Gegenstand der öffentlichen Kanzelreden, und die meisten Prediger zeigten selbst bei dieser Gelegenheit deutlich, wie sehr es ihnen zur Gewohnheit geworden sei, die geheiligte Stätte zum Tummelplatz persönlicher Leidenschaften zu machen, und wie wenig die Heiligkeit des Ortes vor Entheiligung sichere. Kurz, sie bewiesen selbst, wie sehr sie einer öffentlichen Aufsicht vonnöten haben. Das Auffallendste bei dieser Sache war, daß Männer, die im Predigerarnte beinahe grau geworden, die ein Recht zu haben glauben, sich Jüngern Predigern zu Lehrern und Mustern aufwerfen zu dürfen, gerade die lautesten Beweise von jugendlicher Hitze und gereizter Leidenschaft gaben und bei dem ersten Anlasse des kleinsten Tadels so ganz vergaßen, daß Sanftmut und Bescheidenheit die wesentlichsten Eigenschaften eines Verkünders der Lehre Christi seien. Kurz, Männer, die von Amts wegen uns ermahnen, *Unbilden* mit Geduld zu leiden, konnten die Wahrheit nicht vertragen und zeigten uns von neuem die leidige, weite Kluft, welche die Worte von den Werken trennet.

Nun ein paar Worte von der Predigerkritik selbst! Der Endzweck dieses Institutes ist zweifach. Es soll ein Zaum und ein Sporn für die Prediger und ein Belehrungs- und Verwarnungsmittel für die Zuhörer sein. Der erste Endzweck fordert freimütigen, bescheidenen Tadel, ohne Ansehung der Person, wo was zu tadeln ist, und gerechtes unparteiisches Lob dessen, was Lob verdient. Der zweite Endzweck fordert Aufklärung über Dunkelheiten, Zurechtweisung irriger Meinungen, Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen, nützlichen und schädlichen, abergläubischen und erbaulichen Religionsgebräuchen, genaue Kenntnis der geistlichen und weltlichen Gewalt und der Grenzlinie zwischen beiden und endlich das Zutrauen der Leser, dazu nur aufrichtige Wahrheitsliebe, Mäßigung und Bescheidenheit ein gegründetes Recht geben können. Daß die Predigerkritiker viele dieser Forderungen erfüllen, ist unleugbar, aber auch ebenso unleugbar ist es, daß sie noch weit mehr leisten könnten, als sie wirklich leisten. Wenigstens weiß ich nicht, was oft ein ganzer Bogen voll Persönlichkeiten von sich und den Predigern zur Erreichung des doppelten Endzweckes beitragen soll. Wozu die ewigen Repliken auf jeden Ausfall eines Predigers? Das Publikum weiß ohnehin, daß Prediger Menschen sind, und das alte Sprichwort: "Wie man in den Wald schreit, so hallt's wider" - so sehr es in der Schriftstellerwelt Mode ist, soll wenigstens hier nicht statthaben. Der Schriftsteller, der von der Güte seiner Absichten überzeugt ist, hält sich bloß an die Sache, geht festen Schritts seinen Weg fort und sieht [sich] nicht um nach dem Gebelle, das sich von dieser oder jener Seite hören läßt. Nebst einer größeren Mäßigung wäre den Verfassern auch oft mehr Klugheit in Ausrottung der Vorurteile und Betreibung des Aufklärungsgeschäftes zu empfehlen. Sie scheinen hierin oft zu hastig und schneiden einen Knoten mitten entzwei, den sie nach und nach auflösen sollten. Das Werk der Aufklärung ist seiner Natur nach allmählichen Ganges: Das Verlernen von Dingen, die einmal fest in den Kopf gehämmert sind, fordert viel mehr Zeit als das Lernen; und

Aberglaube und Vorurteil, die leisen Ganges geschlichen kamen und nach und nach unbemerkt Platz, griffen, lassen sich nicht auf einmal aus ihrer Feste jagen, sie müssen so fortgeführt werden, wie sie gekommen sind. - Diese Erinnerungen schienen mir nötig zu sein für ein Institut, das alles erfüllen muß, was man seiner Natur nach davon erwarten kann.

Die übrigen kleineren Schriften dieser dritten Periode waren meist ein leidiges Durcheinander. Gegenstände der Religion fingen wieder mit allerlei "Von" und "Über" abzuwechseln an, und viele Schriften schienen nur der einmal in Gang gebrachten Schreibbegewohnheit der Hände ihr Dasein zu danken. Und da, wie natürlich, der Kopf den Händen nicht immer folgen kann, so paßten einige jede Gelegenheit ab und suchten ihre Schreibmaterialien auf der Gasse. Sobald der Pöbel was zu sprechen hatte, hatten sie was zu schreiben, und wie der Hunger gierig an einer harten Brotkruste nagt, so nagte ihre Schreibsucht heißhungrig an jedem Gassenspektakel. Die öffentliche Arbeit der geschornen Verbrecherinnen war ihnen ein willkommener Stoff. Sogar die Musen mußten sich von ihnen zu diesem Gegenstände brauchen lassen, aber die Lieder, welche sie zur Welt brachten, sahen leider ebenso aus wie die Musen, welche sie zu Gesängen begeistert hatten. Wobei sie noch die lächerliche Irrung begingen, die Kriminalverbrechen mit den Polizeibetretungen zu vermengen und alle geschornen Verbrecherinnen für Gassenphrynen auszugeben, vermutlich weil sie, von ihren Gegenständen begeistert, es ihnen nicht ansahen, daß so eine Vermutung die größte Satire auf ihr eigenes männliches Geschlecht sei.

Dein unbefangenen Beobachter, der nun den gegenwärtigen Zustand des Schriftstellerwesens mit dem vorigen zusammenhält und den Bezug desselben auf Religion, Staat und Wissenschaften beobachtet, stellen sich von selbst folgende Beobachtungen dar.

Widerspruch war von jeher die Quelle neuer Entdeckungen in dein Reiche der Wissenschaften. Geschwindere Aufklärung, tiefere und gründlichere Kenntnisse, festere Überzeugung bei denen, auf deren Seite die Wahrheit ist, waren von jeher die unmittelbaren Folgen desselben. Der menschliche Geist gleicht einem Feuersteine, aus dem nur auf den Gegenschlag des Feuerstahles Licht fährt. Auf die nämliche Art, wie die Wilden in Amerika Feuer machen, erhielten die Europäer Aufklärung und Licht, sie rieben Geist auf Geist, wie jene Holz auf Holz. Widerspruch erzeugt Anstrengung des Geistes, öffnet neue Aussichten, treibt den Geist in unbekannte Gegenden und verlängert und verstärkt die Kette des menschlichen Wissens. Die Geschichte aller Wissenschaften bestätigt diese Wahrheit. Wo man am meisten widersprach, rückte man am geschwindesten vorwärts, daher der in Vergleichung mit anderen Wissenschaften kaum glaubliche Vorsprung, den schon die Griechen in der Philosophie machten. Wie eine Sekte gegen die andere verlor, gewann die Philosophie. Ebenso im Fache der Religion. Die besten Schriften der Kirchenlehrer haben wir den Einwürfen ihrer Gegner zu danken; und daß in den finstern Zeiten des Christentums der Widerspruch seine wohltätige Wirkung verlor, das machten die römischen Zensuren und Interdikte, die den menschlichen Verstand in Fesseln legten und zur Untätigkeit verdamnten.

Wenn man nun diese Beobachtungen auf den Widersprechungsgeist unserer Zeloten, die sich gegen jeden neuen Vorschrift der Aufklärung, gegen jede zum Wohle der Menschheit gemachte Verordnung so sehr ereifern, anwendet, so ergibt sich der Schluß, daß diese Herren Widersprecher selbst durch die Blößen, die sie in ihren

Widersprüchen notwendig geben müssen, und durch die tiefere Erörterung gewisser Dinge, die sie selbst veranlassen, sich ihren eigenen Fall bereiten und an ihrer eigenen Grube arbeiten. Nichts ist lichtscheuer als Aberglaube und Vorurteil: sie bestanden von jeher nur durch den Schleier von Ehrerbietung, der sie umgab und der den Verstand des Laien immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung davon zurückhielt: ihre Verteidiger selbst halfen den Schleier wegziehen, und die Art, mit welcher sie für ihre Götzen sprachen, brachte dieselben vollends um das bißchen Ehrwürdigkeit, das ihnen der sonst tolerante Menschenverstand noch gelassen hatte. Indessen hat die Wahrheit Ursache, selbst ihren Gegnern zu danken, daß sie ihr durch ihre Widersprüche Gelegenheit verschafften, mit den Strahlen ihres hellen Antlitzes die in heiligen Nebel gehüllten Popanzen, Aberglaube und Vorurteil näher beleuchten zu dürfen.

Eine zweite Bemerkung, die sich jedem Beobachter des inländischen Schriftstellerwesens von selbst aufdringt, ist diese: daß die Schriftstellerschaft - zumal in Wien - von ihrer eigentümlichen Würde sehr viel verloren und zu einem beinahe verächtlichen Handwerk herabgesunken ist. So viel *Officia sordida* die Römer hatten und so eine Menge Schriffterlinge auch die Klagen eines Juvenal und Horaz bei ihnen vermuten lassen, so fiel es ihnen doch nie ein, diese Gattung Beschäftigung unter die *Officia sordida* zu zählen; bei uns aber ist das Barometer der öffentlichen Hochachtung für die Schriftstellerei bereits auf so einen Grad gefallen, daß dieselbe, wenn man eine Klassifikation aller Beschäftigungen nach Grundsätzen des römischen Rechts festsetzen wollte, sehr wahrscheinlicherweise unter die *Officia sordida* zu stehen kommen würde. Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes scheint teils in dem Zahlverhältnis der schlechten Schriften gegen die guten, teils in der Beschaffenheit der Personen zu liegen, welche sich mit Schreiben abgeben.

Unstreitig überwiegt bei jeder schreibenden Nation die Anzahl der schlechten und mittelmäßigen Schriften weit die Anzahl der guten; steigt aber die erstere so hoch, daß die letztere daneben zu verschwinden anfängt, so muß die Achtung für die kleinere Zahl in eben dem Grade abnehmen, wie das Übergewicht der größeren zunimmt. Der Grad des Verhältnisses zwischen beiden ist immer der Maßstab des allgemeinen Urteils, und das lesende Publikum gleicht einem Fischer, der, wenn er unter zehnmalem Angelwerfen nicht einmal ein Fischchen fängt, diese Wasserstelle für fischlos hält und weitergeht. Daß dies der Fall der Wiener Schriften sei, bedarf leider! keines Beweises. Von dem ersten April des vorigen Jahres an bis Ende September des gegenwärtigen, folglich in einer Zeit von 18 Monaten, erschienen bloß allein in Wien 170 Schriften, die Nachdrucke fremder Werke nicht mitgerechnet. Welch eine Zahl! Und doch würde das Publikum noch um ein paar hundert mehr zu sehen gekriegt haben, wenn es bloß auf den guten Willen der Autoren angekommen wäre. Angenommen nun, daß von diesen elfhundertzweiundsiebzig Schriften drei Viertel - welches doch für jeden Kenner derselben das allerglimpflichste *Postulatum* sein muß - mittelmäßiges oder schlechtes Zeug waren, so entsteht daraus ein Verhältnis von 293 guten gegen 879 entbehrlichen oder gar schlechten Produkten. Wenn wir nun weiter annehmen wollen, daß eine Schrift in die andere gerechnet nicht mehr als 10 Kreuzer gekostet habe - welches man in Rücksicht so vieler periodischen Schriften und so vieler größerer Werke leicht annehmen kann, und wenn wir ferner voraussetzen, daß von jeder Schrift im Durchschnitt nur 200 gekauft worden sind - so geben uns die sämtlichen bisher erschienenen Schriften eine Summe von baren 39066 Gulden 40 Kreuzern. Wenn wir nun von dieser Summe drei Viertel, welche auf Rechnung der entbehrlichen Schriften kommen, abziehen, so ergibt

sich daraus an unnütz verschwendetem Gelde eine Summe von 29299 Gulden 30 Kreuzern. Man rechne hiezu noch den mit Lesung dieser Schriften erlittenen Zeitverlust und addiere damit das *Lucrum cessans* von Ideen und Kenntnissen, mit welchen man während dieser Zeit den Verstand aus bessern Schriften hätte bereichern können, und urteile dann, ob man dem Publikum die Verachtung und Geringschätzung so ganz und gar verargen könne, mit welcher dasselbe auf die heutigen Schriftstellerprodukte herabsieht. Indessen würde das Publikum sehr voreilig und ungerecht handeln, wenn es diese ganze unnütze Ausgabe bloß auf Rechnung der Autoren schreiben und glauben wollte, daß diese beträchtliche Summe von 29299 Gulden, nach Abzug der Druckkosten, ein reiner unverdienter Gewinn der Autoren gewesen sei. Nach dem hiesigen Verlegerfuß, der gerade für jene Autoren der schlechteste ist, die des Geldes am meisten bedürfen, fallen von jeder Schrift im Durchschnitt sicher zwei Dritteile reinen Gewinnstes in den Säckel derjenigen, die bei fremden Geistesgeburten Hebammendienste verrichten, das ist [die], die, um ein Geisteskind in die Welt zu setzen, ihre Hände, Maschinen und Windeln herleihen oder sich wohl gar für den bloßen Aufenthalt fremder Kinder in ihrem Gewölbe einen größern Zins, als je in Wien für eine Wohnung gezahlt wird, abreichen lassen. Nach diesem Zweidrittelfuß also kommt von den oben angeführten unnütz verwendeten 29299 Gulden ein sicherer Betrag von 19533 Gulden auf Rechnung der Verleger. Eine Summe, die jene große Bereitwilligkeit allerdings begreiflich macht, mit welcher dieselben noch immer fortfahren, jeder unreifen Geburt ohne Rücksicht auf derselben künftiges Schicksal an das Tageslicht zu helfen und sich der Schuld zu frühe entbundener Autoren teilhaftig zu machen.

Noch mehr als das bloße auffallende Verhältnis der schlechten Schriften gegen die guten schadet der Würde der Schriftstellerei die bekannte Beschaffenheit derjenigen, die sich mit Schreiben abgeben. Lesen und Schreiben können machte sonst die erforderlichen Eigenschaften des gemeinen Mannes aus, der bloß von Handarbeit lebt; itzt scheinen sie hinreichend, den Beruf des Schriftstellers zu machen, und so ist die Schriftstellerei zu einem Handwerk geworden, in dem jeder pfuscht, der gesunde und schreibfähige Hände hat. Puscherei veranlaßte von jeher den Verfall der Künste und Handwerke. Die wohlfeile, wiewohl schlechte Ware des Puschers verschlägt die besser gearbeitete Ware des kunstgerechten Meisters, und dieser, weil ihm niemand den größeren Aufwand von Zeit und Mühe auf seine Arbeit bezahlen will, muß entweder darben oder mit zum Puscher werden. Geschieht das, so nimmt mit der Güte der Arbeit ihr Wert ab, das Handwerk fällt und mit selbem die Achtung, die man sonst dafür hatte. Der Einwohner des Landes sieht, daß er bei aller Wohlfeile der Waren verliert, daß er nun alle Jahr neu anschaffen muß, was ihm sonst vier bis fünf Jahre gedauert hatte; er will wieder gute Ware, findet sie in seinem Lande nicht, kauft auswärts und trägt das Geld aus dem Lande. Das ist beiläufig das Schicksal unserer inländischen Schriftstellern. Es waren Zeiten, wo es bei uns wenig oder gar keine Schriftsteller gab, und der Lesebegierige mußte sich auswärts Nahrung seines Geistes suchen. Jetzt haben wir Schriftsteller die Menge, aber der Fall ist noch immer der nämliche und wird es so lange bleiben, solange zwei Dritteile der gesamten Schriftstellerzunft bloße Puscher sind. Bei den Handwerken hat man, um den bösen Folgen der Puscherei vorzubeugen, die Zunft- und Innungsrechte eingeführt, welche den kunstgerechten Meister in dem ausschließenden Besitz seiner Kunst handhaben und den Puschern das Handwerk legten; die Schriftstellerei war in diesem Punkte von Anbeginn vogelfrei und ohne Schutz, und die Kritiker, die sich freilich manchmal des bedrängten Autorwesens annahmen und sich den Eingriffen der Afterautoren entgegenstellten, waren von jeher eine viel zu schwache Schutzwehr, ein Volk

von ihrem Gebiete hintan zu halten, welches nur zu gut wußte, daß die Waffen der Verteidiger desselben nur Gänsespulen sind und ihre Worte zwar den Ton, aber nicht das Vermögen einer gesetzgebenden Gewalt haben. Und dieser wehrlose Zustand der Schriftsteller ist es, der das Gebiet der Wissenschaften zum Tummelplatz jedes noch so unverschämten Federfechters macht und der so viele literarische Kleinhändler veranlaßte, ihre kurze Ware an allen Orten auszukramen. Der Name "Schriftsteller" hat durch die Leute, die ihn tragen, bereits so viel von seiner ursprünglichen Würde verloren, daß er anfängt, entehrend zu werden, und, wenn's noch länger so fortgeht, Gefahr läuft, in Oesterreich ebensogut ein Schimpfname zu werden, als es der Name: *Für* bei den Römern ward. Bald wird ein Autor, dem sein guter Name lieb ist, Anstand nehmen, mit Leuten dieses Gelichters einerlei Kleid zu tragen und in einer Gesellschaft zu erscheinen, die so übel berüchtigt ist. Er wird sich zurückziehen und dem Pfuschergesindel ein Gebiet überlassen, von dem der gesittete Mann wie von einer Jedermannsschenke spricht. Das Publikum kann diesem Übel allein zuvorkommen. Es ist der einzige Herr, den das Autorvolk als seinen Richter anerkennt, der einzige, dessen Gesetzen sich Schriftsteller und Pfuscher unterwerfen muß. Es herrscht unumschränkt über alle Werke des Geistes und entscheidet über des Schriftstellers Leben und Tod. Wenn nun dieses Publikum, das im Schauspielhause seine Rechte so streng und unerbittlich ausübt, so leicht zum Mißfallen gereizt wird und so geschwind fertig ist, ein langweiliges Stück oder einen schlechten Schauspieler auf der Bühne auszuzischen, wenn dieses Publikum auf der größeren Bühne der Literatur ebensowenig seiner Rechte vergäße, die unberufenen Gaukler auf derselben nicht duldeten, ihre Bocksprünge und Balgereien nicht belachte und das Possenspiel, das diese Schriftstellerbände wöchentlich zweimal im "Wiener Diarium" ankündigt, nicht teuer bezahlte, so würde die Pfuscherlei von selbst aufhören, und die Schriftsteller würden ihr voriges Ansehen wiedererhalten.

Überhaupt trägt die hier eingerissene Mode, alles, was man gedacht, beobachtet oder entdeckt hat, flugs in Broschüren oder kleinen fliegenden Blättern in die Welt zu schicken, vieles zur Verkleinerung der Ehre unserer Literatur bei. Diese Methode ist allerdings sehr nützlich, um richtige Begriffe und Meinungen von gewissen Gegenständen beim Volke in Umlauf zu bringen, aber von allen Sachen ohne Unterschied so was Summarisches auf einen oder zweien Bogen hinschreiben heißt die Wissenschaften sehr geringfügig behandeln. Was ist leichter, als ein paar Bogen mit hundertmal gesagtem Zeuge vollzuschreiben, das Ding gedruckt unter einem Titel, der oft das Beste am ganzen Werk ist, am nächstbesten Gewölbfenster eines Verlegers aushängen zu lassen und dann auszurufen: "*Anch'io son pittore!*"

Ich will damit, daß ich den Greuel der Autorpfuscherei gerügt habe, nicht sagen, daß ein junger, fähiger Kopf, der was gelernet hat, es aus eigenem Antrieb nie wagen soll, sein Glück auf dieser Bahn zu versuchen; es wäre lächerlich, wenn er, um sein Talent gemeinnützig zu machen, auf eine dringende Sendung warten wollte, um sich, im Fall es ihm mißlänge, darauf berufen zu können. Ein Pfuscher ist nur der, der es nicht beim ersten verunglückten Versuche bewenden läßt. Denn leider gibt es Versuche, die einen traurigen Beweis von ihres Urhebers gänzlichem Mangel aller Autorfähigkeit abgeben und denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß aus den Begriffen, die in des Verfassers Kopf herumtreiben, nie was werden wird und nie was werden kann; *licet nonum premantur in annum*. Und solche Versuche, zumal wenn sie wiederholt werden, kann weder Sendung noch irgendein anderes Mittel vor dem verdienten Vorwurfe der Pfuscherlei schützen.

Noch eine Bemerkung, die bei der Vergleichung unserer Literatur mit der auswärtigen mancherlei Aufschlüsse geben kann, ist diese, daß in Wien ein großer Teil der besten Köpfe gar nicht schreibt; indessen auswärts fast kein Stand, kein Amt, keine öffentliche Bedienstung ist, die nicht den Namen Schriftsteller zum Nebencharakter hat. Diese Ungleichheit läßt sich teils aus der verschiedenen Grundverfassung der Stände, teils aus der Verschiedenheit des hier und dort herrschenden Tones erklären. Bei uns nährt fast jedes Amt seinen Mann hinreichend, und er hat nicht nötig, die Schriftstellerei zur Nebenquelle seiner Einkünfte zu machen; auswärts ist die Autorschaft bei den meisten - zumal geistlichen Ämtern - zu einer Art von notwendiger Nebenindustrie geworden, die nicht wenigen helfen muß, ihr jährliches Einkommen mit ihren Bedürfnissen in das gehörige Verhältnis zu bringen. Im Ausland ist die Schriftstellerei der gewöhnlichste, sicherste Weg zu Beförderungen, bei uns war sie es wenigstens allgemein nicht. Auswärts ist Lesebegierde und Liebe zu den Wissenschaften ein herrschender Ton, bei uns sind beide nichts weniger als das und scheinen leider noch größtenteils als eine gelehrte Handwerkssache betrachtet zu werden. Auch scheint der Schriftstellernamen im Ausland ein viel ehrenvolleres Prädikat zu sein, als er es bei uns - einst wegen Mangel an Schriftstellern war und itzt - wegen Überfluß an selben ist. All dieses zusammengenommen mag hinreichend sein, jene - zwar für den Staat, nicht aber für die Literatur - tröstliche Bemerkung aufzuklären, daß Wien eine weit größere Anzahl vortrefflicher Köpfe als vortrefflicher Schriftsteller habe, daß mancher Schriftsteller hier oft weit mehr solche Leser finde, zu denen er in die Schule gehen könnte, als solche, die von ihm lernen, und daß man also sehr weit irgehen würde, wenn man den Grad der allgemeinen Aufklärung in Wien bloß nach den Schriften dieser Stadt bestimmen wollte, eine Bemerkung, welche - so wahr sie ist - meines Wissens noch jeder fremde Reisende, der von Wien schrieb, zu machen vergessen hat.

Ich will hier eben nicht untersuchen, ob es für jeden guten Kopf Pflicht sei, seine Talente soviel [wie] möglich gemeinnützig zu machen, ob bei einer so großen Ungleichheit der Geistesgaben, bei deren Austeilung die Natur meist ebenso willkürlich als bei Verteilung der Glücksgüter zu Werke zu gehen scheint, der Ärmere an Geist nicht ein Recht auf die Geistesfreigebigkeit des ändern habe, ob sich der Reichere, der mit Schätzen kargt, bei deren Verteilung er nichts verliert, nicht einer noch größeren Filzigkeit schuldig mache als der Geizhals, der nicht freigebig sein kann, ohne selbst weniger zu haben, und ob der mit seinem Wissen kargende Geist sich der Gelegenheit nicht selbst beraube, eine Wohltätigkeit der edelsten, höchsten Art auszuüben, eine Wohltätigkeit, die, je mehr man sie verschwendet, desto mehr vervielfältigt wird, die sich über Millionen Menschen zugleich verbreitet und von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ganze Nationen und Menschenalter sich forterbt. Zugegeben, daß all dies nur für sehr wenige Fälle entscheidend sein könne, um die Schriftstellerei zur Pflicht zu machen, so ist doch gewiß, daß der Einwurf, es werde ohnehin genug geschrieben, im allgemeinen ebensowenig für das Gegenteil entscheide. Die vortrefflichsten Werke der größten Geister erschienen zu einer Zeit, da man viel schrieb, und der menschliche Geist würde, im ganzen genommen, wenigstens um zwei Drittteile ärmer sein, wenn die reichsten Geister aller Zeiten, während sie die minder Bemittelten unter sich kleine oder gar falsche Münze mit vollen Händen auswerfen sahen, mit ihren Gold- und Silberstücken hätten zurückhalten wollen.

Ich weiß, wie leicht dergleichen allgemein gesagte Wahrheiten mißverstanden werden können und was für Unheil sie anrichten würden, wenn selbe Leute auf sich an-

wenden wollten, denen sie nicht gesagt sind.

Ich ersuche daher alle und jede, die vielleicht eben itzt, trotz ihrer Geistesarmut, im Begriff sind, die vorrätige kleine Münze in allen Winkeln ihres Verstandeskastens zusammenzusuchen, um uns dieselbe in papierenen Beuteln an die Köpfe zu werfen, sich ja in keinen Aufwand zu setzen, sondern zu bedenken, daß alle Gold-, Silber- und Kupfermünzen, welche ihre Eigentümer vorlängst in Umlauf gebracht haben, bereits vielmal bezahlt sind und daß es unchristlich sei, eine fremde Ware, die schon mehr als hundertmal bezahlt worden, sich wieder von neuem bezahlen zu lassen. Und da der Geister, welche Gold machen können, ohnehin so wenige und der gelehrten Beutelmacher so viele sind, so gelanget in unseren goldarmen und beutelreichen Zeiten an die sämtlichen Herren, in deren Köpfen kein eigenes Gold geprägt, wohl aber das fremde in Rauch aufgelöst wird, unsere flehentliche Bitte, daß dieselben doch ruhen möchten, die ohnehin schreckliche Menge der goldleeren oder - wie der Landmann sich ausdrückt - lichten Beuteln zu beherzigen und dieselben nicht ferner mit neuen zu vermehren, sintemalen sonst diese ihrer Bestimmung nach so edlen Ideenbehältnisse noch immerfort das klägliche Schicksal würden erfahren müssen, von unbarmherzigen Händen in Tabakbeutel und Käs- und Gewürzfutterale verwandelt zu werden. Wovor sie der Himmel bewahren und mit seiner Allmacht gnädigst beschützen wolle!

Noch ein Umstand, der unsere Literatur in ihrem Fortgange zurückhält, ist die unter uns eingerissene Gewohnheit, fremde auswärtige Journale und Magazine mit inländischen eigenen Produkten und Beiträgen zu bereichern und den ohnehin großen Mangel unserer Literatur an derlei kleineren Arbeiten noch mehr zu vergrößern. Es war eine Zeit, wo die wenigen inländischen Gelehrten in den periodischen Blättern unseres Landes keine anständige Gesellschaft fanden, in der sie mit Ehren erscheinen konnten und sich also eine bessere in auswärtigen Blättern suchen mußten; nicht selten nötigte sie auch die größere Strenge der Zensur, Aufsätze, die hier bedenklich waren, auswärtigen Blättern zu überlassen, und einige unter ihnen suchten - was vormals kaum zu verdenken war - eine Ehre darin, in den gelehrten Blättern einer Literatur zu erscheinen, die der unsrigen, ihres großen Vorsprungs wegen, von jeher den Ton angab. Inwieweit diese Ursachen, die unsere Literatur um so manches schätzbare Eigentum brachten, noch itzt fortwähren, will ich nicht untersuchen, gewiß ist es indessen, daß wir sehr viel dabei verlieren, und solange diese Gewohnheit währet, nie ein gutes periodisches Blatt werden aufweisen können. - Das Verhältnis, in welches wir uns selbst durch unsere Beiträge mit den Auswärtigen setzen, ist auffallend ungleich und gegen alle Regeln eines gesellschaftlichen Vertrags: wir geben ihnen Beiträge, sie geben uns keine, wir schenken ihnen unsere Arbeiten, um selbe wieder von ihnen um unser Geld kaufen zu können. Was wunder also, daß wir ihnen damit willkommen sind? Würde dadurch unsere eigene Literatur nicht zurückgesetzt, so möchte dies alles noch hingehen, aber seinem Vaterlande den Rock ausziehen, um ihn anderen, die so viele Röcke haben, zu schenken, ist der Ahndung jedes Patrioten wert. Nie wird unsere Literatur vorwärtsrücken, nie wird sie sich ihren Schwestern bemerkenswert und notwendig machen, wenn nicht Gemeingeist unter ihren Schriftstellern herrscht. - Und doch, wie leicht könnte sie das? Ist nicht Wien der Mittelpunkt, um den sich Deutschlands kleinere und größere Planeten drehen? Ist es nicht - zumal itzt - das Augenmerk von ganz Europa? Haben Philosophie und Wissenschaften daselbst nicht einen viel weiteren Wirkungskreis? Ist Aufklärung nicht in vollem Gange, und stehen nicht Männer, wie manches weit hellere Land sie nicht hat, an ihrer Spitze? Sieht nicht alles auf uns, und haben nicht selbst auswärti-

ge Schriftsteller bekennet: Wenn die deutsche Literatur, wie sie itzt ist, noch weiter rücken soll, so müsse sie von Wien aus weitergeführt werden? - Aber wenn unsere besseren Schriftsteller nur für das Ausland arbeiten, wenn sie die kleineren Bäche ihres Mutterlandes in ausländische Flüsse leiten, wenn Dichter ihre auf mütterlichem Boden erzeugten Blumen in auswärtige Beete verpflanzen, wenn selbst der Inländer die Manufakturen und Staatsvorfälle seines Landes erst aus *Schläfers Staatsanzeigen* und die Talente seiner Landesleute aus fremden Journalen kennenlernen muß, so läßt sich von der inländischen Literatur nie ein wahres Fortkommen hoffen, und wenn sich auch im Ausland hundert allzeit fertige Verleger fänden, die - wie itzt erst unlängst einer - alle unsere Zehnkreuzerbroschüren nachdruckten.

Überhaupt stehen alle übrigen Verfassungen unsers Landes auf einer ungleich höheren Stufe der Vollkommenheit als der Zustand unserer Literatur, und die in so manchem Betracht kolossalische Größe unseres Staates macht mit der literarischen Kleinheit desselben einen sehr auffallenden Kontrast. Der österreichische Staat, der sich sonst überall in männlicher Stärke darstellt, wird im Fache der Literatur noch stets für unmündig angesehen und muß sich noch immer gefallen lassen, von fremden, ungebetenen Geistesvormündern teuer bezahlte Leitung anzunehmen. Das Lesen ist einmal bei uns zum Bedürfnis geworden, fast jeder nur halb bemittelte Privatmann hält sich -war's auch nur, um ein paar Zimmerwände damit zu tapezieren - eine kleine Bibliothek; wer nur lesen kann, hat wenigstens ein halbes Dutzend Bücher, und dieser Handlungsartikel, der nun bei uns so wichtig zu werden anfängt, ist gerade der einzige, der uns den Ausländern am meisten zinsbar macht. Für die mehresten Handlungszweige haben wir inländische Manufakturen, die das Geld im Land erhalten und uns die Waren der Ausländer entbehrlich machen sollten, unsere Büchermanufakturen aber, welche den edlen Zweck haben, für die Geistesbedürfnisse des Landes zu sorgen, sind leider noch in sehr mißlichem Stande, und die beträchtlichen Summen, die wir jährlich den Niederdeutschen, den Engländern, Franzosen und Holländern bar bezahlen müssen, beweisen deutlich, wie unentbehrlich uns ihre gelehrten Waren sind und wie wenig noch unsere Manufakturen zureichen, um uns mit ihnen durch Tauschhandel in ein Gleichgewicht setzen zu können. Überhaupt scheint mir, habe man die Literatur selten oder gar nie von dieser Seite betrachtet, und doch ließe sich meines Erachtens arithmetisch beweisen, daß der Gegenstand wichtig genug ist, um in Betracht gezogen zu werden. Wenigstens lehrt uns die Erfahrung unseres eigenen Schadens, daß diejenigen Mächte, welche früher als wir anfangen, die Literatur und Wissenschaften ihres Landes zu begünstigen und zu heben, sich nicht verrechnet haben, wenn sie von ihrer Bemühung, nebst dem unsichtbaren Zuwachs von Ruhm und Ansehen, auch einen sehr sichtbaren und handgreiflichen Zuwachs von fremdem Gelde erwarteten; und lag auch diese Absicht nicht in dem Plan ihrer zum Besten der Wissenschaften gemachten Einrichtungen, so mußte sie doch der Erfolg davon überzeugen, daß die Summen, welche sie dazu verwendet hatten, auf sehr gute sowohl unsichtbare als sichtbare Zinsen ausgelegt waren. Und wenn man das allgemeine Verhältnis der Staaten untereinander als eine immerwährende Ebbe und Flut betrachtet, in welcher eine Masse die andere drängt, und wie eine Macht abläuft, die andere vordringt, wo jede Blöße, jeder Abgang, jedes noch so unbeträchtliche *minus* das allgemeine Gleichgewicht stört; wenn man annimmt, daß diese Massen des Staates unaufhörlich gegeneinander streiten und wirken, um sich ins Gleichgewicht zu setzen, so ist es gewiß, daß auch die Wissenschaften auf jene Waage gehören, auf welcher ein Staat sein Gewicht gegen den ändern abwägt, und daß sie sowohl von Seite der Ehre als des Gewinns einen nicht unbeträchtlichen Teil davon ausmachen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese auf wahre Verhältnisse gegründeten allgemeinen Beobachtungen fortsetzen, dem Faden aller daraus möglichen Folgerungen nachgehen und die Anwendung derselben auf jeden Zweig der Literatur und alle damit verbundene Gegenstände und Einrichtungen auseinandersetzen wollte. Jeder Geist, der Licht genug in sich hat, aus einer allgemeinen Wahrheit, wie die Sonne aus ihrem Mittelpunkte, den ganzen Umkreis der ihn umgebenden Gegenstände zu beleuchten, kann das von selbst. Genug, daß sich daraus der wahre Schluß ergibt, daß zum Besten der Wissenschaften nie zu viel getan werden kann und daß ein Staat, der bereits auf einer gewissen Stufe von Größe und Vollkommenheit steht, den Gipfel derselben nur durch den höchstmöglichen Grad von Aufklärung erreichen könne.

So schwer es auch immer sein mag, den allgemeinen Grad der Aufklärung eines großen Staates zu bestimmen, so wird der aufmerksame Beobachter, der dem Wechsel der menschlichen Meinungen und herrschenden Begriffe nachspürt und die gegenwärtige Beschaffenheit derselben mit der vorhergegangenen zusammenhält, gleichwohl Data finden, aus denen sich, wo nicht die Stufe der Aufklärung, doch sicher das Mehr oder Weniger derselben berechnen läßt. Gewiß ist es, daß die Toleranzedikte und kirchlichen Verordnungen unseres weisen Monarchen, die erweiterte Zensurfreiheit und selbst die dadurch veranlaßte Menge von kleineren Gelegenheitschriften vieles zur allgemeinen Aufklärung beitragen mußten.

Denn die Toleranzedikte hatten gleich diese Wirkung, daß sie einen großen Teil unseres Volkes, wengleich nicht über alle, doch wenigstens über viele Gegenstände die althergebrachten Vorurteile erkennen machten.

Die durch die Toleranzedikte veranlaßten Hirtenbriefe einiger - obschon weniger - wahrhaft eifriger Bischöfe waren ein näherer Schritt zur Verbannung dieser nämlichen Vorurteile, die jahrhundertlang den Geist der Gläubigen ebenso sehr als die Religion selbst abgewürdiget hatten. Freilich hatten diese Briefe den Klostersglauben - das ist denjenigen Glauben, welchen der Mönchsgeist zur Beschäftigung seiner übervollen Muße und zur Handhabung seiner Privatvorteile auszuhecken und mit allen Auswüchsen einer gewaltsam verdrehten Phantasie zu durchwehen für gut befunden hat - wider sich und mußten ihn wider sich haben; allein, was auch dieser Klostersglaube dagegen vorbringen mag, so ist doch gewiß, daß jeder nur halb gesunde Menschenverstand, wenn sich ihm am Scheideweg auf einer Seite die Religion in dem vielfarbigen, mit Flitterwerk beladenen Gewände, womit sie der Mönch behänget, und diese Religion auf der ändern Seite, wie der vortreffliche "Salzburger Hirtenbrief" sie schildert, in ihrem einfachen, weißen, makellosen Kleide zur Wahl darstellte, nicht einen Augenblick Anstand nehmen würde, von dem ersten Bild sich wegzuwenden und das letzte mit Inbrunst zu umfassen. Überhaupt wäre nichts geschickter, um den Abstand gewisser mönchischer und, leider, auch nicht mönchischer Lehren jedem noch so trüben Blicke anschaulich zu machen, als wenn man die vortrefflichen Grundsätze dieses Hirtenbriefes jenen entgegensetzte, und es wäre zu wünschen, daß irgendein aufgeklärter Theolog die Mühe auf sich nähme, den auffallenden Abstand beider Lehren in einer ausführlichen Parallele zu zeigen.

Die kaiserlichen Verordnungen, welche die Bischöfe des Landes in ihre ursprünglichen Rechte wieder einsetzten, verschafften denselben alle nur mögliche Gelegenheit, sich um die allgemeine Aufklärung verdient zu machen. Sie haben nun Mittel,

deren weiser Gebrauch sie an dem Geiste der Gläubigen ihres Kirchensprengels notwendig zu Wohltätern machen muß. Und wenngleich viele Bedenken tragen, Gebrauch von Rechten zu machen, die ihren Vorfahren einst so heilig und mit ihrem Amte so wesentlich verflochten schienen, so läßt sich doch von dem Beispiel der wenigen, die bereits anfangen, sich ihrer hergestellten Macht zum Wohl ihrer geistlichen Untertanen zu bedienen, noch immer einige Wirksamkeit auf die übrigen hoffen, welche lieber Sachwalter einer fremden Gewalt als Verwalter ihrer eigenen sind; und wird auch diese Erwartung vereitelt, so bleibt doch der tröstliche Gedanke zur Aussicht, daß jene Urkunden wiedererlangter Rechte, welche die gegenwärtigen Besitzer in ihren Archiven mit der Überschrift [...] versiegelt und unberührt liegenließen, ein zurückgelegter Schatz für ihre Nachfolger sind, welche nicht Anstand nehmen werden, mit diesen für das Wohl der Menschheit so wichtigen Geschenken zum Besten der Religion, des Staates und der allgemeinen Aufklärung zu wuchern.

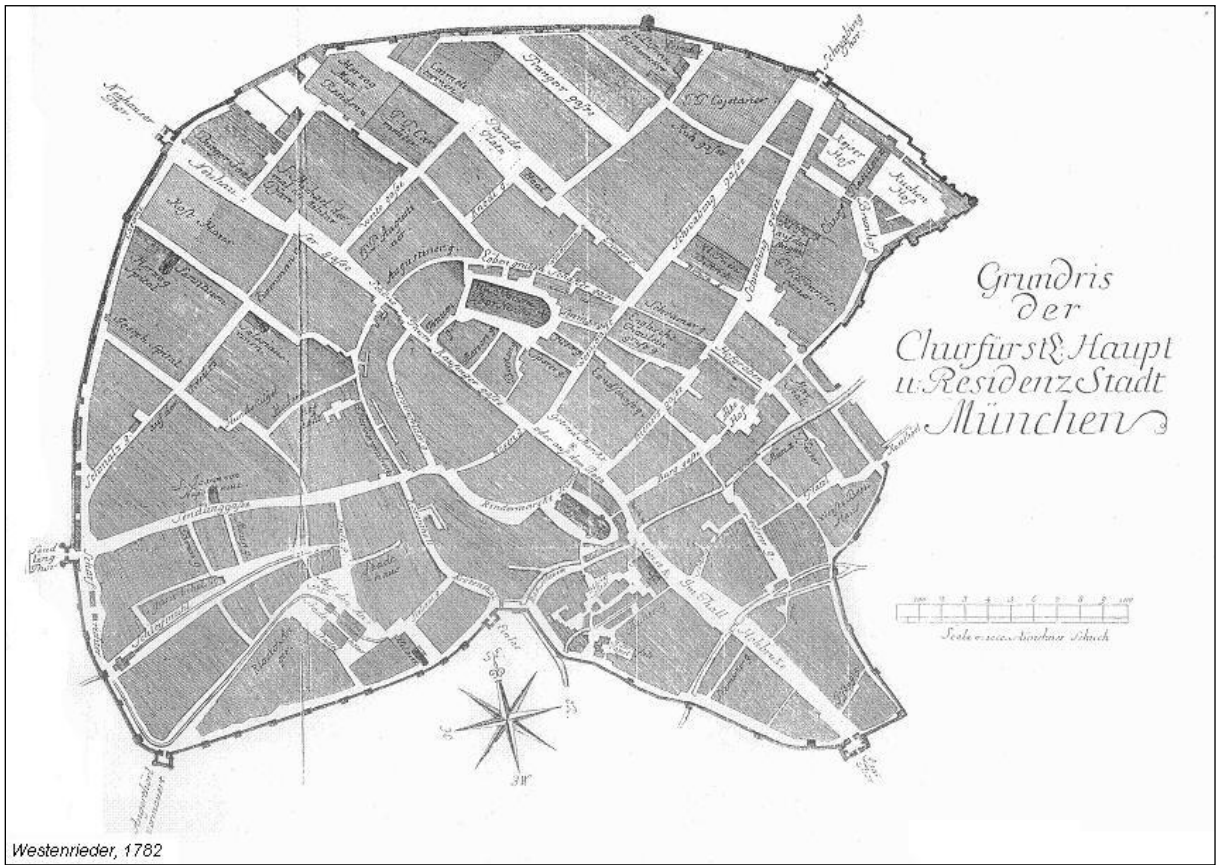
Die Aufhebung einiger Ordensgemeinden, die Verminderung und Einschränkung der übrigen Mönche, die Verpflichtung derselben, ihre wissenschaftliche Ausbildung einer öffentlichen Aufsicht zu unterwerfen, sind ebenso viele günstige Vorboten der Aufklärung, deren wohltätigen Einfluß die kommenden Generationen mit Dankbarkeit segnen werden. Der Mönchsgeist war von jeher ein Meltau für die Blüte der Wissenschaften, und der ungünstige Einfluß desselben benahm fast allen Zweigen der Gelehrsamkeit Saft, Fruchtbarkeit und Gedeihen. Unmöglich konnten auf einem so eng umzäunten Boden die Sprößlinge der Wissenschaften zu Bäumen heranwachsen und ihre Äste in die Lüfte verbreiten, und wem ist nicht aus der Geschichte bekannt, zu was für verwachsenen, dorndichten und an der Erde hinkriechenden Gesträuchen Philosophie, Theologie und Kirchenrecht auf mönchischem Grund und Boden geworden sind? Es ist nicht nötig, die Ursache dieses allgemeinen Mißwachses in der bestimmten, kaum zu vermutenden Absicht zu suchen, vermöge welcher die Mönche darum alle Keime der Aufklärung sollen erstickt haben, um die allgemeine Lichtmasse der Staaten in einer zu ihrem Vorteil verhältnismäßigen Dämmerung zu erhalten - eine Beschuldigung, die ihnen öfter gemacht als erwiesen worden ist. - Genug, daß sich die Unmöglichkeit des Gedeihens der Wissenschaften aus der Natur der Klosterverfassungen ergibt. Wie kann ein Mönch, dem gleich bei seinem Eintritt in den Orden das *Selbstdenken* zur Sünde und die Verleugnung seines besseren Wissens zur Pflicht gemacht wird, der in dem größten Geisteszwang erzogen und von strengen Asketen - seinen einzigen ersten Wegweisern - gelehrt wird, durch beständiges Abstumpfen seines Verstandes und gänzliche Verachtung allen irdischen Wissens seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, der in einer Lage lebt, die sich mit seinem Denk- und Empfindungsvermögen so wenig verträgt, der, wenn sein Geist was immer für eine Wahrheit verfolgt, alle Augenblicke Gefahr läuft, mit dem nächsten Schluß, den er daraus zieht, gegen ein Gelübde, eine Regel oder eine Ordensmeinung anzustoßen, der endlich, wenn er es auch wagt, sich aufzuklären, von seinen Mitbrüdern gehasset, verfolgt und als ein Geistes-Apostat angesehen wird, wie kann so ein Mann Mut und Tätigkeit genug behalten, das ganze weite Gebiet des menschlichen Wissens zu umfassen und seinen Geist unaufgehalten über alle Zweige desselben zu verbreiten? All dies zusammengenommen ist meines Erachtens hinreichend, sich die Unbrauchbarkeit der Mönche zu vielen Zweigen der Gelehrsamkeit zu erklären und den Grund anzugeben, warum die Sprossen der meisten Wissenschaften in ihren Händen entweder welken oder verkrümmt und verbogen werden mußten, ohne daß man nötig hat, zu einer Beschuldigung von vorsätzlicher Absicht seine Zuflucht zu nehmen, die vielleicht ihrem Herzen zuviel Schande und ihrem Kopfe zuviel Ehre machen würde. Genug, daß weder die eine noch andere Ursache

in Zukunft mehr statthaben wird und daß die über das Mönchswesen ergangenen Verordnungen bereits ihre wohlthätigen Wirkungen äußern und manchen fähigen Kopf, dem sonst vor allem irdischen Wissen graute, veranlassen, sich nun auch mit der in Klöstern sonst so sehr verabscheuten *sapientia terrena* und *prudentia carnis* abzugeben, um sich auch durch solche Kenntnisse in Rücksicht seiner künftigen Ungewissen Bestimmung sicherzustellen.

Die erweiterte Zensurfreiheit und das dadurch dem Widerspruche und den Meinungen der Schriftsteller eröffnete Feld versprach der allgemeinen Aufklärung eine nicht minder gesegnete Ernte, und vielleicht ist diese zum Besten des menschlichen Verstandes gemachte Verordnung die erste, die, so neu sie noch ist, schon wirkliche Früchte aufzuweisen hat. Denn außer den sichtbaren, schon oben bemerkten heilsamen Folgen, welche die Kämpfe so vieler eifriger Gegner zum Besten der Wahrheit mit sich brachten, gibt es noch manche tröstliche Beobachtung, die sich über den Fortgang der allgemeinen Aufklärung machen läßt. Allerdings geht es mit der Zurechtweisung des menschlichen Geistes sehr langsam, und eine durchaus aufgeklärtere Denkungsart läßt sich höchstens erst von der zweiten Generation, wenn unsere itzigen Kinder Väter sein werden, erwarten. Auch ist es in Bestimmung dieser Sache viel leichter, die zum Fortgang der Aufklärung gegebenen Ursachen und Anlässe herzurechnen, als die Wirkung derselben zu bestimmen. Die entscheidendsten Data, um wieviel heller das Volk über gewisse Gegenstände denke, ließen sich unstreitig aus den Verkaufslisten der Rosenkranzkrämer, Bilderilluminiierer und Skapulierhändler, aus den Rechnungen der Wirthe an größeren Wallfahrtsorten, aus den neuesten Bruderschaftslisten und dem täglichen Absatz der wächsernen Opfer und der sogenannten Kerzelweiber herholen. Indessen gibt es für den aufmerksamen Beobachter noch andere Data, aus welchen er den höheren Grad der Aufklärung so ziemlich richtig berechnen kann. Es gibt unter dem Volke bei besonderen Anlässen und Erscheinungen gewisse Äußerungen von dem - was ich *aura popularis* nennen würde, wenn es die römischen Sprachgesetzgeber nicht in einem andern Verstande gebraucht hätten - in denen immer der Grad des allgemeinen Vorurtheiles für gewisse Gegenstände sichtbar wird. Man erinnere sich des Aufsehens und der fast allgemeinen Empörung, welche die Schrift "Über die Begräbnisse" in bürgerlichen und adeligen Gesellschaften, in Schenken und Kaffeehäusern erregte, und halte den unbefremdeten Blick und die Gleichgültigkeit dagegen, mit welcher das Volk itzt ungleich stärkere Dosen von Wahrheit als bewährte Hausmittel in sich schlürft, und man wird finden, daß das Volk durch die kleineren Schriften dieser Art zu einer Bekanntschaft mit gewissen Gegenständen gelangt ist, die durch eine Reihe von Jahren kaum zu erwarten war. Das Lesen so vieler Schriften, das vielfältige Rasonieren darüber, mußte dasselbe nach und nach mit Ideen vertraut machen, die es sonst gar nicht oder nur im Vorbeigehen zu denken gewohnt war. Und hätten die Schriftsteller nicht selbst so oft ihr Ziel aus dem Gesichte verloren, hätten sie ihre Begriffe nicht selbst verwirrt und einer des anderen Arbeit vernichtet, so würde die Aufklärung ihr Gebiet noch weiter ausgedehnt und ihre Macht selbst bis auf Handlungen erstreckt haben. Das Volk würde eingesehen haben, daß man ihm wohl will, daß man ihm nur die Schlacken, nicht das Gold nehmen und seine Begriffe läutern, nicht umstürzen wolle, daß man ihm nichts nehme, ohne dafür etwas Besseres zu geben, und daß der Zweck einer wahren Aufklärung nur darin bestehe, das eigne Wohl des Bürgers mit seinen Pflichten gegen Gott und den Staat in das engste und genaueste Verhältnis zu bringen.

Möchten doch alle, die sich berufen glauben, an der allgemeinen Aufklärung zu ar-

beiten, dies beherzigen, möchten doch die hartnäckigen Zeloten und die zu hitzigen Neuerer den Mittelweg nicht verkennen, auf welchem die Wahrheit einhergeht, möchten sie doch ihre Geisteskräfte nicht an unnützem Privatgezänke versplittern, möchten doch die Schriftsteller unseres Landes ihre Mitbürger die Vorteile kennen und benutzen lehren, welche ihnen die weisen Verordnungen ihres Monarchen bereiten, möchten doch alle, denen die Natur ein höheres Erkenntnisvermögen gab, mit vereinigten Kräften an dem Werke einer wahren Aufklärung arbeiten und bedenken, was für ein großer, seelenerhebender Gedanke das sei, der Wohltäter eines Volkes und ganzer Generationen von Menschenaltern zu werden!



Lorenz von Westenrieder: *... über München ...*

Auszüge aus:

Beschreibung
der
Haupt- und Residenzstadt
M ü n c h e n
(im gegenwärtigen Zustande)
vom
Professor Westenrieder.



München 1782.
bey Johann Baptist Strobl.

An den Leser.

Beschreibungen von Städten sind denselben in mancherley Rücksicht äußerst wichtig, so, daß in jedem wohlgeordneten Staat ein Gesätz gemacht werden sollte, dieselben wenigstens zu Ende jedes Jahrhunderts zu erneuern. Man würde hieraus, ohne allem Vorurtheil, ersehen, was man verbessert, oder vernachlässigt, und ob man, in Verhältniß mit andern Städten, zugenommen, oder verloren habe. Zu gleicher Zeit diene ein solches Buch zum Haus- und Geschichtsbuch des Volks, zur Kunst- und Handwerks- und Gelehrten-geschichte, in welchem jeder nach seinem Bedürfniß finden würde, was ihn erheben kann, - Unterricht und Vergnügen finden würde. Es wäre ein Buch des vaterländischen Ruhms für grosse und gute Bürger, und eine unumstößliche Urkunde unsrer Denkungsart, und unsers Geschmacks; ein Heilmittel des Vorurtheils, und eine reiche Quelle des Wetteifers, wodurch von

Zeit zu Zeit die fähigsten Männer angefeuert würden, sich durch etwas Ruhmwürdiges ein Recht in diesem Denkmal des Andenkens zu verschaffen.

Was mich zu dieser Beschreibung vorzüglich ermuntert hat, ist die Hoffnung, durch dieselbe meinen Landleuten ein rühmliches Verlangen nach fernern, ältern, und umständlichen Nachrichten der Dinge, welche uns so nahe, wie diese, betreffen, einzuflößen; und ich habe daher, um das Buch durch seinen Preis nicht zu kostbar zu machen, mit Absicht mich hauptsächlich nur auf den gegenwärtigen Zustand unserer Haupt- und Vaterstadt eingeschränkt, und erwarte nun, daß mich der Antheil, welchen man daran nehmen wird, ermuntern soll, die Geschichte der Vergangenheit, welche ich hier nur gelegentlich berühret habe, eine Geschichte, worinn der Ursprung, und Fortgang aller für uns wichtigen Dinge angezeigt werden soll, in einem besondern Bande zu liefern.

Ich habe in dieser Beschreibung vieles über unsre häuslichen Einrichtungen und Gewohnheiten, und vieles über das Uebliche in Dingen gesagt, welche vielleicht manchem beym ersten Anblick keiner Betrachtung würdig zu seyn scheinen möchten, und es doch vorzüglich sind. Wenn man einmal von einem Staat getreue Nachrichten dieser Art hat, so läßt sich schon ziemlich zuversichtlich auf die Beschaffenheit der Verfassung und innern Einrichtung schliessen. Diese Dinge gleichen den charakteristischen Zügen, welche durch die innern Seelenbewegungen auf dem Angesicht hervor kommen, und den leidenschaftlichen und geistigen Zustand der Seele verkündigen. Man sieht daraus, welche Bestandtheile aus alten, bessern, oder schlimmern Zeiten noch übrig, und wie viel von dem Salz vorhanden sey, welches ein lebhaftes und richtiges Nachdenken erzeugt, und wechselweise von diesem geweckt wird. Auch liegen hierinn nicht selten die Quellen grosser Tugenden, oder verwüstender Unordnungen.

Wie ein Bauverständiger, sobald er die Anordnung, und Vertheilung der Behältnisse sieht, weis, zu welcher Absicht das Gebäude bestimmt, ob es wohl gar zu keiner bestimmt, oder ob es derselben vollkommen angemessen; ob etwas am unrechten Ort gestellt, und ohne Kenntniß und Geschmack angebracht sey: so sieht ein verständiger Bürger, so bald er den Zustand der vorhandnen Verfassung erblickt, die Tugenden, oder die Gebrechen und Mängel der Stadt; er merkt es genau, ohne daß man ihn erinnert, ob zwischen denen, welche Brod schaffen, und denen, welche es aufzehren, zwischen denen, die tragen und ziehen, und denen, die gezogen und getragen werden, ein vernünftiges Verhältniß, ob in dieser bürgerlichen Verfassung irgend etwas, das der Schnellkraft bey einem Uhrwerk gleicht, eingeführt, ob etwas Originelles im Thun vorhanden, oder ob alles dem kommenden Tag, und dem Glück und Zufall überlassen sey. Ich habe bey manchen Gelegenheiten solche Data ausgestellt, welche dem Nachdenker auffallen, und ihm, wenn er ein Mann von Bedeutung ist, (und dieß ist Jedermann) Gelegenheit zur Erinnerung und Mittheilung geben werden.

Ich habe vieles von Leibesübungen, Spielen, und Feyerlichkeiten gesagt. Diese Dinge waren noch jedem Staat wichtig; sie waren von weisen Regierungen, oder grossen Köpfen aus kluger Absicht erfunden; und nun sich ihr Endzweck mit den Geschichten aller Zeiten in die Vergangenheit dreht; - als wir die lästigen Halskrausen weglegten, bedienten wir uns sorgfältig andrer Arten von Kleidern: was setzen wir in die Stelle von jenen? u. s. w.

Das Verzeichniß der Künstler, so wie der vorzüglichen Kunststücke in den Kirchen, und kurfürstl. Wohnungen, welches meines Wissens das erste dieser Art ist, habe ich so vollständig zu machen, und die Namen der Meister so richtig anzugeben gesucht, als es jemand, der sich beynahe alle erdenkliche Mühe giebt, die Wahrheit zu erforschen, nur möglich ist. Bekanntlich haben wir nie ein ordentliches öffentliches Hand= oder Jahrbuch, wo sich wenigst die Namen der bessern Künstler ununterbrochen fänden, gehalten; und da die Namen der Meister, welche uns kostbare Denkmäler hinterlassen haben, gewöhnlich weder bey ihren Werken, noch in Urkundsbüchern gefunden werden: so habe ich, ungeachtet der Sorgfalt, mit der ich Kenner zu Rathe gezogen habe, in den Namen einzelner Meister, wie dann bey einigen Altarblättern verschiedene angegeben werden, mich irren können, und ich bitte daher denjenigen, der etwas Bestimmtes aus ungezweifelten Urkunden mir mittheilen kann, um seine Erinnerung. Manchmal liegt in Schriften, wo man nichts weniger, als Dinge über Kunst und Litteratur suchen sollte, eine Nachricht, die hundert Zweifel auflöst, über welche es vergebens ist, etwas Erläuterndes zu sagen. Es ist, wenn wir die Ehre der Künstler befördern, vorzüglich um die Ehre unsers Vaterlandes zu thun; denn diese sind die Männer, und diese Werke sind die Denkmäler, in denen wir leben; alles übrige (wir sehens) vergeht, und wird, gleich einer Fabel, beynahe vergessen. Manche Staatsverfassung hat noch nie die Vollkommenheit einer mittelmäßigen Zeichnung erreicht, und das Pochen der Gewaltigen, und, Gott lob, auch das Weinen der Unglücklichen liegt mit den Zeiten begraben. Jenes war selten, was die Kunst immer ist, - ein Menschenwerk, ein Werk, worinn das ganze Geschlecht der Menschen Eine Sprache, und Eine Gesinnung hat.

Und hiemit empfehle ich meinen Lesern diese Beschreibung unsrer Haushaltung, mit dem sehnlichsten Wunsche, daß sie uns veranlassen möchte, uns des Guten zu freuen, und mit vereinigten Herzen dasselbe zu befördern.

<p style="text-align: center;"></p> <p style="text-align: center;">Inhalt.</p> <p style="text-align: center;"></p> <p style="text-align: center;">Erster Theil.</p> <p style="text-align: center;">Von dem Civilwesen.</p> <p>Erster Abschnitt.</p> <p>§. I. Von der Ursprung der Städte.</p> <p>§. II. Baiertische Herzogen, Kurfürsten, und und Kaiser in München.</p> <p>§. III. Von der allgemeinen Eintheilung und Ordnung der Stadt.</p> <p>§. IV. Von den Vorstädten, Allen, Gärten, und Spaziergängen.</p> <p>§. V. Vom Grund und Boden um München.</p> <p>Zweiter Abschnitt.</p> <p>§. I. Von den kurfürstl. Schießern.</p> <p>a) Der Residenz in München.</p> <p>b) Dem alten Hof.</p> <p>c) Der wilhelminischen Residenz.</p> <p style="text-align: right;">d)</p>	<p style="text-align: center;"></p> <p>d) Schleißheim.</p> <p>e) Nymphenburg.</p> <p>f) Fürstentrieb.</p> <p>§. II. Von öffentlichen Hof= Stadt= und fürstlichen Gebäuden.</p> <p>1) Dem Akademiegebäude.</p> <p>a) Die Zeichnungsschule.</p> <p>b) Die Hofbibliothek.</p> <p>c) Die kurfürstl. Akademie der Wissenschaften.</p> <p>2) Von der Gemäldegallerie im Hofgarten.</p> <p>3) Von dem Zeughaus.</p> <p>4) Von der Reitschule.</p> <p>5) Von dem Exercitienhaus.</p> <p>6) Von dem Theater.</p> <p>7) Von dem kurfürstl. Seminarium.</p> <p>8) Von den Baalhäusern.</p> <p>9) Von dem Münzgebäude.</p> <p>10) Von den Kasernen.</p> <p>Dritter Abschnitt.</p> <p>Von dem kurfürstl. Hof, und den verschiednen höchsten Höfen.</p> <p>Vierter Abschnitt.</p> <p>Von Regierungs= und andern Hof= Land= Stadt= Kollegien, und Aemtern.</p> <p style="text-align: right;">Fünfter</p>	<p style="text-align: center;"></p> <p>Fünfter Abschnitt.</p> <p>Vom Militär.</p> <p>Sechster Abschnitt.</p> <p>Von der Bürgerschaft, und zwar</p> <p>§. I. Von der bürgerlichen Verfassung.</p> <p>§. II. Von den jährlichen Gewerben, und Versammlungen.</p> <p>§. III. Von der bürgerlichen Milch.</p> <p>Siebenter Abschnitt.</p> <p>Von jährigen Münzen, Gewichten, und Maße.</p> <p>Achter Abschnitt.</p> <p>Preis der vornehmsten Viktualien, und dazugehöriger Dinge.</p> <p>Neunter Abschnitt.</p> <p>Manufakturen und Fabriken, als: 1) Die Hautleinwand=Manufaktur. 2) Die Cotton=Manufaktur. 3) Die Strümpffabrik. 4) Die Porzellanfabrik. 5) Die Tabakfabrik. 6) Die Zeugfabrik. 7) Die Lederfabrik. 8) Die Gold= und Silberfabrik. 9) Die Kartenfabrik. 10) Die Papiersfabrik. 11) Die Pulvermühle. 12) Das Münzwesen. 12.</p> <p style="text-align: right;">Zwey</p>
---	--	---

<p style="text-align: center;">Zweyter Theil. Vom Kirchenwesen.</p> <p>Erster Abschnitt. §. I. Von der Anzahl der geistlichen Stände, und Personen.</p> <p>Zweyter Abschnitt. Von den Kirchen, wobey keine Klöster sind. §. I. Frauenstiftskirche, wo die St. Salvatorskirche, oder U. L. Fr. Gottsäcker. §. II. Die St. Peters Pfarrkirche, wo a) die St. Peters-Gottsäcker, oder die Kreuzkirche, b) die Wis- oder Herzogskapelle. §. III. Die heil. Geistspfarrkirche, wo a) die kleine Spitalkapelle, b) die Kirche zur heil. Dreyseligkeit. §. IV. Die Hofkirche zu St. Michael, wo a) die größte lateinische Kongregation, b) die kleinere Kongregation, c) der Burgthor, d) die Seminarkirche. §. V. Die kurfürstl. Hofkapelle. §. VI. Die Altenhof- oder St. Lorenzkirche. §. VII. Die Kapelle bey Herzog Max. §. VIII. Das Hochstiftsklein. §. IX. Die St. Sebastianuskirche. §. X.</p>	<p style="text-align: center;">Dritter Abschnitt. A) Mannsklöster §. I. Die Franziskaner. 1289. §. II. Die Augustiner. 1294. §. III. Die Kapuziner. 1600. §. IV. Die Carmeliter. 1617. §. V. Die Theatiner. 1675. §. VI. Die Discalpaner. 1725. §. VII. Die barmherzigen Brüder. 1750. §. VIII. Die Paulaner. 1623. Wo erwähnt wird 1) der Marienhilfskirch, 2) der heil. Kreuzkapelle. B) Nonnenklöster §. I. Die Klarissinen. 1284. §. II. Das Bittschregelhaus. 1284. §. III. Das Niederregelhaus. 1295. §. IV. Die Cistercienserinnen. 1662. §. V.</p>	<p style="text-align: center;">Vierter Abschnitt. Allgemeine Anmerkungen.</p> <p>Fünfter Abschnitt. Eingeweihte Hauskapellen.</p> <p>Sechster Abschnitt. Volkmenge in München, dann Lauf- und Sterblisten seit 1700 in allen Pfarren, wie auch eine Consumtionstabelle.</p> <p>Siebenter Abschnitt. Volkmenge im ganzen Neutamt München.</p> <p>Anhang. §. I. Vom Pflanzgerichte Giesing und Au. §. II. Von den jüngsten Gewerken dafelbst. §. III. Volkmenge dafelbst.</p> <p style="text-align: right;">Dritter</p>
<p style="text-align: center;">Dritter Theil. Von der allgemeinen Verfassung.</p> <p>Erster Abschnitt. Von Unterricht und Erziehungsanstalten.</p> <p>Zweyter Abschnitt. Von Waisenhäusern, Spitalern, und milden Stiftungen. §. I. Waisenhäuser. §. II. Spitäler. §. III. Milde Stiftungen.</p> <p>Dritter Abschnitt. Von öffentlichen und gemeinschaftlichen Anstalten.</p> <p>Vierter Abschnitt. Märkte.</p> <p>Fünfter Abschnitt. Gesandnisse, Strafen, Belohnungen.</p> <p>Sechster Abschnitt. a) Leibesübungen, b) Feyerlichkeiten, c) Spiele, d) Vergnügungen.</p> <p>Siebenter Abschnitt. Von dem Ueblichen bey der Geburt, Hochzeit, und Sterben. Achter</p>	<p style="text-align: center;">Achter Abschnitt. Vom Ueblichen in Nahrung und Kleidung.</p> <p>Neunter Abschnitt. Von dem Ueblichen der Höflichkeit und des Wohlstandes.</p> <p>Zehnter Abschnitt. Von dem Ueblichen des Ausdrucks bey heftigen Bewegungen.</p> <p>Elfter Abschnitt. Vom Ueblichen in Sprachen.</p> <p>Zwölfter Abschnitt. Provincialismen und Sprechmoder.</p> <p>Dreizehnter Abschnitt. Von der Erskalt, dem Wachsthum, und dem Lebensalter der Einwohner.</p> <p>Vierzehnter Abschnitt. Von dem Charakter der Eingeborenen.</p> <p>Fünfzehnter Abschnitt. Verstorbene Künstler, welche in s oder für München gearbeitet haben.</p> <p>Sechzehnter Abschnitt. Lebende Künstler, welche in s oder für München gearbeitet haben. X X Sieben-</p>	<p style="text-align: center;">Siebenzehnter Abschnitt. Anzeige, wie die gewöhnlichen schreibenden, und gehenden Posten, und Boten kommen, und abgehen. §. I. Posten. §. II. Boten. a) Die schreibenden Boten kommen an. b) Boten ab. §. III. Posten durch das Land Baiern. Allgemeine Uebersicht dieses Werkes, Berichtigung. Register von den Künstlern. Allgemeines alphabetisches Register der N amen, Orten, Städte, u. s. w.</p>

Erster Abschnitt. §. 1. Vom Ursprung der Stadt

München liegt in der Breite von 48°, 10', in der Länge 29°, 11'.

Die Untersuchung, was auf dem Platz, wo itzt München steht, vor Erbauung derselben vorhanden war, gehört unter diejenigen, deren Entscheidung, und Aufklärung,

wenn sie auch ganz möglich wäre, uns nicht besser, noch glücklicher machen würde. Dieß ist längst hinab in die Vergangenheit gerückt, und hat auf uns Gegenwärtige nicht die geringste Beziehung. - Das Kloster Schöfflarn, von welchem man immer sagt, daß es da, wo itzt München steht, einen Meyrhof besessen haben soll, besaß hier nichts; wohl aber gehörte nach Schöfflarn schon damals der sogenannte Conradshof, dessen Gründe, und Felder, welche gleich auf der Anhöhe um die Dachauerstrasse zum Theil noch innerhalb dem Burgfried anfangen, das Kloster noch bis diese Stunde besitzt. Wahrscheinlich war die ganze Gegend vom Gasteigberg, bis zum Neuhauserberg, eine Wildnis, dem wechselnden, und ungewissen Rinsaal des damals noch ganz uneingeschrenkten Isarstroms überlassen, (wie man dann von dem Lauf desselben noch überall Spuren sieht) und wenn die Stadt ihren Namen, und Wappen von Mönchen hergeleitet hat: so geschah es weit vermuthlicher darum, weil dieser Ort eine Zufluchtsstatt für die unglücklichen Mönche gewesen, welche um diese Zeit von den Hungarn grausam mishandelt worden. - Schon stunden aber damals Sendling und Mosach, Schwabing, Neuching und ganz gewiß ein paar einsiedlerische ärmliche Kapellen auf der wilden Stromebene, wo dermal München steht.

(...)

§. III. Von der allgemeinen Eintheilung, und Ordnung der Stadt.

Der Umkreis der ganzen Stadt beträgt 5800 gemeine Schritt. Gegenwärtig zählt dieselbe vier Hauptthore, als nämlich (westwärts) das Neuhauserthor, (nordwärts) das Schwabingerthor. (ostwärts) das Isarthor, und (südwärts) das Sendlingerthor (...).

Um die innere Stadtmauern geht, rings um die Stadt, ein bedeckter Gang, welcher von der wilhelminischen bis zur Hauptresidenz der Hofgang genannt wird.

Zwischen der ersten, und zwoten Stadtmauer befinden sich die sogenannten Zwinger, welche den Herren Bürgermeistern angewiesen, und worinn von diesen schöne Gärten angelegt sind. Am Fronleichnamstag stehen dieselben jedermann offen.

Nach der zwoten Mauer kommt ein ziemlich breiter, und tiefer Stadtgraben, welcher das ganz Jahr mit fliessendem Wasser gefüllt ist; dann folgt in der Höhe die innere Straße, und außer dieser der Wall, um welchen wieder ein Kanal gezogen ist.

Von allen Thoren sind gegenwärtig, wie wir im Verfolg hören werden, Allein gezogen, und die Stadt selbst liegt (den östlichen Theil, wo sie den Gasteigberg hat, ausgenommen) in einer schönen Ebne, mit Feldern und Aeckern umgeben, hat gegen Süden die hohen, und schönen Gebirge, gegen Osten den Isarfluß, der vermög einem Meisterstück des Wasserbaus, die Stadt in vielen Kanälen, deren Wasser man, wie man will, erhöhen kann, durchschneidet, und genüßt eine scharfe, kühle, und der Gesundheit überaus gedeyhliche Luft.

Die Stadt wird durch zwei Hauptgassen, vom Neuhauser - bis Isarthore, vom Sendlinger - bis zum Schwabingerthor durchschnitten. Diese Gassen laufen nach dem Hauptplatz zusamm, und theilen also die Stadt in vier große Quartier, oder so-

genannte Viertel.

- 1) Vom Sendlingerthor bis zum Neuhauserthor das **Hackenviertel**.
- 2) Vom Neuhauserthor bis zum Schwabingerthor das **Kreuzviertel**.
- 3) Vom Isarthor bis zum Schwabingerthor das **Grafenauerviertel**.
- 4) Vom Isarthor bis zum Sendlingerthor das **Angerviertel**.

In diesen Vierteln sind alle Häuser numerirt, und derselben sind sämtlich 1700 Häuser, worunter 79 churfürstliche Gebäude; 8 landwirtschaftliche; 57 zum Stadthaus gehörige, und überhaupt 182 ständische und 112 geistliche.

So wie die ganze Stadt vom Isarthor bis zum Neuhauserthor durch eine Hauptgasse durchschnitten wird: so wird selbe dadurch in zwo Hauptpfarren getheilt. Was man, wenn jemand zum Isarthor hereinkömmt rechter Hand sieht, gehört zur Frauenpfarr; der Theil aber linker Hand zu St. Peterspfarr.

(...)

Zweyter Theil vom Kirchenwesen

Erster Abschnitt.

§. I.

Von der Anzahl der geistlichen Gebäude und Personen

In München befinden sich gegenwärtig

1 Stift.

4 Pfarren.

16 Klöster.

21 Filialen und andere.

44 Consecrirte Kapellen.

Hundert und zwölf Geistliche Häuser überhaupt. Dahin gehören

A) 1 Probst.

2 Dechant.

4 Pfarrer.

9 Canonici.

24 Cooperators, Kaplän, Ceremoniarii, und Chorvicarii.

99 Beneficaten, und prebentirte Geistliche.

7 Religiosen exposoto. 8 Geistliche Schullehrer. 24 Comentisten und Titulanten. 184

Votivisten, welche keine angewiesene Wohnung, noch bestimmte Verrichtung haben.

Im Priesterhaus bey St. Joannis befinden sich gegenwärtig 6 bis 8 Geistliche.

Dreyhundert, ein und sechzig Personen.

(sämtl.)

B) 8 Mannsklöster; worinn

a) 9 Obrigkeiten.

b) 184 Conventualen.

c) 85 Layenbrüder.

d) 6 Novizen.

- C) 11 Frauenklöster; worinn
a) 10 Obrigkeiten.
b) 275 Conventualinnen.
c) 88 Layenschwestern.
d) 20 Novizinnen.

Es befinden also sich in München. **Fünfhundert, vier und fünfzig Priester, dreihundert, drey und neunzig Religiosinnen.**

In den Frauenklöstern befinden sich 75 Kostgeherinnen; und zu deren Zahl geistlicher Personen kommen noch 4 Klausner.

(...)

[weitere Statistik:]

Gemäß vielfältiger Beobachtungen stirbt, wenn keine außerordentlichen Zeitläufte einfallen, von 24 jährliche Einer. Wenn man also 1613, welches die Zahl der im Jahr 1781 Verstorbenen ist mit 24 multiplicirt, so giebt dieß die Zahl von 38712 Seelen.

Wenn man ferner annimmt, daß sich in jeder der 8829 Herdstätte 4 Seelen befinden: so macht dieß 35316, und wollte man die Zahl 5 annehmen, 44145 Seelen.

Indeß ist München im Verhältnis mit anderen Städten eines gleichen Umfangs, und in Betracht der weitläufigen Kirchen- und Klostergebäude, welche wenigst den fünften Theil der Stadt einnehmen, sehr stark bevölkert.

Es ist darinn nach der Zahl von 37840 Seelen beyläufig der **dreyzehnte** Mann ein **ordentlicher Bürger** oder **Beysitzer**; jede vierzigste Person (falls man nämlich die Zahl von 500 annimmt, wie ich, um das Zuverlässige anzugeben, dieß oben angenommen habe) eine Geistliche; jede fünfzigste Person ein männlicher Bedienter, und jede ein und dreyßigste ein Bettler.

Dritter Theil von der allgemeinen Verfassung

Dieser Theil, den selten, oder höchstens nur im Vorübergehen, jemand berührt hat, wird dem entfernteren Ausland, und einst der Nachwelt der wichtigste seyn. Was man denen empfiehlt, welche darauf ausgehen, Menschen zu studiren, daß sie selbe nicht aus öffentlichen Handlungen, sondern zu Hause, und in kleinen, dem Schein nach, ganz gleichgültigen Dingen beobachten sollen: das habe ich in folgenden Nachrichten darzustellen gesucht, und daher nicht allein die großen Theile, sondern auch die kleinsten, unerheblichsten Züge gesammelt, in deren Zusammensetzung unser Charakter besteht. Und wie sich aus dem, was jeman ausser seinem Amt thut, so ziemlich bestimmen läßt, wie er in seinem Amt sich verhalten werde: so läßt sich aus den Vorstellungen, welche ein Volk liebt, aus den Vergnügungen, welchen es nachhängt, aus Gebräuchen, denen es vorzüglich ergeben ist, seine Verfassung errathen. Hier liegt unsre Anlage, und die bürgerliche Klugheit, mit der wie dieselbe

benutzen. Hier liegt der Grund unsrer Gebrechen, und Tugenden, und der gute Rath, jenen abzuhelpen, um diese zu ermuntern; die Kunst, sich unsrer Fähigkeiten auf die beste Art zu bedienen, und die Wissenschaft, die wichtigste und erste, und letzte, derer ein Staatsmann, und Gesätzgeber bedürftig ist, wie man uns behandeln, und anreden, und welcher Vorstellungen und Maaßregeln man sich vorzüglich bedienen soll, um uns mit den mindesten Unkosten zur Anstrengung unsrer Talente zu bewegen, und den kürzesten Weg zur Glückseligkeit zu führen, - wenn anders denen, die nie ein Unglück gefühlt und erfahren haben, daran liegt, daß wir dahin kommen.

(...)

Was das **Allgemeine** des Unterrichts und der Erziehung betrifft: so wird der Adel fast durchgehends von Privatlehrern zu Haus unterrichtet, der dünngesäete Bürgerssohn in öffentlichen Schulen größten Theils für den geistlichen Stand, und die übrigen Classen studiren nach dem Grad ihres Gutdünkens, oder einer zufälligen Anweisung. Eine Universal- oder eigentliche Nationalerziehung, wo man die sämmtliche, die vornehme, und nicht geadelte Jugend nach bestimmten Grundsätzen bildet, und den Classen derselben nach verschiedenen Graden ihrer künftigen Aemter, und Geschäfte eine zweckmäßige Erziehung ertheilt, ist nicht vorhanden. Es giebt welche, bey denen französisch, und italienisch reden können, ein bischen Geographie verstehen, und etwas von den dilletanten Wissenschaften, über Tanz, Komödie, und Malerey sprechen zu können, der höchste Grad von Wissenschaften ist. Es giebt welche, die ohne die deutsche, ihre Muttersprache, im geringsten regelmäßig sprechen, noch weniger schreiben zu können, immer französische sprechen. Es giebt aber auch welche, die wohl verstehen, daß man Kinder nicht für das, was man izt große Welt nennt, noch für den Umgang derselben, noch weniger für die gefälligste Art, sich die Zeit zu vertreiben, sondern für Geschäfte unterrichten und erziehen müsse, und die mit deutschem Stolz und Eigensinn auf einer bessern Erziehung verharren, an der man dieß einzige bedauern muß, daß sie nicht allegemein ist.

Dritter Abschnitt. **Von öffentlichen, und gemeinschaftlichen Anstalten.**

Jeder Einwohner ist bey Strafe gehalten, jeden Fremden, den er beherbergt, bey dem aufgestellten Schreiber seines Viertels zu melden, welcher sodann seinen Bericht wieder weiter zu erstatten hat. Dieß geschieht um so mehr in allen öffentlichen Gasthäusern.

Für die **öffentliche Sicherheit** ist auf das vollkommenste gesorgt, und man hat kaum ein Beyspiel, daß auf den Strassen jemand verletzt worden. Die Patrollen schaffen (nach unserm Ausdruck) in den Bauhäußern zweymal ab, und wen selbe nach zehn Uhr daselbst noch findet, wird nach der Hauptwache geführt, und da bis an den andern Morgen behalten, wo er sodann eine Geldstrafe entrichten muß. Wer eine Freynacht, oder die Freyheit, Gäste die ganze Nacht zu bewirthen, verlangt, muß nun selbe bey dem Platzhauptmann um Erlaubniß ansuchen.

So rufen auch, (gewöhnlich von zehn Uhr angefangen) alle Wachen jeden Wanderer an; und wer sich auf einer Rauferey, oder anderm Muthwillen betreten läßt, wird sofort nach der Hauptwache geführt.

Die Laternen werden (einige Zeit in Sommer ausgenommen) so bald es dunkel

wird, angezündet. Es seynd ihrer über 600, und sie beleuchten die Gassen treflich.

Von zehn Uhr angefangen, schreyen die bürgerlichen Nachtwächter (mit einem Degen und Spiese bewafnet) die Stund aus; in stürmischen Nächten rufen sie auch, man möchte sich vor Feuer bewahren.

(...) Zu den öffentlichen Anstalten gehört auch das hiesige Leihhaus oder Versatzamt, wo man jedermann gegen ein hinlängliches Pfand, und einen bestimmten Zins auf eine gewisse Zeit Geld vorstreckt.

(...) Die Strassen werden jeden Mittwoch und Samstag gereinigt, und alle Jahre werden die Bäche um, und in der Stadt ausgekehrt, nämlich, vom Unrath gesäubert.

(...) Zur Wegschaffung der Bettler, und zur Aufhebung des müßigen, und verdächtigen Gesindels sind die Romorknechte von der Polickey bestellt, welche in= und ausser der Stadt, unablässlich herumgehen, und die ihnen zugehörigen Personen gemeinlich nach dem Zuchthaus bringen.

(...) Hierher gehört die jüngst durch ein gedrucktes Schreiben bekannt gemachte höchste Anbefehlung Sr. churfürstl. Durchlaucht, Karl Theodor, vermög welcher das churfürstl. Collegium medicum die in hiesiger Haupt= und Residenzstadt München sich befindenden approbirten Aerzte, Mundärzte, und Barbirer in die 4 Viertel dergestalt eingetheilt, daß selbe den wahrhaft armen, und bedürftigen Kranken, um sich nicht mehr den so höchst schädlichen Pfuschern anvertrauen zu dürfen, ohnentgeltlich, wie es Pflicht und Menschenliebe erfordert, beyspringen sollen.

(...) Zur Besichtigung, und Prüfung des braunen Biers, ob es sowohl an Güte dem Taxe angemessen, als der Gesundheit nicht nachtheilig sey, gehen von den Rathsgliedern des bürgerlichen Stadtraths zween Komissarien so oft zur Beschau, als der Bräu einen neuen Sud gemacht; und im Falle eines beträchtlichen Fehlers wird das Bier entweder sehr herunter gesetzt, oder auf die Strasse geführt, und losgelassen.

(...) Die Thore werden im Winter um neun Uhr, im Sommer um 10 Uhr so geschlossen, daß, wer noch später ankommt, nur bey dem sogenannten Einlaß in die Stadt kommen kann, wo dann für jeder Person 6 kr., und für jedes Thier, Pferd, oder Hund, eben so viel erlegt werden muß.

(...)

Fünfter Abschnitt. Gefängnisse, Strafen, Belohnungen.

Diese können sowohl allgemein genommen, als auch für sich insbesondere, in soweit sie vom Hof, oder dem Land, von dem Militär, oder der Stadt abhängen, betrachtet werden.

Standspersonen, so lange sie sich des gerichtlichen Verdachts einer höheren Ahndung, und Untersuchung, schuldig zu seyn, noch nicht entledigt haben, werden entweder in ihren eignen Häusern, oder auf der Hauptwache, oder sonst in einem anständigen Behältniß bewachtet.

Gewöhnlicher aber ist seit einiger Zeit, zumal für Personen von etwas minderm Rang, der sogenannte neue Thurm bey dem Kostthörl, bestimmt, von welchem nachgehends die Arrestanten, mit dem Zeugnis ihrer Unschuld, wieder frey entlassen, oder im Falle einen härtern und gesetzmäßigen Verdachts, nach den Falkenthurm, oder andern Behältnissen gebracht werden. Ueber diese ist ein Lieutenant angestellt, welcher geringere Gerichtsdienere unter sich hat.

Für Bürger ist das sogenannte Schergenstübl bestimmt. In diesem sowohl, als im erwähnten neuen Thurm, wohin auch das sogenannte Schottenstübl gehört, werden die Arrestanten mit aller geziemenden Anständigkeit behandelt.

Personen des niedern Standes werden nach dem Zuchthaus geliefert, und von da wieder entlassen, oder weiter gesetzt.

Für das Militär sind die Hauptwachstuben, und der Taschenthurm.

In diesem sowohl, als in dem Falkenthurm sind die Arrestanten gewöhnlich mit Einer, oft mit mehrern Ketten geschlossen. In den engen und ungesunden Keuchen sitzen auch mehrere Arrestanten beysamm, und zwar gänzlich ohne alle Arbeit. Noch weniger darf hier jemand Besuch annehmen.

In dem Zucht- oder Arbeitshaus sind die Arrestanten in geräumigen, für beyde Geschlechter abgesonderten Zimmern beysammen, wo sie zur Arbeit angehalten werden. Hier sitzen auch die ewig Gefangenen.

Eine solche Anstalt, wo jemand, der sich keines Verdachts, oder Vergehens schuldig gemacht hat, frey, und ohne Gefahr eines Vorwurfs hingeben, und zu seinem Unterhalt zu allen Zeiten eine Arbeit fodern könnte, ist noch nicht vorhanden.

Die leichtern und anständigern Strafen bestehen in schriftlichen Verweisen, in Geldstrafen, im Arrest, wozu, ausser den erwähnten bessern Behältnissen, zuweilen der Thurm im Grünenwald gebraucht wird.

Bey leichtern Vergehungen werden diejenigen, welche sich darauf betreten lassen, nach der Hauptwache geführt, wo sie eine bestimmte Geldstrafe erlegen müssen. Betrifft es etwas härteres: so werden gemeinere Leute, die unter keine Zunft gehören, im Zuchthaus mit Arrest, wozu gewöhnlich Schläge kommen, belegt.

Einigen Zünften waren ehe eigne Strafen, im Fall, daß sie sich in Dingen, welche ihr Gewerbe betreffen, vergiengen, bestimmt. Als ein Denkmal derselben ist bey der sogenannten Roßschwemm noch die Beckerschlinge vorhanden. Man setzt nämlich denjenigen, der sich zünftig vergangen hat, in einen Korb, welcher an einem Balken festgemacht ist, und schleudert ihn in den Bach, aus welchem er aber sogleich wieder herausgezogen wird.

Alle Strafgerichte, und vor allem die peinlichen, werden bey verschlossnen Zimmern gehalten. Wird jemand peinlich eingezogen, und ist er eines Verbrechens in dem von den Gesätzen bestimmten Grad verdächtig: so schreitet man mit ihm zur Tortur, deren es verschiedene Arten und Stufen giebt, von denen einige, z.B. die

ehmalige Folter, außer Uebung kommen zu wollen scheint. Die gewöhnlichste Art besteht izt in Ausspannung der Glieder, und in Streichen mit Gärten, welches zu drey verschiedene Malen wiederholt wird. Nachdem man den gesätzmäßig Verdächtigen auf alle mögliche Weise zu bereden sucht, daß er bekennen soll, und jener darauf verharret, daß er schon wirklich die Wahrheit gesagt habe: so führt man ihn in die Torturkammer, deren Wände ganz schwarz, und um und um mit Lichtern behängt sind. Wo der Angeklagte sein Auge hinwendet, erblickt er peinliche Werkzeuge. Man kleidet ihn aus, legt ihm das Torturhemd, das auf dem Rücken geöffnet ist, an, wirft ihn auf eine Bank, und bindet ihm mit eignen Stricklein die Händ und Füsse so schmerzlich an den Füßen der Bank an, daß schon dieser Anfang für eine Art von schwerer Tortur gehalten wird. Wenn nun der ganze Körper auf alle mögliche Art gespannt ist: so versetzt man ihm mit einer dicken Gerte, oder Ruthe die zuerkannten Streiche, deren jeder das Fleisch bis auf die Gebeine entzwey schneidet. Gemeinlich besteht die erste Tortur in dreißig solcher Streiche. Dieß wird den zweyten Tag, oder doch bald darauf wiederholet, und die Streiche werden nicht selten verdoppelt. Die Nacht, ehe die dritte Tortur vorgenommen wird, legt man dem Verdächtigen einen schweren, höchst beschwerlichen eisernen Ring um die Mitte der Körpers, wodurch derselbe auf eine peinliche Art zusammengepreßt wird. Dazu kommen zuweilen eisene Handschuhe, deren Last sehr ermüdend ist. So vorbereitet führt man jenen das drittemal in die Torturkammer. Nachdem er wieder hergerichtet ist, ergreift ihn der Richter um die Mitte, und setzt, oder wirft ihn auf ein Bret, oder Stuhl, aus welchem eisene Spitze herausgehen, und ihm in das Fleisch dringen. - Wenn er nun wieder zu denken vermag, so setzt man ihn auf eine Bank, auf welcher er, gebunden, das erste= und zweytemal die gesetzte Anzahl von Streichen erhielt; dann befestigt man an jedem Daume, und jeder grossen Zehe kreuzweis eine Schnur, und durch die Hölung der Arme, welche auf dem Rücken zurückgezogen sind, steckt man eine Walze voll von eisernen Spitzen. Die geringste Bewegung verursacht in diesem Zustand unsägliche Schmerzen. Von Zeit zu Zeit zieht oder schnellt der Richter die Schnur, welches den ganzen Körper erschüttert. In dieser Stellung versetzt man ihm nun die letzten, gewöhnlich sechzig bis siebenzig Streiche. Bey jeder Tortur ist ein Medikus zugegen, welchem aufgetragen ist, den Richtern anzuzeigen, ob ein Körper im Stand sey, ohne tödtliche Gefahr die Tortur auf einen gewissen Grad auszuhalten. Vielen kostet dieselbe, wie leicht zu erachten, dem ungeachtet das Leben.

Unter die Strafen, die zugleich auch entehrend sind, gehört das Zuchthaus, der Pranger, das Schragenstehen mit Schlägen, das Brennen eines Buchstabes auf den Rücken, das Aushauen mit Ruthen, das Abschwören der Urphed, u.s.w. Hierher gehören auch einige mindere Strafen, als z.B. das öffentliche Gassenkehren etc.

Die Todesarten sind das Köpfen mit dem Schwert auf einem Stuhl; das Henken; das Radbrechen; das Verbrennen; die Verurteilten werden zuweilen in Thierhäute genäht hinausgeschleift, oder mit glühenden Zangen gezwickt, u.s.w.

Die Feyerlichkeit ist folgende. Wenn nun einem Schuldigerklärten der Tod (aber nicht die Art) angekündigt worden, so werden ihm drey Tage zur Vorbereitung zugelassen, welche ganze Zeit er in einem sehr ehrbaren Zimmer verbleibet. Er kann auch Besuche annehmen; und wenn es kein Dieb ist, der den Schaden noch nicht ersetzt hat: so kann er sogar testiren. Am Tag des Urtheils wir früh Morgens eine eigens zu diesem Ende bestimmte Glocke zum Gebeth gezogen, und ein Gegitter des Rathhauses wird mit einem rothen Tuch überhängt. Ehe man den Verurteilten aus dem Thurm führt, wird er noch einmal von den Kommissarien besucht. Sohin bindet

man die Hände auf dem Herzen mit einem Stricklein zusamm, mit welchem ihn auf dem Rücken ein Eisendiener, der nachtriet, festhält. Wenn er auf das Rathaus kömmt, so übernimmt ihn die Stadt. (welches in dem Falle, daß der Verurtheilte aus dem Kerker der Stadt kömmt, nicht nothwendig ist.) Hier wird er auf der Stiege dem Anblick des versammelten Volks dargestellt. Der Scharfrichter tritt hinzu, bindet ihn auf das neue, und bittet ihn wegen Verrichtung seines Amts um Verzeihung. Während dem liest man von einem Gitter des Rathhauses das Verbrechen, und Urtheil (welches auch gedruckter verkauft wird) öffentlich herab, nach welchem ein kleiner Stab entzwey gebrochen wird. Sodann führt man ihn auf das neue fort, und vier Männer von der bürgerlichen Schaarwache, mit eisernen Brustharnisch, und dergleichen Peckelhauben, und einige Schergen mit kurzen rothen, und blauen Mäntelchen, die selben bis an die Mitte gehen, begleiten ihn. Wenn der Richtstatt allgemach sich nähert, und ihm der Kopf abgehauen wird: so schreyet ein Scherge von derselben zu dem versammelten Volke dreymal: Stillo! verbietet auch bey Leib= und Lebenskraft Hand anzulegen, falls dem Scharfrichter sein Amt mislingen sollte. Das Gericht nähert sich zu Pferd, und das Urtheil wird vollstreckt. Diesem folgt eine kurze Leichenpredigt.

Die, welche durch das Schwert sterben, werden sogleich in die Truche gelegt, und von der Armenbruderschaft ehrlich zu Grabe getragen. So werden auch die Gehenkten am Abend herabgenommen, und begraben.

Belohnung!!

Sechster Abschnitt.

a) Leibensübungen, b) Feyerlichkeiten, c) Spiele, d) Vergnügungen.

Hier ist der Ort, wo ich viele Dinge berühren werde, welche manchen Leser beym ersten Anblick sehr unbeträchtlich scheinen möchten, und es doch nicht sind. Ich habe in der Vorrede dieser und ähnlicher Gegenstände schon erwähnt, und uns von der Wichtigkeit derselben auf eine Art zu überzeugen gesucht, welche uns Ehrfurcht für einzelne hinfällige Denkmäler alten Weisheit, als in welchen viel liegt, wenn man suchen kann einflößen soll. Alle weisen Völker bedienten sich sinnlicher, ausdrückender Bilder und Feyerlichkeiten, um ihre heiligsten und wichtigsten Wahrheiten in alle Herzen zu graben, und es ist ein Beweis von einer tiefen Versunkenheit des Verstands und des Gefühls, selbe gänzlich aufzuheben.

Unsre herrlichste, und die herrlichste Feyerlichkeit, die mein Geist sich vorstellen kann, ein Tag im Jahr, wo jedes Kind, und jeder Greis jubilirte, und jeder Vogel freudiger über die Stadt flog, war der Frohnleichnamstag vor uralten Zeiten her berühmt, und durch den Druck bekannt gemacht worden ist. Einer zufälliger Mißbräuche wegen wurde das Ganze seit kurzem sehr eingeschränkt.

(...) Vorzüglich aber verdient hier unter den Uebungen, welche bey der anständigsten Unterhaltung auch die Beförderung einer bürgerlichen Geschicklichkeit zum Zweck haben, angemerkt zu werdern, die löbliche Schützenzunft, oder Gesellschaft, welche ordentliche Satzungen und Regeln zum Grund hat, und verschiedene Freyheiten genüßt. Sie hat eine eigene schöne Schießstadt, wo sich zu allen Zeiten jedermann üben kann, und die Mitglieder sich gewöhnlich jährlich Einmal mit vieler Feyerlichkeit versammeln. Die Schützen, wie auch die Gäste, ziehen am Jakobitag von

dem Rathhaus unter klingendem Spiel aus der Stadt, wobey die Fähnlein, und die Scheiben mitgetragen werden. Bey ihrer Ankunft in der Schießstadt werden Stücke gelöst, welches bey andern Gelegenheiten, und am Ende wiederholt wird. Es versammeln sich jederzeit aus dem Inland, und den benachbarten Ländern die ansehnlichsten Gäste, und selbst der gnädigste Landesfürst beehret sie mit seiner Gegenwart. Ich habe nicht unlängste eine ganze Sammlung kleiner silberner Täfelchen, welche zu den Alterthümern der Stadt gehören, gesehen, worauf die Wappen und die Namen derjenigen zu sehen sind, die dieser Feyerlichkeit beygewohnt, und dieß Denkmaal zu seinem Andenken hinterlassen haben.

(...) In den Dultzeiten singt man auf öffentlichen Plätzen Volkslieder ab, von welcher Einführung sich der beste Gebrauch machen ließ.

Einzelnen werden auch noch Lieder vor den Häusern gesungen, welche ehemals, wie die Nachtmusiken, die noch in voller Gewohnheit sind, üblich waren.

(...) Was die eigentlichen Glücksspiele, deren einige auch zur Leibesbewegung und Uebung, andere zur Schärfung des Witzes und der Aufmerksamkeit etwas beytragen, betrifft, so sind gegenwärtig, ausser den Schießstätten, das Billard, das deutsche und französische Kartenspiel, dessen es verschiedene Arten giebt, als, das Bret, wo das Damenziehen, der lange Puff, und Schach, und die Mühl gespielt wird. Unter der gemeinern Klasse ist, neben den deutschen Karten, üblich, und allgemein das Kegelschieben, wo es wieder verschiedene Arten giebt, als das Schmarakeln, Budeln, und Langausschieben; - kleine Kegelspiele in Zimmern; - das Eisschiessen; kleinere Spiele - als das Gänsepiel - das Pfandspiel; - das Hang den Mann; - Gewette, Glückshafen, Lotterien.

(...) Zuweilen spielen auch Privatpersonen in ihren Häusern.

Siebenter Abschnitt.

Von dem Ueblichen bey der Geburt, Hochzeit, und Sterben.

Die alte Gewohnheit, der Frau, so oft sie ein Kind zur Welt bring, ein besonders Geschenk zu machen, ist noch hie und da üblich. Nach der Kindstaufe sitzen diejenigen, welche dazu gebeten worden, zu einer kurzen Mahlzeit (gewöhnlich ohne Fleischspeisen), auf welcher, besonders in Bürgers- und auch noch höhern Häusern, sogenannte Schneeballen, Käse, Konfekt, Früchten und Wein aufgesetzt, und nachmals von jedem diese Dinge den Gästen etwas in das Haus getragen wird. Bey den Bürgern macht nach etlichen Tagen die Gevatterinn der Kindsbetterinn ein Geschenk mit Eyern und Butter. (...)

Bey Leichen sind folgende Gebräuche.

Man ruft die Seelnonne, welche es auf sich nimmt, alle gehörigen Anstalten zum Leichenbegängniß zu machen.

(...) Man pflegt die Leichen der Erwachsenen gewöhnlich erst nach 48 Stunden zu begraben; dieß geschieht noch später bey den Vornehmen, welche geöffnet, einbalsamirt, feyerlich angezogen, und auf ein Paradebett gelegt werden. Auf den öffentlichen Kirchhöfen ist auch die Tiefe der Gräber bestimmt.

Wo man eine Leiche bey einer Kirche vorüberträgt, wird geläutet. Kinderleichen begleitet kein Mann, und kein Frauenzimmer die Leichen der Erwachsenen. Bey der Seelenmeeß aber finden sich beyde Geschlechter ein.

Gemeine Leichen und Arme begräbt man in der Früh; die der Bürger nach der Vesperzeit, und dann je vornehmer der Rang, je später gemeiniglich die Stunde des Leichenbegängnisses; doch werden Leute vom Rang auch um die Mittagsstund begraben.

Achter Abschnitt. Vom Ueblichen in Nahrung und Kleidung.

Allgemein gesagt, nimmt der Bürger und Handwerker noch kein Frühstück, und setzt sich um eilf Uhr Vormittag zur ersten, und um sechs Uhr Nachmittag zur zwoten Mahlzeit. Rind= oder Kalbfleisch, Bier und Brod sind das gewöhnlichste, was er genießt, und Schweins=, Kalbs= und Gänsebraten sind seine besten Gerichte, und Bier sein bester Trank. Wein, oder Brandwein wird ordentlicherweise nicht getrunken, auch nicht Toback geschmaucht.

Bey einigen Zünften sind gewisse Speisen, an gewissen Tagen, Herkommens; so muß man z.B. den Schustern alle Nachtischzeit Salat aufsetzen.

Der Vornehmere überläßt sich dem Ueblichen der Ueppigkeit, so gut es sein Vermögen leidet, oft mehr vielleicht, als seine Einnahme es zuläßt. Sein Frühstück sind Koffee, Chokolade, oder Thee, und seine Speisen und Getränke auf die Tafel sammelt er aus ganz Europa, und läßt sie, wie viele seiner Medicinen, über entfernte Meere kommen. Nach der Tafel bedient man sich scharfer, gebrannter Wässer, Weine, oder des Koffees, um die Speisen zu verdauen.

(...) Kein Mann läßt den Bart wachsen, und keine Frau (einige vom höhern Stand ausgenommen) pudert das Haar.

(...) Eine Uniform ist gegenwärtig bey keinem Civilstand gesätzmäßig eingeführt.

Neunter Abschnitt. Von dem Ueblichen der Höflichkeit und des Wohlstands.

Diejenigen äusserlichen Begegnungen, womit man einem andern zu verstehen geben will, daß man ihn ehre, heißt man die Höflichkeit. Ihre Art ist fast immer eines der ersten Kennzeichen von dem einfachen, verständigen, auch sittlichen Wesen eines Volks; und wo ein großer Grad von Rohheit, oder Schalkheit herrscht: da ist sie weit von dem, was man Wohlstand nennt, verschieden. Hier ist übrigens nicht die Rede von dem sogenannten Etiquette regierender Herren, welches aus politischen Ursachen festgesetzt worden ist.

Gegen die höchsten Herrschaften beugen alle Unterthanen das Knie; bleiben aber dabey aufrecht stehen.

(...) Das Gewöhnlichste der Höflichkeit im Umgang ist, jemand die rechte Seite zu lassen, in der Kutsche vorwärts zu sitzen, zu niemand Vornehmen, mit dem Stock in der Hand, oder mit Stiefeln angezogen, ins Zimmer zu treten, in seiner Gegenwart

mit niemand leise zu reden u.s.w.

(...) Bey öffentlichen Versammlungen, wo jedes Geschlecht abgesondert erscheint, behaupten die Männer immer den Vorrang; aber im Privatungang läßt der Mann (und dieß bis auf den unerzogendsten) dem Frauenzimmer, das er ehret, oder ehren muß, die rechte Seite.

(...) Gegen Personen, die man ehrt, bedient man sich des Wörtleins Sie, Ihnen. Der Vornehme spricht zu seinen Untergebenen Er, und Ihr, und zu den niedrigen Du. - Du, sagen auch die Aeltern zu ihren Kindern; aber wenn diese zu einer höhern Stufe gelangen, ändern einige Aeltern dieses Wort, und behandeln ihre Kinder wie Fremde.

(...) Was den Wohlstand betrifft: so besuchen wohlgezogene Frauenspersonen, ohne Begleitung eines Manns, kein Wirthshaus, und eben dieselben, die Wohlgezogenen, meyne ich, erscheinen niemals bey blutigen Auftritten.

Zehnter Abschnitt.

Vom Ueblichen des Ausdrucks bey heftigen Gemüthsbewegungen.

Die Zufälle mögen seyn, wie sie wollen, so bleiben die Eingebornen immer in den Schranken einer männlichen Mäßigkeit. Der Selbstmord, und der Todschlag aus Zorn, sind daher sehr seltene Erscheinungen, und das Jähe, wobey man ausser aller Fassung kömmt, ist ihnen, überhaupt zu reden, nicht eigen; aber desto anhaltender sind die Empfindungen, wo sie einmal Platz genommen haben. Ein heftiger Schmerz geht nicht selten in eine Schwermuth über, welche alle Lebenssäfte vertrocknet, und die Auszehrung, welche indeß freylich auch andere Ursachen zum Grund hat, ist kein ungewöhnliches Uebel. (...)

Zwölfter Abschnitt.

Provincialismen, und Sprüchwörter.

(...) Ein starkes geistreiches Volk spricht gern in Bildern, welches es gemeinlich grösser wählt, als die Sache selbst ist, welche es durch selbe, als in etwas Aehnlichem, sichtbar machen will. (...)

Unter die Sprichwörter gehört: Versprechen ist adelich, Halten bäurisch. Man trägt den Krug so lang zum Brunnen, bis er bricht. Stille Wasser fressen tiefe Gestade. Wer nichts wagt, der gewinnt nichts. Aus Kindern werden Leute. Jenseits des Bachs giebt es auch Leute. Ein gutes Ding braucht Weil. Es ist keine Kirche so schlecht, es ist das Jahr einmal Kirchweih. Es ist keine Kirche so klein, wo der Teufel nicht eine Kapelle hat. Die Katz läßt das Mäusen nicht. Man sucht keinen hinter dem Ofen, man ist dann selbst dahinter gesessen. Ein Wolf frißt den andern nicht. Wie gewonnen so zerronnen. Jedem Lappen gefällt seine Kappen. u.s.w.

Dreyzehnter Abschnitt.

Von der Gestalt, dem Wachsthum, und Lebensalter der Einwohner.

Ungeachtet es sehr schwer hält, hierüber etwas ausführliches zu berichten, weil von Zeit zu Zeit Fremde sich niederlassen, und bey den Einheimischen auch auf das Zufällige der Lebensart, welche oft die Festigkeiten unterdrückt, Rücksicht genommen werden muß: so läßt sich doch etwas Allgemeines bestimmen. Die Männer sind groß, meistens sechs Schuh, und haben einer runde, volle Gesichtsbildung, deren Hauptzüge eine biederes Wesen, und eine einladende Redlichkeit sind. Der Ton ihrer Stimme ist ungesucht, so, wie ihre Bewegungen, und ihr Gang ist bescheiden und männlich. Das Frauenzimmer wird unter das schönste in Deutschland gezählt, und es giebt überhaupt in beyden Geschlechtern, und unter den gemeinsten Ständen die geistreichsten Physionomien, von denen sich bey einer zweckmäßigen Bildung überaus viel Gutes versprechen läßt.

Indeß verursacht das Fätschen der Kinder (ein abscheulicher Gebrauch)! die warmen Getränke der Mode, wozu noch das pressende Schnüren bey Frauenspersonen, und dann die Hals- und Kniebänder kommen, manches Hemmen des Wachsthums, und nicht selten solche Verunstaltungen, deren Folgen ausgetrocknete, krüppelichte, und verschraubte Körper sind. Gleichwohl ist die Anzahl derjenigen, welche ein sehr hohes Alter erreichen, nicht geringer, als in andern Orten, und es giebt immer welche, die über hundert Jahre leben. Die Krankheiten, welche am heftigsten schaden, sind die Blattern, (das Einimpfen ist kaum jemals versucht worden) die hitzigen Fieber, und seit einiger Zeit die Auszehrungen, welche vermuthlich auch die Liebseuche, die man vor einigen Jahren kaum dem Namen nach kannte, zur Quelle haben. Lungen- und Wassersuchten sind auch sehr einheimisch, sie wie das Podagra ein nicht ungewöhnlicher Gefährde des Alters ist.

Vierzehnter Abschnitt.

Von dem Charakter der Eingebornen.

Der wahre eingeborne Münchner, und Baier ist sehr leicht von einem andern wegzukenne. Er ist männlich höflich, und schämt sich, jemand eine Schmeicheley zu sagen, welche der andere nicht verdient, oder woran sein Herz nicht denkt. Er spricht über seine Angelegenheiten ohne allem Umweg, und setzt durch seine Kühnheit den höfischen Fremden in Erstaunen; denn der Eingeborne heuchelt nicht, und wo ihm etwas mißfällt, und Unrecht däucht, sagt ers geradezu, und beurtheilt öffentlich den Vornehmen, wie den Niedern. Er sagt es laut, und ins Gesicht sagt ers ihm. Diese ihm gleichsam angeborne Gewohnheit, den geraden Weg zu gehen, begleitet ihn allenthalben, und er bleibt nicht selten der Gefahr ausgesetzt, dadurch, daß er jemand, der ihn betrügen will, für ehrlich hält, übervortheilt zu werden. Ein ähnlicher Mangel an Welttugenden ist die hergebrachte Bescheidenheit, seines Verdienstes nicht zu achten. Es haben hier ununterbrochen berühmte Künstler und Gelehrte aller Arten gelebt, und sie bemühten sich nicht im geringsten, wie sie bekannt werden möchten, und sind es bey dem Ausland immer mehr, als zu Hause gewesen. Auch ist bey keinem öffentlichen Schriftenbehältniß ein ordentliches Verzeichniß ihrer Namen, und Arbeiten vorhanden; und der Künstler verbeugt sich tiefer, als er sollte. So wird ebenfalls in mechanischen Künsten mit der möglichsten Vollkommenheit gearbeitet, und z.B. die hiesigen Kutschen, Lakirarbeiten, auch wohl Stahlarbeiten etc werden so geschmackvoll, und treflich, wie in Paris, und London verfertigt.

Was die Wissenschaften betrifft, so circuliren hier alle Kenntnisse, die der Mensch sich erklärt, oder erfunden hat, - ob nur bey Privatpersonen, ob nur in Büchern, oder auch bey Regierungskollegiis, ist hier der Ort nicht, zu entscheiden, ist auch schon entschieden für den, der aus einer Reihe, und dem gewöhnlichen Geist statistischer Handlungen zu schliessen weis. Die Gelehrsamkeit, und das, was man Aufklärung des Verstandes, Verbesserung des Geschmacks, und Erhebung des Charakters nennt, befindet sich, im Ganzen genommen, bey dem Mittelstand. Von diesem wird geschrieben, von diesem wird auch das meiste gelesen, und gearbeitet, und der Unterricht in Künsten und Wissenschaften den übrigen Ständen ertheilt. Die Kühnheit, derer sich die Schriftsteller bedienen, hat stets die Bewunderung des Auslands verdient, und wechselweise die inländischen Köpfe ermuntert. Man hat hier lange, wie man sagt, vergessen, was eben gegenwärtig nicht weit von uns als eine große Seltenheit, und als die Erscheinung einer mächtigen Aufklärung bewundert wird.

Die Musik gehört zu den Lieblingsfreuden der Einwohner, und in wohlgeordneten Häusern wird sie ohne Ausnahm als ein wichtiges Stück einer guten Erziehung betrachtet. Ueberhaupt sind sie sehr empfindsam, und weinen herzliche Thränen bey einer tragischen Vorstellung, wozu sie mehr, als zu lachenden Scherzen geneigt sind; daher verfehlt eine geistreiche Anstalt nie ihres Zwecks, und sie hangen mit Wärme und edler Unbeugsamkeit an jeder Einrichtung, oder altem Herkommen, wovon sie überzeugt zu seyn glauben, daß selbe sie alle betrifft. Sie sprechen bey gemeinschaftlichen Dingen, als gehörten sie alle zu Einer Familie, und der Name Vaterland ist ihnen heilig, und jeder Flecken, der dazu gehört, ist ihnen wichtig. Sie lieben sehr die öffentlichen Feyerlichkeiten, wo sie Gelegenheit finden, sich versammelt zu sehen, und fröhlichen Herzens zu werden. Bey ihren Lustbarkeiten ist alles Zwang, und alle Verstellung entfernt, und die Lebhaftigkeit, und das gesellige Wesen zieht jeden in den Kreis ihrer Freuden. Der wahre Eingeborne wird nicht erst hier gegen Fremde offen, und vertraut, er ist dieß zu allen Zeiten, und man darf mit ihm nicht Jahre lang umgehen, um zu wissen, woran man ist. Das Häßliche der Verstellung, und andre sittliche Krankheiten, welche theils der Umgang mit angesteckten Fremden, theils die Lectur mißverständner oder wirklich schlechter Schriften verbreitet, sind indeß nicht unbekannt; und machen den Reingebliebenen schon kennbarer. - Doch ich habe davon bereits weitläufig und umständlich genug in einer Abhandlung über die Bayern (bair. Beytr. Jahrg. 2, M. Aug.) gehandelt, und ersuche daher den Leser, sich daran zu erinnern. Das Blut der Altbayern wird nie versiegen; es ist hier gut seyn, und wer nur eine kleine Zeit zugegen ist, will hier seine Wohnung sich bauen.

(...)

Ueber
Materialismus
und
Idealismus.

Von
Adam Weishaupt,
Herzoglich Sachsengothaischem Hofrath.

Illic postquam se lumine vero
Implevit, stellasque vagas miratur et astra
Fixa polis, vidit, quanta sub nocte iaceret
Nostra dies, risitque sui *Ludibria trunci.*

LUCANUS.

Zweyte ganz umgearbeitete Auflage.

Nürnberg,
bey Ernst Christoph Grattenauer, 1787.

Dem
Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
Herrn
Ernst II.

Herzogen zu Sachsen, Gütlich, Cleve und
Berg, auch Engern und Westphalen, Landgrafen
in Thüringen, Marggrafen zu Meissen, gefürsteten
Grafen zu Henneberg, Grafen zu der Mark und
Ravensberg, Herrn zu Ravenstein
und Lonna,

Seinem gnädigsten Fürsten und Herrn,
zum Beweis
seiner tiefsten Verehrung und Dankbarkeit
widmet diese Blätter

Der Verfasser.

Vorrede.



Der so günstigen Aufnahme des Publicums hat es diese kleine Schrift zu verdanken, da sie so bald wieder in dieser veränderten Gestalt erscheint. Ich habe diese Gelegenheit so viel möglich genutzt, um manches, so vorher zu unbestimmt ausgedruckt war, näher zu bestimmen, besonders aber diejenigen Einwürfe, welche mir von einigen Herren Recensenten gegen mein System gemacht worden, so viel an mir war, nach meiner Ueberzeugung zu beantworten. Ich kann mich zum vorhinaus überzeugen, daß bey einem solchen Gegenstand, der sich von unserer sinnlichen Denkungsart so weit entfernt, noch allzeit selbst für Denker einige Dunkelheit zuruckbleiben werde. Vielleicht werde ich später hin, durch eigenes reiferes Nachdenken, oder durch neue Einwürfe noch auf manche Stellen aufmerksamer gemacht, die eine nähere Beleuchtung verdienen. Dies mag indessen genug seyn, mich, und meine Schrift derselbigen Gewogenheit des Publicums zu empfehlen, welche schon die erste Ausgabe erfahren.

Regenspurg den 30. März
1787.

Adam Weishaupt.

Daß wir selbst ein denkendes Wesen sind, daß wir Begriffe und Vorstellungen haben, daran hat wohl meines Wissens noch niemand gezweifelt. Aber! ob dieses Wesen, welches diese Begriffe, und Vorstellung hat, eine von unserm sichtbaren Körper ganz verschiedene Kraft sey, ob nicht vielmehr der Grund dieses Denkens in dem Bau und Mechanismus dieses Körpers selbst liege, darüber kommen die Meinungen der Menschen schon von den ältesten Zeiten her weniger überein. Man wurde sehr frühzeitig gewahr, daß keine einzige vorstellende Kraft in der ganzen weiten Natur ohne einen thierischen Körper wirklich seye: daß sich iede dieser Vorstellungskräfte auf das allergenaueste nach diesem Körper richte, daß sie sich mit solchem entwicke: daß dieser Körper die Verrichtungen der Seele erleichtere, oder verhindere; man glaubte, in den sogenannten Temperamenten die Gewalt des Körpers sehr anschaulich zu finden; man sah endlich, wie mit dem animalischen Leben zugleich alle Verrichtungen der Seele sich mit einemmal endigen, und aufhören; man bemerkte weiter, daß gewisse Theile unseres Körpers vorzüglich geschickt wären, die Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen, und zu bewahren. Dazu kam noch, daß man nicht begreifen konnte, wie sich die materielle Natur in einem immateriellen Subject abdrücken, welche Veränderungen in einem Wesen ohne alle Theile sich entwickeln und vorgehen könnten. Zwar konnte man selbst nach dieser Vorstellungsart eben so wenig begreifen, wie sich das Bild des ungeheuern nächtlichen Himmels in dem so kleinen Raum eines Auges zusammen drängen, und abdrücken könne; es blieben immer noch Schwierigkeiten ohne Ende, deren Auflösung weniger befriedigend war. So gerecht und quälend diese Zweifel waren, so beruhigte man sich doch mit dem Nichts erklärenden Gedanken, daß wir mit allen Eigenschaften der Materie noch nicht hinlänglich bekannt wären; man betrachtete von nun an den Körper selbst als den Grund unsrer geistigen Veränderungen, und man verwarf ohne weiteres iede

von dem Körper ganz unterschiedene denkende Kraft.

Dieses System ist das System des **gröbern Materialismus**. Sehr mittelmäßige Verstandeskkräfte waren hinreichend, dieses System zu erfinden, so sehr hängt darinn alles an der äußersten Schale: so sehr erscheint daraus, daß die ersten unmittelbaren Eindrücke, ganz allein ohne allem Mitwirken der Vernunft dieses Urtheil bestimmen. Und doch werden wir gewahr, daß sich die Anhänger dieses Systems damit ungemein gefallen, sich darin fühlen, und mit dem Besitz einer ganz vorzüglichen Weisheit schmeicheln, und hervorthun. Diese Weisheit wurde unter den ältern durch die so berufene Epikureische Schule am meisten verbreitet. Unter den neuern haben sie la Mettrie, und der Verfasser des Systeme de la Nature mit vielem Schein der Beredsamkeit erneuert, und unter sinnlichen, seichten, und gemächlichen Denkern haben sie häufige Anhänger, und Bekenner gefunden.

Daß mit dieser Vorstellungsart kein Glaube an die Zukunft und die Fortdauer unser selbst bestehen könne, leuchtet jedem von selbst ein. Es ist eine Folge, welche von keinem wahren Anhänger dieses Systems widersprochen wird. Aber eben dieses Quälende und Unangenehme einer solchen Folge hat verursacht, daß ein anderer ungleich vernünftigerer Theil der Menschen das denkende Principium von unserm sichtbaren Körper sorgfältig unterschieden, und in einer feinern unzerstörbaren Materie, oder Zusammensetzung gesucht hat. Zu dieser Vorstellungsart hatten die älteren Kosmogonien das meiste beigetragen. Die Seelen der Menschen waren nach den Lehren dieser Systeme entweder unmittelbare Ausflüsse der Gottheit, oder sie waren Theile der Weltseele, welche mit gröbern Körpern vereinigt wurden; man unterschied von nun an zwischen **Geist**, **Seele**, und **Körper**; ersterer allein war aus Gott, oder der Weltseele ausgeflossen, wohin er dereinst wieder zurückkehren sollte. Er allein war folglich himmlischen Ursprungs, von einer unvergänglichen Natur, und nur insofern unkörperlich, als er der gröbern Materie entgegen gesetzt wurde. Da man sich selbst Gott nicht weiter unkörperlich dachte, als er aus der feinsten Materie zusammengesetzt war, so konnten auch diese ausgeflossenen Theile keine von ihrer Urquelle verschiedene Natur haben. Diese Lehre war beinahe die allgemeine Lehre der ältesten, nicht bloß der heidnischen Welt. Selbst die Kirchenväter stellten sich die Natur Gottes, der Engel, und der menschlichen Seelen als körperlich vor. Dem ganzen Alterthum samt allen seinen Religionen und Schulen der Weltweisen war der heutige geläuterte Begriff einer reinen Immaterialität bis auf Descartes und Leibnizens Zeiten unbekannt und fremd. Nach Verschiedenheit dieser Schulen und Systeme wurde nun die Seele bald das feinste **ätherischste Feuer**, bald ein **Hauch**, bald eine **Entelechie**, dann eine **Zahl**, eine **Harmonie**. Das Bild eines Hauchs, dessen sich selbst die Schrift Gen. I. Vers 2. so wie im zweiten Kapitel Vers 7. bedient scheint schon darum eines der ältesten und vorzüglichsten gewesen zu seyn, weil es sich bis auf unsere Zeiten in den meisten ältern und neuern Sprachen erhalten hat. [*Pneuma*] kommt offenbar vom [*pneuo*], *spiritus* von *spirare*, *Anima*, und *Animus* kommen mit einer sehr geringen Abänderung von [*Anemos*], *ventus*, **Wind**. Diese Worte und Ableitungen verrathen sehr deutlich, welche Begriffe die ältere Welt mit solchen verbunden, was sie sich bei den Worten **Geist** und **Seele** gedacht habe.

Wenn ich dieses zweite System über die Natur unserer Seele genauer prüfe, so muß ich zwar gestehen, daß es mit der Fortdauer unser selbst besser als das vorhergehende könne vereinigt werden: daß es in den Zeiten, wo die Begriffe von Geist und Materie noch so wenig bestimmt und entwickelt waren, sehr wesentliche Dienste geleistet habe, indem es die Menschen von den Verirrungen des gröbern Materialis-

mus zurück gehalten, und in dem so nutzbaren Glauben an die Zukunft befestiget hat. Doch kann ich nicht läugnen, daß alle Hoffnung von Unsterblichkeit, welches dieses System giebt und erweckt, sich nicht so fast auf der Unvergänglichkeit dieser feinen Materie als auf der sehr willkührlichen und falschen Voraussetzung gründe, daß alle Seelen=Ausflüsse einer unvergänglichen Gottheit seyen; daß also alle diese Hoffnungen mit dieser grundlosen Voraussetzung verschwinden müßten, wenn nicht die Religion sowol als die Vernunft bessere Beweise in Bereitschaft hätten; daß also dieses System den Grund des Materialismus auf keine Art entkräfte, daß es folglich im Grund ganz materialistisch, daß es also mit dem gröbern Materialismus einen und denselbigen Schwierigkeiten unterworfen sey. Ich kann auf keine Art einsehen, warum man, da doch beide Materien Zusammensetzungen sind, von der gröbern Zusammensetzung verneinen wolle, was man ohne Bedenken von einer feinem bejaht. Entweder denkt iede, oder keine Zusammensetzung. Der gröbere Materialismus kann sich ganz derselbigen Gründe bedienen, welche die Denkkraft des feinem beweisen, so wie einerlei Gegengründe beide Systeme zugleich widerlegen. Mir scheint es sogar, wer von der feinem Materie die Kraft zu denken bejahet, der muß sich außer Stand sehen, diese Kraft von der gröbern zu verneinen. Genug! die Zusammensetzung, die Materie kann denken, darinn kommen beide Systeme überein. Und wie wollten wir beweisen, daß Denken nur eine Eigenschaft der feinem Materie sey? Sollte nicht diese Voraussetzung willkührlich, und nur zu dem Ende gedacht seyn, um die Unsterblichkeit der Seele zu retten, und um dieß zu bewirken, was muß man abermal thun? Man muß die Unzerstörbarkeit einer feinem Materie behaupten, und wo sind die unumstößlichen Beweise dazu?

Diese Schwierigkeiten haben einige Neuere, welchen reine Unkörperlichkeit unbegreiflich war, nicht weniger gefühlt. Sie glaubten zu diesem Ende einen Mittel= oder Ausweg zu finden, wenn sie eine Ausdehnung oder Materie ohne alle Zusammensetzung annehmen würden. - Ich will zuerst diese Meinung untersuchen, und sodann beide oben angeführten System des gröbern und feinem Materialismus nach meinen Kräften widerlegen. Alles hängt von der Frage ab: **Giebt es eine Materie, oder Ausdehnung ohne alle Zusammensetzung und Theile?**

Ich frage zuerst, wie konnten denkende Menschen auf einen so sonderbaren Einfall verfallen? - Ich vermthe, der Abscheu vor den Folgen des Materialismus und das Unvermögen eine reine Unkörperlichkeit zu denken, mußten sie dazu verleiten. - Sie wollten dadurch erklären und begreiflicher machen, wie der Körper in die Seele wirke, wie sich in der Seele die materielle Welt abbilde. Kurz! sie wünschten von beiden Systemen das Gute beizubehalten, und die Schwierigkeiten zu entfernen. - Nun frage ich, erreichen wir auf diese Art diesen Zweck? Wird es nun begreiflicher, wie sich die materielle Welt in einer Ausdehnung ohne Theile abbilde und abdrücke? Haben wir nicht vielmehr die Schwierigkeiten vermehrt? Denken wir uns wirklich etwas bei einer Materie, oder Ausdehnung, welche keine Theile hat? Täuschen wir uns hier nicht die mathematischen Begriffe von Ausdehnung und Raum, welche in der Metaphysik so große Verwirrungen verursachen, sobald sie zur Erklärung nicht idealischer, sondern wirklicher Dinge gebraucht werden? Ist dieser Begriff nicht offenbar aus dieser Wissenschaft entlehnt? Wer von allen Menschen hat jemalen eine Materie oder Ausdehnung ohne Theile gesehen, oder empfunden? Und wenn wir sie nicht empfunden haben, wie kommen wir sodann zu diesem so sonderbaren Begriff, dessen Realität in der ganzen Natur kein Mensch jemalen erfahren hat? Warum wenden wir diese Worte **Ausdehnung**, und **Materie**, die wir ganz allein von theilbaren Dingen abgesondert haben, auf Gegenstände an, die gar keine Theile haben sollen? Heißt

das nicht den Sinn, und die Bedeutung der Worte verändern, sich ohne Noth von allem Sprachgebrauch entfernen, und die Begriffe verwirren? Warum sagen wir nicht lieber geradezu, wir kennen die Natur unserer Seele nicht, wir wissen bloß, daß sie nicht materiell ist. Sagen alle unsere Verdrehungen der Begriffe im Grund nicht eben so viel? - Aber nein! Da tritt der menschliche Stolz, der so gern alles wissen, und entscheiden will, in das Mittel; dieser will durchaus bestimmen, was solche Wesen sind, von welchen wir nichts weiter wissen, als was sie nicht sind, und um etwas zu sagen, nimmt er seine Zuflucht zu einem Ding, das ganz unmöglich ist, wovon wir in der ganzen Natur das Gegentheil sehen; er behauptet, was nicht seyn kann, die Wirklichkeit einer Materie, und Ausdehnung, die keine Theile hat, und glaubt nun heller, als vordem zu sehen.

Aber werden die Vertheidiger dieser Meinung sagen, soll den ein Wesen ohne alle Ausdehnung begreiflicher seyn, als eine Ausdehnung ohne alle Theile? denken wir bei ersteren nicht eben so wenig? Ich antworte - wenigstens enthält ein solches Wesen keinen Widerspruch. Es muß wie ich späterhin zeigen werde, Wesen dieser Art geben, weil es zusammengesetzte Wesen giebt; ihr Daseyn ist unläugbar; nur die Art ihres Daseyns; und ihrer Einwirkung ist uns unbekannt und unbegreiflich. Aber eine wirkliche Materie, oder Ausdehnung ohne Theile ist ein Widerspruch in der Sache selbst. Nach dieser Meinung wird von der Seele eine Eigenschaft bejahet, in dem System des reinen Spiritualismus wird sie bloß allein verneint. Ein wahrer Spiritualist behauptet auf keine Art, daß die Seele einfach, oder zusammengesetzt sey: er sagt bloß, daß sie keine Materie, daß sie immateriell sey. "Aber was ist sie sodann?" - Nichts von allem, was wir sehen, oder empfinden "also gar nichts?" - Diese Folgerung ist zu stark. Es kann, und muß noch tausend andere Arten des Daseyns geben, die wir gar nicht kennen: denn wir erkennen und sehen dermal nicht mehr, als unsere Sinne erlauben; aber der Wirkungskreis Gottes und der Natur übertrifft unendlich das Gebiet unserer Sinne. Uns kann es hier schon genug seyn, daß die Seele keine Materie ist. Schon auf dieser Ueberzeugung allein gründen sich die für unsere Tugend so nöthige Aussichten auf unsere Unsterblichkeit und Dauer. - Im Grund scheint also dieser ganze Streit nichts weiter als ein Wortstreit zu seyn. Beyde Theile kommen darinn überein, daß unsere Seele keine Materie von der Art sey, wie wir solche sehen und erkennen: nur der eine will wissen, was sie ist, wo sich der andere eher mit seiner Unwissenheit als mit Träumen und Hypothesen begnügt.

Eins von beiden muß also seyn; die Seele des Menschen muß materiell oder immateriell seyn. Nun kommts auf die Frage an, **kann die Materie, oder besser, kann die Zusammensetzung denken?** Dieß wollen, und bejahen beide oben angeführte materialistische System, das gröbere, sie wie das feinere. Ich gehe in der Beantwortung auf den Grund der Sache, mit ihm fallen alle Folgen. - **Giebt es wirklich eine Materie?** Dieß ist, was ich untersuchen soll. **Ist sie etwas reelles? Oder drückt dieses Wort nur die Art und das sinnliche Bild aus, unter welchem wir uns die darunter verborgene Kräfte vorstellen, wodurch wir ihr Daseyn erkennen? Was ist denn diese Materie? Ist sie etwas mehr, als ein zusammengesetztes Wesen, als ein Aggregat vieler Theile, als ein Gedanke der Geister, der diese Theile zusammenfaßt?**

Es scheint nötig zu seyn, daß ich auf eine einleuchtende Art beweise, daß jede Materie aus sehr vielen kleinsten Theilen bestehe. Davon hängt der Grund unseres Streits ab. Es wird nöthig seyn, die falschen Begriffe, welche sich die Menschen so gewöhnlich von der Materie machen, zu schwächen. Sie unterscheiden noch immer

die Form von der Materie; sie denken sich diese beide untrennbare Dinge abgesondert; sie betrachten alle Materie als etwas, das erst unter der Bearbeitung des Schöpfers, oder der Kunst eine bestimmte Form erhalten soll: sie denken sich dabei ein Chaos, einen ursprünglichen abgesonderten Urstoff, von welchem alle Körper nur abgerissene Theile und Modifikationen sind. Auf diese Voraussetzungen gründet sich eine Menge von ältern, und neuen Träumereien. - **Also was ist diese Materie?**

Ich denke alle Menschen sind zu dem Begriffe der Materie durch die Sinne gekommen, sie haben solchen aus dieser sinnlichen Welt abgesondert, und entnommen. Da aber in dieser Welt alles, was wir gewahr werden, zusammengesetzt ist, so muß alle Materie von derselbigen Natur, sie muß ein sinnliches physisches Ganzes seyn, das aus Theilen besteht. Diese sind die eigentliche, wahre, und letzte Bestandtheile der Materie, diese fassen wir in ein einziges sinnliches Bild, dieses Bild nennen wir **Materie**. Wer also sagt, daß die Materie denkt, der muß vorher entweder sagen, **dieses sinnliche Bild, unsere Vorstellungsart denkt, oder die Theile selbst denken, aus welcher die Materie besteht.** - Wenn nun aber diese Theile denken, so kann ich nicht einsehen, was der Materialist dabei gewinnt. Diese Theile können doch nicht ewig untheilbar seyn. Jede Materie muß also aus Theilen bestehen, die keine weitere Theile enthalten, die folglich immateriell sind, und diese allein denken. Der Materialist, kann nicht begreifen, wie ein einziges immaterielles Wesen denke, und er glaubt nun heller zu sehen, wenn er von mehreren dieser Wesen behauptet, was er von keinen einzeln begreifen konnte? - **Also denkt nicht die Materie, es denken ihre Theile:**

Ich sehe neue Einwürfe vorher. Noch drei Auswege öffnen sich dem Gegner um meine Beweise zu entkräften; er muß entweder behaupten, daß alle Materie in das unendliche theilbar sey, oder er muß annehmen, daß aller Grund des Denkens nicht so fast in den Theilen, als in der Zusammensetzung liege: oder endlich muß er läugnen, daß der letzte Grund aller Wirksamkeit in den immateriellen Theilen der Materie liege, daß diese die einzigen wirksamen Kräfte der Natur sind. - Sollte es mir gelingen, jeden dieser Entwürfe gründlich zu widerlegen, so scheint mir der Ungrund des Materialismus eine erwiesene Sache zu seyn.

1) **Es giebt keine in das unendliche theilbare Materie.**

(...)

2) **keine Zusammensetzung kann denken, oder der Grund des Denkens liegt nicht in der Vereinigung einzelner Theile, welche nicht denken.**

(...) **Ich bin nicht viele. (...)**

Dieses Denken ist keine bloße Vorstellung einer andern vorstellenden Kraft: es ist diese Kraft selbst, die uns fähig macht, diese Vorstellungen zu haben; es ist die Kraft, die sich von allen Wesen der ganzen Natur unterscheidet; es ist etwas, das nicht von aussen hinzu kommt, etwas, das inner uns selbst ist. Der Gedanke ich schließt alle subjektive Vielheit aus. Er geduldet keinen Theilnehmer, er unterscheidet sich von allem, was nicht er selbst ist, und nichts ist er selbst, ich, was ausser ihm ist: was viel ist, ist ausser einander, oder es hört auf, viel zu sein.

3) Der Grund aller Wirksamkeit liegt in den Elementen und Kräften, aus welchen jede Materie und jede pyhsische Zusammensetzung besteht.

(...) Dieser Ausdruck, daß die Materie denkt, würde also im Grund nichts weiter heissen; als meine Vorstellung von der Materie denkt. (...)

..., daß unsere sinnliche Erkenntnis das Innere der Sache selbst seye.

(...) Nur alsdann nimmt der Idealist seine Grundsätze wieder zu Hülfe, wenn er auf Schwierigkeiten stößt, welche über das Gebiet der Sinne sind; wenn er Widersprüche gewahr wird, die auf keine andere Art zu heben sind; als z.B. wenn die Unfehlbarkeit seiner Sinne bezweifelt wird; wenn die Unmöglichkeit auf beyden Seiten einleuchtend ist, und folglich ein drittes vermuthet werden muß; wenn er über Verhältnisse und Lagen z.B. den Zustand der Seele nach dem Tod urtheilen soll, wo ihm das Urtheil der Sinne gänzlich unbrauchbar ist; wenn er das Innere der Kräfte näher untersuchen und bestimmen will, in wie fern diese Eigenschaft und Aeusserung der Kraft einem gegebenen Dinge unter jeder, oder nur unter dieser bestimmten Lage und Form wesentlich sey; wenn die Rede über Wesen höherer Art, oder über die Grundursachen der Dinge ist; wenn er aufgefordert wird, sophistische, oder epikureische Grundsätze zu bestreiten, den Werth der sinnlichen Güter herabzusetzen, den Vorzug der intellektuellen Vergnügungen vor jenen der Sinne zu beweisen, wenn er z.B. theosophische Systeme widerlegen soll, die auf die Wirklichkeit und Verderbnis der Materie ihre ganze Lehre gründen und daraus den Ursprung des Uebels sammt allen sittlichen Verderben ableiten; wenn er die Immaterialität der geistigen Kräfte, und aus solcher die Unsterblichkeit der Seele beweisen soll. (...)

Ich folgere und schließe also daraus: daß diese Erde sowohl, als alle übrigen Theile der Welt an und für sich nicht seyen, was sie uns erscheinen; daß aber mit dem allen unser meistes Wissen auf dieser Voraussetzung gebaut, und insofern irrig sey; daß alle unsere darauf gebauten Begriffe und Erfahrungen auf keine Art in das Innere der Seele führen; daß eben daher das unauflösliche der meisten dahin einschlagenden Aufgaben komme; daß es also der Philosophien so viele und mancherley gebe, als verschiedentlich organisirte Wesen zur Wirklichkeit gelangen; daß die uns bekannten fünf Sinne noch lange nicht die letzten, und einzigen seyen, durch welche man sich die Welt vorstellen kann, durch welche sich uns die inneren Kräfte offenbaren; daß also dieser noch weiteren Vorstellungsarten der Welt, die von der unsrigen ganz verschieden sind, noch sehr viele nicht blos möglich, sondern wirklich und nothwendig seyen.

Ich denke, alle diese Schlüsse folgen in logischer Ordnung, und sie berechtigen mich, noch weiter zu schließen:

[Es folgen ausgewählte Schlüsse / Aphorismen / Thesen, etc.; (FJK)]

1) Daß es uns unmöglich sey, dermalen schon in das Innere der Wesen einzudringen, die Entstehungsart der Welt und ihrer Grundtheile zu entdecken; daß wir von diesen aus den Gesetzen ihrer gleichförmigen Einwirkung nur so viel erkennen, als

unsere gegenwärtige Receptivität gestattet, als wir nöthig haben, unsern physischen und moralischen Zustand zu verbessern. (...)

2) Daß jede Empfindung bey diesem oder bey jenem, gleich, oder verschiedentlich organisirten Wesen im Grund nichts weiter seye, als die Wirkung äusserer Gegenstände, auf so und nicht anders empfängliche Wesen.

3) Daß mit jeder noch so unmerklichen Abänderung dieser Organisation auch notwendig eine eben so wahre, ihrer Ursach proportionirte Veränderung in dem Erkenntnißvermögen der vorstellenden und empfindenden Kräfte vorgehen müsse. (...)

4) Daß jeder Mensch kraft seiner natürlichen oder künstlichen, vermehrten oder verminderten, erhöhten oder geschwächten Sinne allzeit recht empfinde; daß keiner bey aller auch noch so großer Verschiedenheit hintergangen werde, wenn er gleich anders als alle übrige Menschen empfinde; denn er sieht die Gegenstände, wie es seine Organisation oder Receptivität leidet, und andere sehen sie ebenfalls nach der ihnen eigenen Art. Daß es also falsch sey, daß uns unsere Sinne betrügen oder hintergehen. (...)

5) Daß wir also andere nur insofern eines Mangels und Irrthums im Empfinden beschuldigen, weil wir als Parthey den Richter machen; weil wir schon als ausgemacht voraussetzen, daß unsere Art zu empfinden die einzige und wahre sey; weil ihre Art zu sehen und zu empfinden nicht die unsrige, nicht die allgemeine ist; so wie es auch ihre Organisation nicht ist; weil wir nicht bedenken, daß verschiedene Ursachen verschiedene Wirkungen hervorbringen.

6) Daß es aber auch noch ausser uns Wesen und Kräfte gebe, die uns zwar in sich unbekannt sind, doch aber durch ihre Wirkung erscheinen, und nach Verschiedenheit der Receptivität des empfindenden Subjekts sich verschiedentlich offenbaren. Daß also die Gegenstände ausser uns, auf keine Art unsere bloßen Gedanken seyen. (...)

7) Daß Scheinursachen auch Scheinwirkungen hervorbringen; so wie die von den meisten anerkannte Illusion und Richtigkeit der Farben nicht hindert, daß sich nicht ganze Künste und Wissenschaften als z.B. die Chemie, Färberkunst und Malerey damit beschäftigen, Farben hervorzubringen und gehörig zu vertheilen und anzuwenden.

8) Daß Körper, Materie und Ausdehnung als solche betrachtet, Erscheinungen seyen, hinter welchen uns diese unbekannt Naturkräfte fühlbar werden; daß wir uns vielleicht nur eine ungeheure Menge dieser im verborgnen auf uns wirkenden Kräfte als ein Ganzes unter dem einzigen Bild denken und vorstellen; daß wir sodann dieses Bild mit dem Namen eines Körpers, Materie oder Ausdehnung belegen. (...)

9) Daß man nach diesen Grundsätzen die Wahrheit oder Falschheit derjenigen Lehren prüfen und beurtheilen könne, welche die Materie als tod, formlos, als den Ursprung des Uebels, den Körper als den Kerker der Seele betrachten, die wegen den Urheber der Materie in Verlegenheit sind, oder diese mit Gott gleich ewig betrachten. (...)

10) Daß selbst unsere Körper so wie unsere Organisation als solche auch nur Er-

scheinungen seyen; daß diese Wörter und Redensarten und vor sich nichts weiter ausdrücken, als die uns eben so unbekanntere Receptivität unserer Vorstellungskraft; die Fähigkeit, die Wirkungen dieser ausser uns auf uns wirkenden unbekannteren Kräfte uns so, und nicht anders auf diese bestimmte Art vorzustellen; die Lage, welche unser denkendes Wesen unter den übrigen Welttheilen behauptet, durch welche es bestimmt wird, und seine Einwirkungen erhält; die Gegenstände ausser ihm, welche ihm die nächste sind.

11) Daß derselbige Gegenstand, wenn er auf tausend verschiedene Organisationen wirkt, ob er gleich mir, der ich so organisirt bin, nur unter dieser Gestalt z.B. eines Baums erscheint, doch für die übrigen Organisationen nach Verschiedenheit ihrer Natur in tausendfach verschiedener Gestalt erscheinen müsse; für Wesen von ganz verschiedenem Sinnenbau sogar als etwas erscheinen müsse, wovon wir dermalen noch gar keinen Begriff haben; daß der Baum nicht für alle Wesen ein Baum oder ein jedes anderes Bild aus dieser Organisation sey; daß also jeder Gegenstand die Anlage habe, auf tausenderley Art zu erscheinen, so wie unser Angesicht in einen Plan= Hohl= oder Convexspiegel freilich noch immer als Angesicht, (weil es noch immer ein Spiegel ist, in welchen wir uns beschauen) aber doch nach Verschiedenheit dieses Spiegels bald ordentlich, bald lang, bald breit, bald groß, bald klein, bald umgekehrt erscheint. Diese verschiedene Organisationen sind im figurlichen Ausdruck diese Plan= Hohl= oder Convexspiegel. (...)

12) Daß dasjenige, was beständig und allgemein allen, oder doch den meisten Menschen, auf eine bestimmte Art erscheint, ob es im Grund gleich nur eine bloße Erscheinung ist, für uns eben so viel, als Wirklichkeit, folglich eine beständige gleichförmige Wirkung dieser unbekannteren Kräfte sey; daß aber diese Verschiedenheit der uns bekannten Organisationen ihre teleologische Gründe, ihren sehr großen Nutzen und Zweck habe; daß sie uns diene, die höhere, oder jene Art von Wahrheit zu finden, welche nicht nur eine, sondern durch mehrere der uns bekannten Organisationen bestätigt wird.

13) Daß also unser meistes Wissen, so wie auch unsere Sprache sich auf der Voraussetzung gründe: daß diese Welt samt ihren Theilen wirklich in sich selbst seyen, was sie uns erscheinen; daß hiemit der Sprachgebrauch hierin wenig oder gar nichts entscheide; daß unsere Philosophie größten Theils Philosophie der Erscheinungen sey, daß diese Lehre nothwendig dem lächerlichsten Mißverständnis müsse ausgesetzt bleiben, so lang die Sprache nicht dazu eingerichtet ist.

14) Daß es also auch für alle Wesen von ganz verschiedener Organisation, oder auch von merklich veränderter Receptivität, eine eigene Physik, Moral, Philosophie, Gesetzgebung, vielleicht für gewisse Wesen nicht von dem allem, und statt dessen andere uns unbekanntere, höhere, dieser neuern Organisation angemessene Wissenschaften gebe; wenn anders Wissenschaften sich bloß für Menschen und auf keine Art für solche Organisationen schicken.

15) Daß also jede Organisation ihre individuelle, ihre nur allein eigene Wahrheit habe, die, wenn sie gleich nicht höchste allgemeine Wahrheit, doch nicht eben darum Falschheit, oder Irrthum ist, weil sich solche durch andere Organisationen nicht bestätigt; daß alle unsere gemeine Wahrheit sich nur auf diese von unsern Sinnen abgezogene Prämissen gründe, und in so fern Wahrheit sey. Aendert aber die Organen: so fällt das Eigene, Individuelle hinweg, ein neues Individuelles tritt an die Stelle des

vorhergehenden, die Erfahrungen und Prämissen sind auf einmal geändert. - Und dann nichts von dem Allen, was vordem war: - eine andere Welt, andere Gegensätze, ein anderes System, eine andere Wahrheit, für uns in dieser Gestalt gar nicht denkbar und begreiflich. - Vielleicht Unmöglichkeiten möglich, vielleicht nur sehr wenig von dem allen, was wir wissen, was wir jetzt sind, - dermalen unfähig Erfahrungen darüber zu machen. - Mangel an Worten und Sprache. - Oder was nutzen Worte, wo die Begriffe fehlen? wo die Worte nur ausdrücken, was wir jetzt sind und erfahren? Also gar nicht auf das können angewendet werden, was wir erst unter andern Formen erfahren sollen? - Sagt dem Blindgebohrnen nicht, daß es eine Sonne gebe, welche leuchtet, (denn die erwärmende Sonne kennt er durch sein Gefühl) und er hat sodann so wenig, als überhaupt von einem Licht einigen Begriff davon. Aber öffnet ihm sodann auf einmahl auf einmahl und das erstemal die Augen, welche neue erstaunliche Scene betäubt ihn sodann? Dieser Blinde ist unser Bild. In uns, so wie in ihm, schlummert die Fähigkeit in dieser Weltform eine neue Welt, noch unendlich verborgene Schätze und Reichthümer der unerschöpflichen Natur, so wie ihres unendlichen Urhebers zu sehen und zu erkennen. Aber noch sind wir blind; noch liegt eine tiefe Nacht auf unsern Sinnen, auf den dazu erforderlichen Organen. Ob es also nicht auch bey uns wirklich diese Art von Blindheit giebt, die, ob sie uns gleich aus Mangel weiterer Aussichten Nachrichten und Erfahrungen unmerklich ist, doch andern Wesen nicht unbemerkt bleibt? Ob uns der Tod nicht einst diesen Staar sticht, um sodann auf einmal in eine neue, uns unbekannte Welt zu schauen? Ob nicht schon das, was uns bey diesen Sinnen, in dieser Gestalt, Fäulnis des Körpers scheint, dieses Schauen selbst ist? Ob nicht vielleicht das, was hier für uns bloßer toder Körper ist, das, was unter dieser Hülle verborgen liegt, schon wirklich dieses höhere, obgleich für uns unmerkbar Leben lebt?

16) Also mit jedem neuen Organ der Vorhang hinweggenommen, der bisher für diese Sinne undurchdringliche Schleyer aufgehoben. - zugleich damit eine neue Welt in der vorhergehenden Welt - so zu sagen, in einer einzigen Welt tausend und tausend Welten für tausend und tausend verschiedene Zuschauer. - Alle diese Welten ineinander gegründet, im engsten Zusammenhang - jede derselben durch die vorhergehende vorbereitet und herbeygeführt - eins, und doch dabey tausend und tausend - und in jeder dieser tausend und tausend Welten, deren jede bey nahe unendlich ist, neue, vollkommene Größe, Ordnung und Harmonie, immer wachsende Vollkommenheit. - Die Natur in neuer grösserer Pracht, Gott in neuer Herrlichkeit - die erstaunlichste Mannigfaltigkeit in der möglichsten Einheit! - Welcher Begriff von der Hoheit Gottes, von der Grösse der Natur ist mit diesem zu vergleichen? Welcher höhere ist gedenkbar? - und dieser Begriff ist Folge des Idealismus.

17) Also in sich keine Sonne, Mond, Sterne, Menschen, Thiere, Erde, Feuer, Luft, Wasser. Nur für uns all dieses, und selbst für uns nur so lang, als wir so organisirt sind, als wir diese Lage in der Welt, diese Receptivität haben. Selbst alle mathematischen Wissenschaften haben nur in so lang und in so fern Gewißheit und Dauer, weil alle Ausdehnung und Grössen Erscheinungen sind, weil sie diese Ausdehnung und Grössen als wirklich voraussetzen.(...)

18) Selbst alle bisher unauflösliche Schwierigkeiten über Zeit und Raum, über die Theilbarkeit der Materie, über Cohäsion der Körper, über Bewegung und Ruh, über leeren und vollen Raum, über das Einfache und Zusammengesetzte sind Streitigkeiten über Erscheinungen. - In und an sich selbst ist nichts zusammengesetzt, nichts einfach: nur in dieser Gestalt und nach unserer dermalen darauf gebauten Logik

giebt es hierin kein Mittel. Die unbekannte auf uns wirkenden Kräfte sind nicht zusammengesetzt, aber sie sind eben darum nicht nothwendig einfach. - Sie sind Materie, sie sind immateriell: dies ist alles, was wir wissen. Der Begriff des Einfachen ist ein sinnlicher menschlicher Begriff: wir erhalten ihn, indem wir bey jeder Theilung zusammengesetzter Dinge endlich auf solche Theile stossen, wo unsere Kräfte nicht mehr zureichen, um sie noch weiter zu theilen. Der Begriff des Einfachen ist im Grund ein bejahender Begriff, denn er sagt, was eine Sache sey: aber der Begriff des immateriellen ist durchaus verneinend.

19) Eben so verhält es sich mit dem Streit von der Ewigkeit oder Anfang, so wie mit der unendlichen Ausdehnung oder Schranken der Welt. - Die Welt als solche mit dieser Form sinnlicher Gegenstände ist Erscheinung; sie hat also in dieser Gestalt mit dieser unsrer Organisation angefangen, mit dieser Receptivität gewisser Wesen, mit der Fähigkeit, uns die Theile der Welt auf diese uns eigene Art vorzustellen. Mit dem ersten Menschen ist im eigentlichen Verstand diese Weltform entstanden. Und für jeden Menschen entsteht nach seinem Tod die künftige Welt, so bald er die Fähigkeit erhält, sich die Welt auf die diesem Zustand eigene Art vorzustellen. Für den Blinden entsteht die Sonne, und die ganze Gesichtswelt, so bald diese seine ursprüngliche Blindheit gehoben wird. Aber die Kräfte, die wir uns unter diesen gegenwärtigen sinnlichen Bildern vorstellen, waren unendlich lange vorher gewesen, ehe sie uns unter dem Phänomenon dieser Welt erschienen sind. Um eine Sonne zu sehen, sich als Sonne vorzustellen, mußte es Wesen mit Augen geben, in welchen die Fähigkeit war, sich diese Naturkräfte unter diesem Bild vorzustellen, und ein Wesen mit etwas mehr als Augen, erkennt in dem, was wir Sonne nennen, etwas das wir nicht sagen können, weil uns die Sinne mangeln, um solches zu empfinden, etwas, das wir erst empfinden werden, wenn wir dereinst diese Sinne erhalten, das erst alsdenn für uns entstehen soll. Kurz, mit unsrer dermaligen Receptivität ist zugleich diese Gestalt der Erde und der Welt entstanden.

20) Vielleicht, so wie jedem Blindgebohrnen die Nachricht von der Wirklichkeit einer leuchtenden Sonne, Offenbarung ist, konnte auch insofern alle übrige Offenbarung anticipirte, avancirte Erkenntniß gewisser, erst unter andern Gestalten begreiflicher, denkbarer Wahrheiten, seyn. Diese Offenbarung konnte nebst andern Ursachen dem Menschen gegeben seyn, um ihn gegen seine dermalige Erkenntniß mistrauisch zu machen, um seinen Forschungsgeist zu reizen, das geoffenbarte mit dem wirklich erkannten zu vergleichen, eine Vereinigung zu versuchen, die Unmöglichkeit dieser Vereinigung einsehen zu machen, und ihn eben dadurch noch weitere Wahrheiten einer höhern Art vermuthen zu lassen; um den Zusammenhang zwischen dieser neuen künftigen und der gegenwärtigen zu gründen, und hier unten schon anzufangen.

21) Welche trostreiche Aussicht für die Fortdauer unsers Ichs! Sterben heißt nach diesen Begriffen und Voraussetzungen aufhören, so zu sehen, zu erkennen, zu schliessen, Menschen, Thiere, Bäume zu sehen. Sterben heißt sodann nicht gänzlich aufhören, ohne alle Vorstellungen zu seyn. Es heißt vielmehr, eine andere neue Organisation erhalten, sein Receptivität verändern, diese nämlichen Gegenstände auf eine Art sehen, erkennen, die Raupenhaut abstreifen, dem, was ausser uns ist, die Masque abnehmen, näher in das Innere der Kräfte, obgleich auch dann noch sehr unvollständig, eindringen. Sterben heißt gebohren werden, und gebohren werden heißt für eine ältere Form sterben; unter einer Gestalt aufhören, um unter einer andern zu wirken, zu erscheinen. - Nach dem Tod wird also freylich der Mensch nicht

mehr denken, (dies kann man den Materialisten sehr gern zugeben) denn denken setzt den Gebrauch dieser Sinne, dieser unsrer dermaligen Vorstellungsart der Welt voraus. Denken ist also wie das Phänomenon Mensch. Aber dann wird die vorstellende Kraft nicht gänzlich aufhören. Unser Geist, unser Ich, das was bishero in uns gedacht, wird eine höhere Modifikation erhalten, die mit unserm neuen Zustand eben so wesentlich verbunden ist, als es das Denken mit dieser Organisation war. Es wird diese Modifikation kein Denken seyn, aber in diesem Mangel aller Erfahrungen und Worte haben wir keinen andern Ausdruck. Wir werden also aufhören uns die Welt auf diese Art, die Kräfte, welche z.B. die Gestalt eines Baums für uns erscheinen machen, unter der Gestalt dieses Baums, so wie aller anderer uns schon bekannten Form zu sehen und vorzustellen; wir werden aber nicht aufhören, auf eine andere ganz verschiedene Art thätig zu seyn. Der Tod ist der Uebergang von einer Art die Gegenstände zu sehen, zu einer andern ganz neuen. Es ist die Einweihung in höhere Weltkenntnisse; es ist das stufenweise Fortrücken zu einer höhern Einsicht in das Innere der Wesen. Es wird nöthig seyn, öfter und mehrmalen zu sterben, seine Formen oft zu verändern, um diese Einsicht immer höher, heller, richtiger und allgemeiner zu erhalten.

22) Auch unsre verstorbenen vorausgegangenen Freunde, ihr uns so wehrtes Ich, ist für uns nicht verlohren, so wie wir es dermalen schon für sie nicht sind. Ich **Ich** bleibt allzeit noch ein Theil dieses Weltalls, das ausser uns ist und wirkt, so weit alles ohne Ausnahme aufeinander wirkt, obwohl diesen Sinnen nicht fühlbar, oder von uns erkennbar auf uns. Wir erscheinen ihnen zwar nicht auf diese Art unter dieser, aber doch allzeit auf eine ihrer neuen Organisation eigene Gestalten; so wird sie im Gegentheil, wenn sie uns sichtbar werden sollen, uns nie unter den uns bekannten Formen vernehmlich werden können. Hier wäre sogar für jeden, der Lust dazu hat, Gelegenheit, der Lehre von der Seelenwanderung einen natürlichern philosophischen Sinn zu geben, als sie selbst bey ihren Anhängern niemals gehabt. - Diese verstorbene erinnern sich unsrer nicht. Denn Erinnern ist nur für Menschen. Aber, obwohl wir nicht wissen, wie und was der Actus ist, wodurch Verstorbene sich diejenigen vorstellen, die in dieser Hülle von uns so organisirten Menchen genannt werden, so sind wir doch allzeit ein Gegenstand ihrer Verstellungen. Tausend verschiedentlich organisirte werden mich, der ich nun allen, die um mich sind, so und nicht anders erscheine, unter tausendfacher Form und Gestalt, nach Verschiedenheit ihrer Receptivität erkennen: warum sollte also in Rücksicht der Verstorbenen eine Ausnahme seyn? (...)

23) Erscheint uns seiner Zeit, nach der allen Menschen bevorstehenden großen Metamorphose, wo die gegenwärtige Welt verschwindet, die neue Weltform, diese neue, unbekante, bisher nur vermuthete Land; werden wir die dieser neuen Weltform eigene Organisation unsrer vorausgegangenen Freunde ebenfalls erhalten: warum sollen wir sie sodann nicht wieder finden, da wir selbst in dieser Mittelzeit nicht für sie verloren waren?

24) Wenn das, was wir in dieser Gestalt von den Wesen ausser uns, von dem Phänomenon Erde und Welt, erfahren haben, aller Täuschung und Erscheinung ungeachtet, schon so vortreflich, ordentlich und harmonisch war, in der entsetzlichsten Mannigfaltigkeit ordentlich und harmonisch war: wie viel Ursache haben wir nicht, uns auf den Tod, auf diese noch weit vollkommnere Einsicht in das Innere einer noch viel bessern Welt freuen, wenn wir hier den Grund so gelegt, daß die Folgen einer bessern Zukunft sich ungehindert anschließen! Wird hier nicht der Tod zum Eingang

in ein bessers Leben, zum Triumph unsrer Natur? Wie groß muß diese Scene seyn, wenn es Geistern, die an so viel Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit schon hienieden gewöhnt sind, beynahe unmöglich wird, noch etwas größeres zu denken? Und wie unendlich groß muß derjenige seyn, der seinen Geschöpfen solche Seeligkeit bestimmt hat! Sollte man nicht glauben, daß die Vorsicht eben darum dem Menschen seinen künftigen Zustand verborgen, weil die Gewißheit einer solchen unsrer noch wartenden Herrlichkeit uns dieses Leben unerträglich machen, und uns reizen würde, den Ausgang aus solchem zu beschleunigen, in der thörichten Absicht, an dieser Seeligkeit einen um so frühern Antheil zu haben?

25) Wenn denn, wie bisher erwiesen worden, in dieser einzig sichtbaren Welt, noch tausend und tausend Welten enthalten sind, für tausend und tausend verschiedene Zuschauer; wenn aber weiters jedes Wesen bloß allein Zuschauer seiner ihm angemessenen Welt wäre, von keiner andern Kenntnisse hätte; wenn nicht das nämliche Subject, durch Abänderung seiner bisherigen Organisation, Zuschauer einer weitern Welt werden, seine dermalige Form überleben, sich in eine höhere Sphäre hinaufarbeiten, von einer Weltform in die andere schauen, Zeuge von der wundervollen Verbindung dieser auseinander entstehenden, in einander sich gründenden Formen seyn könnte: wozu wäre sodann dieser entsetzliche Vorrath und Reichthum von Welten? Wozu auf dieser Erde so viele Welttheile, Königreiche, Länder, Städte und Dörfer, wenn jeder bestimmt wäre, nicht über seinen Flecken zu schreiten? (...)

26) Wenn also diese in einander enthaltene verschiedene Weltformen, diese unsere so verschiedene sich nach und nach auseinander entwickelnde Organisationen, dieses dazu führende, wechselsweis auf einander folgende Leben und Sterben auch unter sich selbst verbunden seyn muß, weil alles verbunden ist, ja vielmehr erst durch dieses Abzwecken zu einem gemeinschaftlichen Zweck ihren Werth erhalten; wenn dieses Abzwecken zu einem gemeinschaftlichen Zweck ihren Wert erhalten; wenn dieses Abzwecken erkannt, diese Weltenreihe, wie sie auseinander entsteht, die Folge von jeder vorhergehenden ist, und in dieser sich gründet und durch sie vorbereitet wird, überschaut werden kann: so mag damit gar wohl die große Pythagoreische Reise bestehen. Es wäre sogar notwendig, wenn nicht sogleich nach Ablegung dieser Form dieser Zusammenhang für uns sichtbar würde, daß wenigstens, wenn nach dem Ablauf jedes neuen Weltlebens die Resultate unsrer Erfahrungen und Beobachtungen durch den stärkern Eindruck des neuen Lebens verdunkelt würden, solche nur schlummern; aber nachdem diese Reise durch eine unbestimmbare Weltenzahl beschlossen worden, daß sodann alles Ressorts und Behältnisse der gesammelten Welterfahrungen auf einmal losspringen, um sich nach ihrer ganzen Reihe vor unserm denkenden Ich darstellen. - Diese Reise wäre sodann nicht von einem Gestirn zum andern, von einer schon bekannten Gestalt und Organisation in eine ebenso bekannte von Thieren in Menschen, von Menschen in Thiere. Wie wäre noch allgemeiner und erstaunlicher. Sie gieng von einem Universum und Weltall zu einem andern von dem vorhergehenden gänzlich verschiedenen, von einer schon bekannten zu einer ganz verschiedenen Organisation, von welcher dermalen unser Verstand keinen Begriff hat, und unsre Sprache keinen Ausdruck. (...)

27) Durch eben diesen stärkern Eindruck des neuen Lebens wird auch begreiflich, warum wir uns dermalen unsers vor diesem unsern gegenwärtigen Menschenleben vorausgegangenen Zustandes gar nicht mehr erinnern; ob wir gleich dadurch so viel gewonnen, daß wir durch, vielleicht zum erstenmal in dieser Stufe erhaltenen, Ge-

brauch unsrer Vernunft, durch die hier erhaltene Fähigkeit, analogische Schlüsse zu machen, mit großer Zuversicht auf diesen vorausgegangenen Zustand schließen, wenn uns gleich die Art und Weise, sammt der nähern Beschaffenheit, durch die stärkere Wirkung des gegenwärtigen Lebens verdunkelt sind, bis sie dereinst, durch was für uns bishero unbekanntes Mittel wieder erwachen. Vielleicht aber auch schreibt sich diese Unwissenheit über unsern vorhergegangenen Zustand davon her, daß wir auf der großen Leiter, die wir zu unsrer Vollkommenheit hinaufsteigen, zum erstenmal auf diejenige Stufe gelangt sind, mit welcher Vernunft und die Fähigkeit, sich seines vorigen Zustands zu erinnern, verbunden sind: eine Fähigkeit, die sich erst mit dem Anfang der kommenden Stufe äussern wird.

28) Wenn aber nun alles, was wir empfinden, erkennen, nicht in das Innere der Sache selbst führt, sondern bloßes Resultat der Einwirkung von Dingen ausser uns, auf so und nicht anderst organisirte Wesen ist: so muß es nothwendig eine zweyfache Wahrheit geben: eine, welche anzeigt, was an der Sache selbst ist, das Objective, Absolute der Wesen, der Kräfte ausser uns. Diese Wahrheit heißt sodann absolute Wahrheit. Eine andere, welche Wirkung anzeigt, welche dieses innere Objective, bey diesen so organisirten Wesen, gemäß ihrer Receptivität hervorbringt: und diese letztere Wahrheit im allgemeinen zuerst untersuchen, und dann auf ihre Abtheilungen hinübergehen. (...)

29) (...)

30) (...)

31) (...)

32) Die(..) ontologische Wahrheit ist diejenige, in welcher sowohl die allgemeinen, als jene besondern, natürlichen oder künstlichen Organisationen übereinkommen; die durch keine allgemeine oder besondere Organisation, durch keine Gelbsucht, Teleskop oder Mikroskop, durch keinen Plan= Hohl= oder Convex=Spiegel anders erkannt wird. So hoch und gewiß sie aber auch in Rücksicht auf die beyden übrigen relativen Wahrheiten ist: so bleibt sie doch mit dem allen noch relativ, ist noch lange nicht absolut; und es ist sehr möglich, daß manche Sätze davon durch Entdeckung einer neuen Organisation nicht bestätigt werden, sondern als Illusion erscheinen. Es ist aber auch möglich, daß gewisse Sätze davon durch alle möglichen Organisationen die Probe halten werden, bey einigen hat es sogar den Anschein der Gewißheit, die aber nicht zur Evidenz gelangen kann, ehe alle Erfahrungen vollendet sind. Diese Wahrheit ist also mit dem allen nur so lang wahr, und höhere Wahrheit, als die Sachen und Erfahrungen auch für die Zukunft in dem Stand bleiben werden, worin sie dermahen sind; sie sind noch immer menschliches Wissen, obgleich höheres Wissen des Menschen. Der Tod allein kann und muß zeigen, wie viel davon die Probe halten werde, welche neue Eigenschaften der Dinge wir dadurch entdecken werden, und selbst dieses wird sodann vielleicht noch lange nicht das letzte seyn. Um viele noch verborgene Eigenschaften der Dinge, neue Manifestationen dieser unsichtbaren Kräfte kennen zu lernen, wird es nötig seyn, oft zu sterben. Jeder Tod ist der Eintritt in eine neue Welt, in ein neues Leben. (...)

33) Von allen relativen Wahrheiten sind ontologische die höchsten. Sie sind die Grundlage unsers Wissens, das Rectificatorium unsrer Sinne und aller unsrer Erscheinungen, das untrügliche Kennzeichen, ob etwas nur bloße Erscheinung sey, der

Leitfaden, an welchen wir uns bey dieser Ungewißheit zu halten haben, der feste Grund, auf welchem wir stehen, der Ort von dem wir ausgehen. Durch diese allein sind wir im Stand, sogar in die Vorwelt und etwas näher in die Zukunft zu dringen. Diese sind die Anfangsgründe unserer Erkenntniß, aus ihnen folgern wir weiter und weiter, an ihnen prüfen und vergleichen wir unsre spätern Erfahrungen, auf diese wenden wir sie an, und finden neue Grundsätze, um neue Entdeckungen zu machen: und so ordnen sich ganze Systeme, die wir alle am Ende auf diese Grundsätze zurückführen.

34) Welche sind nun aber diese Grundsätze? Unter solche darf kein Satz aufgenommen werden, der nicht durch alle uns bekannte Organisationen bestätigt wird, oder logische Folge eines solchen allgemein bestätigten Grundsatzes ist. (...)

35) (...) Alle Begriffe, alle Wahrheiten, welche z.B. ohne den Gebrauch des Geichts nicht können gedacht oder erhalten werden, die sich am Ende dahin auflösen, sind relativ; sie sind bloß für Wesen, denen die Vorsicht diesen Sinn zugehört und gegeben. (...)

36) Aber so groß und erhaben auch immer diese ontologischen Wahrheiten sind; so sehr auch die Fähigkeit, solche zu sammeln und einzusehen, von der höhern Würde unsrer Natur zeigt: so unfähig bleiben wir doch, das Innere der Sache selbst, oder die absolute Wahrheit einzusehen. - **Absolute Wahrheit** ist das, was, an und für sich, an der Sache selbst ist. Sie ist diese unsichtbare Kraft, die uns durch ihre Wirkungen erscheint, auf uns verschiedentlich organisirte Wesen verschiedentlich wirkt. Sie ist nicht für diese Sinne, Gestalt, für diese Weltform, oder für Menschen. Sie kann niemahls geändert werden. Diese Kraft bleibt Kraft, wirkt allzeit, wirkt auf verschiedene Subjecte auf verschiedene Art, so wie sie es leiden, ihrer Receptivität gemäß, und wird eben dadurch der Grund und die Quelle aller Erscheinungen und unsrer relativen Wahrheit. - Dieß ist alles, was wir von ihr wissen.

37) Absolute Wahrheit ist für Gott, und für Gott ganz allein. Gott erkennt die Kräfte und das Wesen der Dinge. Creaturen urtheilen und schließen nach den Wirkungen dieser Kräfte, nach der Art, wie sie ihnen erscheinen, wie sie sich ihnen offenbaren; sie schließen von da aus auf den Grund und die Beschaffenheit der verborgenen Kraft, auf die Wirklichkeit derselben. Gott erkennt die Handlungen der Menschen nicht als solche: oder er müßte dazu uns ähnliche Sinne und Körper haben. Er kennt sie aber als Wirkungen dieser ihm allein anschaubaren Kräfte, die Menschen so erscheinen, und von ihnen nach ihrer Sprache und Art so genannt werden. An sich, also auch für Gott, giebt es keinen Raum, Zeit, Bewegung, Körper, Ausdehnung, so wie es offenbar für ihn keine Hitze und Kälte, Licht und Finsterniß, keine Schönheit und Häßlichkeit giebt. Das Unbegreifliche seiner Erkenntnißart, anbey die Nothwendigkeit, mit Menschen über Gott nach ihrem Fassungsvermögen zu sprechen, verbunden mit der Armuth unsrer Sprachen, verursachen sehr häufig, daß wir in den Fehler des Anthropomorphismus verfallen. Dadurch schaffen wir sodann die Unendlichkeit zur Endlichkeit um.

38) Aber wie gelangt der Idealist zur Erkenntniß eines Gottes? - Ich denke weit leichter, als in jedem andern System. (...)

39) Und nun die Anwendung auf die Moral, auf diese Königin aller Wissenschaften.- Welchen Grad von Gewißheit haben ihre Grundsätze? (...) Sind sie absolut oder

relativ? und wie groß ist ihre Relativität? Wie kann Tugend mit diesem System bestehen? ist sie nicht vielmehr ein leerer Name, ein Blendwerk für diese Gestalt? - Nach den obigen Voraussetzungen wird es keinem meiner Leser bedenklich fallen, sie ebenfalls unter die relativen Wahrheiten zu rechnen; aber vielleicht nähern sich von allen Grundsätzen keine mehr der absoluten Wahrheit, als die Grundsätze der Moral. Sie gründen sich mehr auf die innere als äussere Empfindung, auf die angenehmen oder widrigen Eindrücke, die ich erfahre. Die Beweise von der Relativität der moralischen Grundsätze, so wie von der menschlichen Tugend scheinen mir folgende zu sein:

1) Unter allen Wesen, die wir kennen, ist der Mensch das einzige sittliche Wesen. (...)

2) Nicht einmahl alle Menschen sind sittliche Wesen. (...)

3) Tugend ist Vortreflichkeit, Vollkommenheit der Natur, bey jedem gegebenen Wesen. Jedes Wesen hat also seine ihm eigene Tugend. (...)

40) Diese Tugend ist zwar relativ, weil sie nur für Menschen ist; aber der Idealismus hebt sie nicht auf. Denn mit Aenderung ihrer Natur geht nur das eigene dieser Natur verlohren; das Generische, die Vollkommenheit der Natur bleibt, und diese richtet sich nach der kommenden Gestalt, wird mit dieser verändert, und wird zur neuen Vollkommenheit einer neuen Form, die nun erst erscheint. Tugend bleibt immer, und nur die Art tugendhaft zu seyn, ist der Veränderung unterworfen. Der Mensch soll nach dem Tod werden, was der Vorsicht gefällt; er hat und behält doch allezeit eine, obschon veränderte, Natur. Diese ist einer eigenen, correspondirenden Vollkommenheit fähig, und diese ist sodann seine Tugend, so bald sie von ihm erreicht wird. Sie wird sogar, statt seiner vorigen menschlichen, eine höhere Tugend, wenn seine Natur einen Zuwachs von Vollkommenheit erhält. Der Mensch hört also nach dem System des Idealismus nicht auf, tugendhaft zu seyn; er verändert und verwechselt nur seine Tugend und Pflichten gegen andere, in dem Maaß, als er seine Organisation verändert, von welcher seine vorige Natur eine Folge, so wie seine vorige Tugend war. Es mag seyn, daß mit dieser Abänderung manche Pflichten hinwegfallen (denn wer wird ferner die Pflicht zur Mäßigkeit im Genuß der Speisen erfüllen sollen, wenn die neue Organisation für keine Speisen gemacht ist?) Aber diese Pflichten waren sodann Folgen der vorhergehenden Organisation, Mittel um unangenehme Eindrücke auf eine so empfindende Natur zu entfernen; an deren Stelle treten nun andere, uns unbekannt, die abermahls eben so natürliche Folgen dieser uns unbekannt Organisation sind, die eben so zweckmäßige Mittel sind, die neuen widrigen Eindrücke der Gegenstände ausser uns auf unsre veränderte Empfänglichkeit zu schwächen und zu verhindern. Oder wer wird ferner Pflichten gegen eine Frau in einem Zustand haben, wo kein Ehestand gedenkbar ist? Pflichten gegen Kinder, wo keine Zeugung statt findet? - (...)

41) Die Gegenstände ausser uns mögen also an sich oder für andere Wesen seyn, was sie wollen; für uns, so lang wir diese Empfänglichkeit haben, sind sie nicht weniger, als wirkliche, reelle Dinge. Die ersten Gründe unsrer Sittlichkeit liegen nach obigem in der angenehmen oder unangenehmen Einwirkung äusserer Gegenstände auf uns so empfängliche Wesen, in der Beziehung auf diese Einrichtung unsrer Natur. So lang diese Natur dieselbige ist, (und diese hebt der Idealismus nicht auf) so bleiben auch alle Gründe der Sittlichkeit und Tugend. Selbst diese Natur kann sich niemahls so sehr ändern, daß nicht allzeit Vervollkommnung ihr Zweck und Bestimmung sey, so verschieden auch die Wege sind, um nach Verschiedenheit der Organisation dazu zu gelangen. Tugend bleibt Tugend unter allen Gestalten, denn sie ist

Vervollkommnung seiner Natur. Jede ist derselben fähig. Aus der Verschiedenheit dieser Naturen entsteht die Verschiedenheit der Tugend. Und die Tugend einer höhern Natur ist darum keine schlechtere Tugend, weil sie nicht Tugend des Menschen ist; so wie die Tugend des Menschen nicht dadurch verliert, daß sie nicht zugleich die Tugend niederer Wesen ist. **Alles ist in und auf seine Art vollkommen und gut.**

* * *